

Strukturelle Bedingungen von Anomia

**Zur Integration der klassischen Konzeptionen
von Anomie und deren
Relation zur Theorie der strukturellen Spannungen**

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zürich

vorgelegt von
Felix Fischer
von
Meisterschwanden / AG

Angenommen auf Antrag von
Professor Dr. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny

Zürich, 2002

Vorwort

Die Idee zu dieser Arbeit ist langsam gewachsen. Am Anfang stand 1995 die Mitarbeit bei einer Befragung der Zürcherinnen und Zürcher zu ihrer Einstellung gegenüber Ausländern. Diese Untersuchung – Teil des Nationalfonds-Programms *Das Fremde in der Schweiz* – war als Replikation der 1969 von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny geleiteten Studie zur Migration konzipiert.

Das 95er Datenmaterial war in der Folge Grundlage meiner Lizentiatsarbeit zur Theorie der strukturellen Spannungen, in der strukturtheoretischen Tradition des Soziologischen Institutes der Universität Zürich.

Die Weiterentwicklung des Grundgedankens jener Arbeit zur vorliegenden Dissertation kam auf Anregung von Professor Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny zustande, dem ich für seinen Anstoss und die Betreuung der Dissertation zu tiefem Dank verpflichtet bin. Erwähnen möchte ich zudem Professor Peter Atteslander vom Swiss Institute for Development in Biel, der mir freundlicherweise das Datenmaterial aus Bulgarien, China und Australien zur Verfügung gestellt hat.

Core parts of this treatise were written during stays in Australia and Canada. I want to express my gratitude to Carol Taylor for providing me with this opportunity. And I'd like to include Galinette and Mao in this short acknowledgement; two purring fellows helping pass the times of annoyance and doubts a project like this inevitably evokes.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Theorieansatz	5
2.1 Konzepte	5
2.2 Das Handeln	7
2.2.1 Zur Genese des Handelns	7
2.2.2 Zur Ontologie des Handelns	11
2.3 Die Norm	18
2.4 Die Rolle	22
2.5 Die Institution	26
2.6 Die Position	30
3. Ordnung der Struktur / Strukturelle Spannungen	32
3.1 Zum Begriff der Struktur	32
3.2 Macht und Prestige	34
3.3 Die drei Ausprägungen struktureller Spannung	38
3.4 Kritik	40
4. Soziale Schichtung	46
4.1 Zur Forschungsgeschichte der Schichtung	49
4.2 Eigenschaften und Aspekte der Schichtung	51
4.3 Das Ende der Schichtung?	54
5. Statusinkonsistenz	56
6. Thesen	64
6.1 Thesen gemäss der Theorie der strukturellen Spannungen	64
6.2 Thesen zum Einfluss der Bildung ausserhalb der strukturellen Spannungen	66
7. Methoden	69
7.1 Regressionsanalysen	70
8. Auswertungen	73
8.1 Hypothese 1: Rangspannung	73
8.2 Hypothese 2: Ungleichgewichtsspannung	83
8.3 Hypothese 3: Substitution der legitimierenden Statuslinie	92
8.4 Hypothese 4a: Sperrung des politischen Bereichs	96
8.5 Hypothese 4b: Sperrung des ökonomischen Bereichs	98
8.6 Hypothese 4c: Sperrung des sozialen Bereichs	100
8.7 Hypothese 5: Neofeudale Absetzung	101
8.8 Hypothese 6a: Strukturelle Weitsicht	104
8.9 Hypothese 6b: Kulturelle Distanz	106
9. Zwischenbilanz	109
10. Anomie	110
10.1 Emile Durkheim	110
10.2 Robert K. Merton	113
10.3 Anomia – ein eindeutiges Konzept?	125
11. Strukturelle Spannungen und Anomie	128
12. Das Modell	132

13. Empirische Erweiterung unter Berücksichtigung der Werttypen	136
13.1 Thesen zur Werttypenabhängigkeit der Umsetzung von Spannung	136
13.2 Faktoranalyse	138
13.3 Clusteranalyse	140
13.4 Pfadanalyse	147
14. Zweite Zwischenbilanz	154
15. Strukturelle Bedingungen von Anomia im internationalen Vergleich	160
15.1 Australien	163
15.2 China	171
15.3 Bulgarien	182
16. Epilog	188
17. Bibliographie	189
18. Anhang	195

1. Einleitung

Die gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und ideologischen Systeme dieser Welt befinden sich im Umbruch. Das ist keine neue Erkenntnis. Individualisierung (Beck), Wechsel zu wissensbasierter Gesellschaft und Ökonomie (Thurow), Wertewandel (Inglehart) und die neue Weltordnung mit der Suche nach dem dritten Weg in Europa (Giddens) waren die Schlagworte des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Mit den Veränderungen in allen Sphären verblissen vertraute Erklärungsmuster der sozialen Phänomene. Die Soziologie muss deswegen nicht neu erfunden werden; neue Paradigmen – so beliebt die Proklamation neuer Metatheorien bei postmodernen Sozialwissenschaftlern sein mag – sind nicht notwendig. Die Elemente der sozialen Systeme, die "sozialen Tatsachen", sind gegeben. Doch sie werden neu geordnet und kombiniert, globalisiert oder marginalisiert, beschleunigt und adaptiert.

In der vorliegenden Arbeit soll ein soziales Phänomen untersucht werden: Das Wesen systembedingter Spannungen¹. Durkheim sah die Ursache anomischer Spannungen in der Masslosigkeit des menschlichen Wesens, die es in Zeiten sozialen Umbruchs aus der brüchig gewordenen sozialen Verankerung löst und ihm so die Orientierungssicherheit nimmt. Bei Merton ist die anomische Spannung eine Ziel-Mittel-Diskrepanz; nicht alle Gesellschaftsmitglieder verfügen über die notwendigen Mittel, die von der Kultur vorgegebenen Ziele auf den sanktionierten Wegen zu erreichen.

Betrachtet man die "Weltgesellschaft", wäre zu erwarten, dass anomische Spannungen die sozietaalen Teilsysteme geradezu virulent heimsuchen: Welche Gesellschaft wäre nicht von einem sozialen Umbruch betroffen, wo verbreitet die globalisierte Wirtschaft nicht die Kunde von der Notwendigkeit der ökonomischen Wertmaximierung?

Und? Werden die Individuen – oder auf einer höheren Ebene die Nationalstaaten – von anomischen Spannungen zerrissen? Wie manifestieren sich diese Spannungen eigentlich? Welche Ursachen haben sie, auf wen wirken sie ein? Sind sie latente Begleiter jeden Systems? Existieren sie überhaupt? Sind sie nicht blosses Artefakt, konstruiert von theorieversessenen und methodenhörigen Soziologen; gibt es da draussen, in der sozialen Wirklichkeit, so etwas wie "anomische Spannung"?

Diesen Fragen wird in der vorliegenden Arbeit nachgegangen. Ausgehend von Grundelementen der sozialen Welt – soziales Handeln, Norm, Wert, Institution – soll eine Analyse der modernen Gesellschaft unter dem Aspekt erfolgen, mögliche Ursachen von Spannungen theoretisch herzuleiten. Von diesem Theoriegebäude abgeleitete Hypothesen werden an Daten aus Zürich, Bulgarien, China und Queensland getestet.

¹Im Wesentlichen also die Ursachen und die Art anomischer Spannungen, wobei sich zeigen wird, ob mit diesem Begriff das ganze Feld systemisch induzierter Spannungen abgedeckt werden kann.

Zahlreiche theoretische und methodische Klippen sind auf diesem Weg zu umschiffen, mancher Versuch mag in einem ausweglosen Seitenarm enden, von den Strudeln der Begriffsverwirrungen ganz zu schweigen. Die bestehenden Karten basieren nicht alle auf demselben Koordinatennetz. "Anomie" scheint bei Merton eine andere Bedeutung zu haben als bei Durkheim. Dennoch werden Orientierungs- und Deprivationsanomie in der sozialen Forschung kaum unterschieden. Desgleichen in der Frage, auf welcher Ebene sich denn "Anomie" manifestiert. Bisweilen wird sie als "Anomia" auf der Ebene des Individuums "gemessen" und zur Anomie auf Gesellschaftsebene aufaddiert, invers dazu manchmal als Eigenschaft des sozialen Systems verstanden, das auf die Individuen wirkt. Dabei stellt sich natürlich die Frage der Messbarkeit: Genügt es, "objektive" Anomieindikatoren auf Gesellschaftsebene zu erheben? Oder sollen die Individuen befragt werden? Und wird dann mit Fragen wie "Heute weiss man nicht mehr recht, auf wen man sich verlassen kann" tatsächlich so etwas wie Anomie bzw. Anomia erhoben? Können Daten aus China, Bulgarien, Australien und der Schweiz überhaupt miteinander verglichen werden? Überschatten die kulturellen Diskrepanzen nicht jedwede "gemessene" Varianz der Spannung? Macht ein Begriff wie "Anomie" in einer – möglicherweise – grundlegend anderen Kultur wie China überhaupt Sinn?

Hier soll eine theoretische Integration entstehen, ausgehend von einer Analyse der Gesellschaftsstruktur auf der Basis des kleinsten sozialen Elements: des sozialen Handelns. Was nicht bedeutet, dass die vorliegende Arbeit im soziologischen Spektrum auf der Mikroebene anzusiedeln wäre oder ihre Wurzeln gar in der (Sozial-) Psychologie hätte; wenn auch interdisziplinäre Offenheit angestrebt wird. Immer mit dem Ziel, das Wesen strukturell induzierter Spannungen zu ergründen.

2. Theorieansatz

Wie kommt es zu anomischen Spannungen? Durch Normenzerfall beziehungsweise Ziel-Mittel Konflikte. So die beiden Ansätze auf Basis der Arbeiten von Emile Durkheim und Robert Merton. Begründet werden sie im Falle der Orientierungsanomie in der Notwendigkeit von Normen und Institutionen für die Bestandessicherung der Gesellschaftsstrukturen einerseits und die Leitfunktion für die Bedürfnisse und Handlungen der Individuen andererseits. Im Falle der Deprivationsanomie liegt die Begründung in der Bedeutung gesellschaftlich festgelegter Ziele, die auf normierten Wegen zu erreichen sind. In beiden Fällen liegt die Ursache der Anomie in der Sozialstruktur begründet, wenn auch in unterschiedlichen Aspekten. Bei Durkheim ist die Anomie prozessual, ausgelöst durch den Wandel mit dem Zerfall der Institutionen. Bei Merton ist die Anomie latenter Aspekt der Sozialstruktur, durch die ungleiche Verteilung der Mittel bei gleichzeitiger globaler Verbindlichkeit der Ziele.

Nun gilt es, die Beziehung von Struktur und Anomie darzustellen. In einem ersten Teil soll hergeleitet werden, was "Struktur" eigentlich ist und wie deren Elemente untereinander in Verbindung stehen.

2.1 Konzepte

Begriffe und Konzepte wie Norm, Institution, Status tauchen in dieser Diskussion wiederholt auf. Mills (1963: S. 69) skizziert diesen Themenkomplex wie folgt:

«Die Menschen handeln miteinander und gegeneinander. Jeder zieht die Erwartungen anderer in Betracht. Wenn diese gegenseitigen Erwartungen genügend scharf umrissen und dauerhaft sind, nennen wir sie Normen. Darüber hinaus erwartet jeder, dass die anderen auf sein eigenes Handeln reagieren. Wir nennen diese erwartete Reaktion Bestätigung. Einige werden als positiv empfunden, andere nicht. Wenn die Menschen sich nach Normen und Bestätigungen verhalten, können wir auch sagen, dass sie zusammen Rollen spielen. Und was wir als Institutionen bezeichnen, lässt sich vielleicht am ehesten als eine mehr oder weniger konstante Anordnung von Rollen definieren.»

Damit kommen zwei weitere Begriffe ins Spiel: Rolle und Handeln. Die (Mikro-) Soziologie kann als Wissenschaft bezeichnet werden, die menschliches Handeln in Bezug auf dessen Rollenhaftigkeit, Normgebundenheit und Institutionalität betrachtet.² In der Tradition des methodologischen Individualismus bildet hier das Handeln – genauer das soziale Handeln – den Grundstein des Theoriengebäudes. Es ist allerdings kein eigentliches "Atom" der

² Im Gegensatz etwa zu intrinsischer Motivation.

Soziologie, wie Schütz in seiner Suche nach den Urphänomenen des gesellschaftlichen Seins darlegte³:

«Seine [Webers] Analyse der sozialen Welt bricht in einer Schicht ab, die nur scheinbar die Elemente des sozialen Geschehens in nicht weiter reduzierbarer oder auch nur in nicht weiter reduktionsbedürftiger Gestalt sichtbar macht. Der Begriff der sinnhaften und daher verstehbaren Handlung des Einzelnen, der eigentliche Grundbegriff der verstehenden Soziologie, vermittelt aber keineswegs die eindeutige Fixierung eines echten Elementes sozialen Geschehens, sondern ist nur der Titel für eine viel verzweigte und der weiteren Durchdringung sehr bedürftigen Problematik.» (Schütz, 1993: S. 15)

Eingedenk dieser Problematik bildet das Handeln den Ausgangspunkt zu den Betrachtungen der Sozialstruktur.⁴

³ Diese Arbeit verstand Schütz als Kritik an Webers Konzeption der verstehenden Soziologie.

⁴ «First a word should be said about the units of social systems. In the most elementary sense the unit is the act. This is of course true [...] of *any* system of action. The act then becomes a unit in a social system so far as it is part of a process of interaction between its author and other authors.» (Parsons, 1952)

2.2 Das Handeln

Handeln ist, nach Max Webers viel zitierter Definition, ein menschliches Verhalten, ein äusseres oder innerliches Tun, Dulden oder Unterlassen, dem der Handelnde selbst einen subjektiven Sinn gibt.

Weshalb "handelt" der Mensch? Als Lebewesen hat er unweigerlich ein "Verhalten". Offenbar ist es nun eine spezifische Eigenschaft des Menschen, mit der Kategorie "Sinn" zu operieren, die ihn als "handelndes Tier" die Welt durchstreifen, sie auch verändern lässt. Die eigentlich Antwort auf dieses "weshalb Handeln?" ist zweigeteilt in eine anthropologische und eine ontologische Komponente. Weshalb die Gattung Mensch befähigt und bemüssigt ist zu handeln, soll in der anthropologischen Perspektive nach Gehlen betrachtet werden. Was das Wesen der Handlung ist, weshalb das Individuum handelt und wie es Sinn konstituiert, soll mit handlungstheoretischen Ansätzen von Weber und Parsons bestimmt, die Sinnfrage mit der phänomenologischen Methode von Husserl, Schütz und Luckmann angegangen werden.

2.2.1 Zur Genese des Handelns

Der Mensch ist, um Nietzsches Diktum zu verwenden, ein "nicht festgestelltes Tier". Er ist unfertig, ein "Mängelwesen", ein gerade deshalb zwingend "weltoffenes Wesen". Damit rückt unweigerlich die Arbeit Arnold Gehlens in den Blickpunkt, der die beiden letztgenannten Begriffe geprägt hat. Mit "Mängelwesen" meint er das naturgemässe Fehlen eines zuverlässig funktionierenden, sein Verhalten leitenden Instinktapparates. Doch weshalb setzte sich dieses so unvollkommene Wesen in der Evolution (vorläufig) durch⁵,

«Warum ist es der Natur eingefallen, ein Wesen zu organisieren, das der ungemeinen Irrtumsfähigkeit und Störbarkeit des Bewusstseins ausgesetzt ist? Warum hat sie den

⁵ Entwicklungsgeschichtlich weist Gehlen mit seinem Konzept des "Mängelwesens" auf einige Unklarheiten der Evolutionsforschung hin: Der Mensch ist auch morphologisch mit "Mängeln" behaftet; so ist etwa sein Schädel "primitiv" (keine Schnauzenbildung, keine Spezialisierung der Eckzähne. Diese Kopfform ist auch bei Affenföten zu beobachten). Da sich nun evolutionstheoretisch spezialisierte Organe nicht zu unspezifischen zurückentwickeln können, müssten eigentlich in der Ahnenreihe alle Wesen entfernt werden, die mit den heutigen Anthropoiden in eine Klasse gestellt werden könnten. Das würde die Reihe unserer Vorfahren enorm auslichten. Und wie hätten allfällige, bereits mit unseren "Mängeln" ausgestattete Proto-Humanoide die Jahrtausende ihrer Entwicklung zu Homines überlebt? Jeder Säbelzahniger hätte sich gefreut auf eine Begegnung mit diesen instinktschwachen, morphologisch mangelhaft ausgestatteten, weder als Flucht- noch als Raub- oder Baumtier (die zum Hangeln geeigneten Extremitäten der baumbewohnenden Affen sind ebenso spezifische Organe, die sich nach gängiger Lehrmeinung nicht rückentwickeln können) konzipierten Wesen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma bietet Bolk (siehe Gehlen 1993, S. 115) mit seiner Stabilisierungs- bzw. Retardationsthese an: Beim Menschen werden Durchgangsstadien, die allen Primaten gemeinsam sind und in der Fötalentwicklung der Affen durch eine dann noch folgende je besondere Spezialisierung abgelöst werden, festgehalten bzw. stabilisiert. Das entspricht einer allgemein festzustellenden "Retardation" in der individuellen menschlichen Entwicklung, mit der Verzögerung jeder Phase des menschlichen Lebens, etwa der langen Kindheit oder dem langen Leben nach der Geschlechtsreife.

Menschen nicht lieber, statt mit 'Seele' und 'Geist' mit ein paar sicher funktionierenden Instinkten mehr ausgestattet?» (Gehlen, 1993: S. 16).

Seine Bezeichnung des Menschen als "Mängelwesen" ist keine Definition, sondern ein transitorischer, substanzloser Begriff; er soll im Vergleich zum tierischen Wesen zur eigentlichen Natur des Menschen führen, zu seiner Weltoffenheit, die ihn zur Ausnahmeerscheinung in der Fauna macht. "Weltoffen" heisst, dass der Mensch in keinem bestimmten Milieu natürlich lebensfähig ist. Seine Existenzfähigkeit ist insofern fraglich, als die blosse Lebensfristung für ihn ein Problem darstellt. Dieses Problem ist kategorisch different zum Überlebenskampf der Tiere. Diese besitzen einen instinktgeleiteten Verhaltensapparat, der ihnen das Überleben ermöglicht – so die Umweltgegebenheiten in ihrem Milieu dies zulassen. Der Mensch muss seine Möglichkeiten zuerst aus sich selbst herausholen. Der Mensch lebt nicht, er führt sein Leben.⁶ Das Tier hingegen lebt im Hier und Jetzt, mit der Zeit. Ihm begegnen die Mittel zur Lebensfristung in seiner natürlichen Umwelt.

«Das Tier lebt im Jetzt, also problemlos: eine ihm nicht einsichtige und von ihm nicht beeinflussbare Ordnung und Harmonie, die man unter dem Begriff 'Biozönose' untersucht, sorgt dafür, dass ihm die Mittel der Lebensfristung schon begegnen werden [...] es lebt mit der Zeit. Der Mensch, den 'schon der künftige Hunger hungrig macht' (Hobbes) hat 'keine Zeit': ohne Vorbereitung des morgen wird dieses morgen nichts enthalten, wovon er leben könnte. Deshalb kennt er die Zeit.» (Gehlen 1993: S. 53)

Wenn auch das "Weil-Motiv" von Gehlen hier etwas eigenwillig verwendet wird⁷, spricht er den Faktor an, der den Kern des Bewusst-Seins bildet: eben die Zeit. Der Mensch dürfte das einzige Wesen sein, das eine konkrete Vorstellung vom Konzept "Zeit" hat.⁸ Er weiss um das Gestern und das Morgen, weiss um die Endlichkeit der eigenen Existenz, kann mit dem Konzept "Zeit" schliesslich – wie später gezeigt wird – Erlebnissen und eigenen Handlungen Sinn verleihen. Ohne Kenntnis von Zeit gibt es nichts Sinnhaftes, kein "weil" und kein "um zu". *Bewusst Sein* heisst, sich aus dem stetig dahinfließenden, fraglos gegebenen Hier und Jetzt lösen zu können, eine Vorstellung des eigenen Ortes in der Raumzeit zu entwickeln.

Das Bewusstsein befähigt den Menschen zu handeln (zur Erinnerung: sein Verhalten mit einem

⁶ Wobei im Menschen durchaus Residuen von Instinkten angelegt sind, etwa elementare Fähigkeiten der Nahrungssuche/-aufnahme von Neugeborenen

⁷ *Weil* der Mensch mangels Instinkten ohne Vorbereitung des Morgen dieses nicht überleben würde, kennt er die Zeit. Eigentlich bereitet der Mensch doch das Morgen vor, *weil* er die Zeit kennt und deshalb um die Möglichkeit kommender Probleme weiss. Doch Kausalitäten sind in evolutionstheoretischen Analysen selten einfach zu bestimmen.

⁸ Möglicherweise haben hochentwickelte Tiere ein diffuses Schema, das der Unabänderlichkeit des Zeitlaufes entspricht – ohne hier eine Diskussion um die Qualität tierischer "Intelligenz" starten zu wollen. Elefanten scheinen sich eines Konzeptes von Tod bewusst zu sein; jedenfalls gibt es gewisse ritenhafte Handlungen, die sie an den leblosen Körpern ihrer Artgenossen vollziehen. Schimpansen scheinen befähigt zu sein, mit dem Konzept "Zahl" zu operieren, vielleicht hat eine Spezies eine irgendwie geartete Abstraktionsleistung zum Tages- und Jahreszeitenverlauf vollbracht.

subjektiven Sinn zu verbinden). Bewusstsein und Instinktmangel bedingen einander; zwischen instinktivem und bewusstem Verhalten besteht ein Verhältnis der Ausschliessung; zumindest nach Gehlens Auffassung.

Analytisch kann dem eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden, besteht doch zwischen instinktivem und bewusstem, intelligentem Verhalten eine kategorische Differenz. Sinnhaftes Verhalten ist von anderer Qualität als instinktives Verhalten. Und doch muss sich diese Differenz evolutionsbiologisch gesehen stufenweise entwickelt haben. Zweifellos sind bei unseren nächsten Verwandten in der Fauna Elemente von Bewusstsein zu beobachten; so erkennen hochentwickelte Primaten ihr eigenes Spiegelbild, sind also zu einer gewissen Objektivierung ihrer selbst befähigt. Und auch bei unserem eigenen Verhalten sind durchaus Zwischenformen vorhanden. Webers Kategorien des affektuellen und insbesondere des traditionellen Handelns liegen, in seinen eigenen Worten, «an der Grenze des sinnhaft orientierten Handelns» (Weber 1976: S. 12).

Zum Wesen des Handelns gehört auch die Freiheit der Wahl. Sei es, eine Handlung zu vollziehen oder nicht; sei es, zwischen verschiedenen Handlungsalternativen auszuwählen. Auch beim blossen Verhalten existieren – rückblickend – oft Alternativen. Sie sind jedoch im Ablauf des Verhaltens selbst nicht präsent. Werden sie es, wird das Verhalten zum Handeln, da die Entscheidung bewusst vorgenommen wird.⁹

Doch wie laufen instinktgeleitete Entscheidungsfindungen ab? Wie also wählen Tiere unter Verhaltensalternativen? Und gibt es Entsprechungen im menschlichen Verhaltensmuster?

Ein Beispiel: Eine Katze möchte die Wohnung verlassen, getrieben vielleicht von der Jagdlust oder vom Bewegungsdrang. Ein Mensch öffnet ihr die Türe ins Freie, die Katze läuft ein paar Schritte ... und realisiert, dass es regnet. Die Feline wird nun typischerweise in ihrer Bewegung inne halten und schwänzeln.¹⁰ Offensichtlich steht sie vor einem Dilemma: Sie möchte raus, mag aber Regen nicht. Ein Mensch würde abwägen, was ihm wichtiger ist: Trocken zu bleiben oder das Motiv weiterzuverfolgen, das ihn veranlasst hat, die Wohnung zu verlassen.

Über den Entscheidungsfindungsprozess der Katze kann nur spekuliert werden: Sie "weiss" aus Erfahrung, dass Regen nass macht und dass das Gefühl von Nässe unbehaglich ist.¹¹ Aber da

⁹ Z.B. beim Verhaltensmuster "Nasenbohren", das zu Hause auf der Fernsehcouch oft unterbewusst ausgeführt wird. Bisweilen ertappt man sich dabei, diese instinktnahe Tätigkeit auch in der Öffentlichkeit auszuführen, womit das Verhalten schlagartig ins Bewusstsein rückt, abgebrochen und somit zur sinnbeladenen Nichthandlung wird.

¹⁰ Durchaus eine Parallele zu typisch menschlichem Verhalten; auch Hominide nehmen bei Entscheidungsfindungen oft Ersatzhandlungen in der Situation des Noch-nicht-Handelns vor; man spielt etwa mit einem Bleistift, reibt sich die Nase, wippt mit dem Fuss oder fährt mit der Zunge über die Lippe.

¹¹ Wie auch immer man sich das Wesen von höheren Säugetieres vorstellen mag, scheint doch klar zu sein, dass sie gewisse affektuelle Zustände einnehmen können, die jenen des Menschen nicht unähnlich sind; individuell ausgeprägte Verhaltensweisen, die mit "Zuneigung", "Aufmerksamkeit", "Zufriedenheit" und ähnlichem umschrieben werden können.

ist doch der Impetus, der sie dazu veranlasst hat, ins Freie gehen zu wollen. Wahrscheinlich wägt auch die Katze ab; nicht bewusst auf der Ebene von Motiven, sondern schlicht affektiv: sie folgt jenem instinktgeleiteten Antrieb, der sich als stärker erweist.

Auch Menschen wählen oft affektiv, an der Grenze des bewussten Handelns. Wer Lust auf ein Joghurt verspürt, den Kühlschrank öffnet und die Wahl zwischen einem Erdbeer- und einem Kirschenjoghurt hat, wird die Wahl in den seltensten Fällen ausrationalisieren.¹² Man greift zu und lässt sich von der momentanen Neigung zu einer gewissen Geschmacksempfindung leiten.

Der Mensch hat also durchaus instinktive Residuen. Traditionales Handeln hat formale Ähnlichkeit mit instinktgeleitetem Handeln; affektuelles Handeln ist mit ihm inhaltlich verwandt. Das spezifisch menschliche ist aber das motivgeleitete Handeln: das sinnhafte, bewusste Verhalten ist Handeln im engeren Sinne.

«Der Mensch ist das handelnde Wesen. Er ist in einem noch näher zu bestimmenden Sinne nicht 'festgestellt', d.h. er ist sich selbst noch Aufgabe – er ist, kann man auch sagen: das stellungnehmende Wesen. Die Akte seines Stellungnehmens nach aussen nennen wir Handlungen, und gerade insofern er sich selbst noch Aufgabe ist, nimmt er auch zu sich selbst Stellung und 'macht sich zu etwas'. Es ist dies nicht Luxus, der auch unterbleiben könnte, sondern das 'Unfertigsein' gehört zu seinen physischen Bedingungen, zu seiner Natur, und in dieser Hinsicht ist er ein Wesen der *Zucht*: Selbstzucht, Erziehung, Züchtung als In-Form-Kommen und In-Form-Bleiben gehört zu den Existenzbedingungen eines nicht festgestellten Wesens. ... Der Mensch ist schliesslich *vorsehend*. Er ist – ein Prometheus – angewiesen auf das Entfernte, auf das Nichtgegenwärtige in Raum und Zeit, er lebt – im Gegensatz zum Tier – für die Zukunft und nicht in der Gegenwart.» (Gehlen 1993, S. 30)

Biologisch gesehen ist die Weltoffenheit des Menschen eine gewaltige Belastung – durch die enorme, a priori unstrukturierte Reizüberflutung. Unter natürlichen, tierischen Bedingungen wären diese seine Mängel eine enorme Einschränkung der Lebensfähigkeit. Vom Menschen werden sie allerdings handelnd gerade zu Mitteln seiner Existenz gemacht. Er bewältigt die Realität um ihn herum, indem er sie ins Lebensdienliche verändert – und damit aus Natur Kultur schafft.

Dazu musste er sich nicht nur stammesgeschichtlich als Gattung weiter entwickeln und ab einem bestimmten Zeitpunkt Kulturleistungen über die Generationen hinweg tradieren; der Mensch wird auch in der individuellen Entwicklung von dieser Weltoffenheit entscheidend geprägt: Jedes neugeborene menschliche Kind ist eine Art normalisierte Frühgeburt, da es während des ersten Lebensjahres über keine artgemässen Kommunikationsmittel und Bewegungsweisen verfügt. Das Neugeborene ist – im Vergleich zu anderen Säugetieren – noch

¹² Beispiel für eine zweckrationale Entscheidungsfindung zu einer bestimmten Handlungsweise wäre etwa, wenn das Kirschenjoghurt fettreduziert ist und man bewusst dieses wählt, mit der Absicht, dem Körper nicht zu viel Energie zuzuführen. Oder man sich bewusst wird, dass die Wohnungspartnerin

im embryonalen Zustand¹³. Es ist während seiner "Ausreifung" bereits all den zahllosen Reizen der Umwelt ausgesetzt und wird durch diese geprägt, wobei die Weltoffenheit ein dauerhaftes Merkmal des Menschen in seiner individuellen Entwicklung bleibt. Dies ist nicht die einzige Perpetuierung kindlicher Eigenschaften. Nach einer Hypothese des Anatomen Louis Bolk weist der Mensch einige dauerhafte embryonale Eigenschaften auf: die Schädelwölbung, die Unterstellung des Gebisssteils unter den Hirnteil, die Unbehaartheit, der Bau des Beckens, aus dem der aufrechte Gang folgt usw. (vgl. Gehlen 1981)

Was also macht nun den Menschen anthropologisch gesehen zum handelnden Wesen? Der Umstand, dass sein Verhalten nicht instinktiv festgeschrieben, er für nichts spezialisiert ist. Er steht nicht im Bannkreis der Unmittelbarkeit, sondern hat eine Vorstellung von Zeit, von Zukunft. Er hat Bewusstsein, kann und muss sich selbst objektivieren, nicht bloss im Ich und der Jetztzeit verweilen. Das alles zwingt ihn zur aktiven, also bewussten Stellungnahme. Die Stellungnahmen nach aussen sind Handlungen; Stellungnahmen nach innen sind Sinngebungen. Diese etwas gewagt erscheinende Behauptung wird im Exkurs zur Phänomenologie verdeutlicht.

2.2.2 Zur Ontologie des Handelns

Während im vorgehenden Kapitel die Frage angeschnitten wurde, weshalb es Handeln gibt, soll nun betrachtet werden, was Handeln eigentlich ist.

Vier Autoren stecken das Feld der Handlungstheorie ab: Max Weber, Talcott Parsons, Alfred Schütz und George Herbert Mead. Der symbolische Interaktionismus des Sozialpsychologen Mead geht nicht in dieses Kapitel ein, da er, der tendenziell der Behaviorismus-Schule zugerechnet werden kann, eine genuin eigene Systematik entwickelt hat. Weber versuchte sich an einer eigentlichen Klassifikation der Grundtypen von Handeln, wobei er als entscheidendes Element den subjektiven Sinn des Handelnden bestimmte. Parsons schloss an ihn an und brachte die System-Idee ein; Schütz versuchte, "Sinn" theoretisch zu fundieren, genauer: das von Weber und Parsons nicht weiter behandelte Problem zu lösen, wie eine wissenschaftliche Betrachtung der subjektiven Sinngebung möglich ist.

Erdbeerjoghurt besonders gut mag und man Kirsche wählt, um sie nicht zu verärgern.

¹³ So ist etwa das Gehirn des Neugeborenen noch nicht abschliessend vernetzt. Offenbar werden Kontakte zu Synapsen in Abhängigkeit der einwirkenden Umweltreize gebildet; das Umfeld des Säuglings schlägt sich somit nicht bloss in der "Software" nieder, sondern dauerhaft in der "Hardware".

Exkurs: Die Sinnfrage in der Phänomenologie

In einer phänomenologischen Analyse versuchte Schütz, in die "Tiefenschichten" von Webers wissenschaftstheoretischen Schriften einzutauchen. Phänomenologie ist in der Tradition Husserls:

«[...] eine philosophische Wissenschaft vom Bewusstsein, von einem "Nichts", das auf etwas verweist. Das Ziel der Phänomenologie ist die genaue Beschreibung des Aufbaus von Bewusstseinsgegenständen in Bewusstseinsleistungen verschiedener Art, das Verfahren wird als *Konstitutionsanalyse* bezeichnet. Dabei bedient sie sich der Methode der *Ausklammerung*, durch welche sie stufenweise reduziert, was sich im Bewusstsein konstituiert.» (Luckmann 1992: S. 25)

Die Phänomenologie ist eine bewusstseinsanalytische Philosophie; Fragen wie der Suche nach der "eentlichen" Wirklichkeit wird nicht nachgegangen. Das Bewusstsein ist der einzige Zugang des Menschen zur Um- und Mitwelt. Somit liegt der Schlüssel der Erkenntnis nicht in der Analyse irgendwelcher realer Objekte oder eines "fait social", sondern in der Bestimmung der Gegenstände des Bewusstseins; jener Elemente, die im Bewusstsein auf die jenseits seiner selbst liegenden Welt verweisen. Das wichtigste Element dieser Analyse ist – gemäss Schütz – der Sinn, der eigenem oder fremdem Handeln zugeschrieben wird.

Die Frage nach Sinn ist für Schütz gekoppelt mit der Einstellung zur Zeit. Er unterscheidet die stetig fliessende Jetztzeit, die absolute Gegenwart, die er – nach Bergson – "Durée" nennt. In ihr spielt sich alles Erleben, jedes Verhalten ab. Die Durée bleibt als solche unreflektiert. Sinn bezeichnet bei Schütz eine besondere Einstellung des Ich zum Ablauf seiner Dauer. Man hebt ein Erlebnis heraus und wendet sich ihm zu. Verhalten ist also eine spontane Aktivität; sie kann rückblickend mit Sinn beladen werden.¹⁴

Daraus folgt, dass Sinnhaftigkeit nur dem Vergangenen zugeschrieben werden kann. Dies scheint sich vorderhand kaum mit unserem Alltagswissen zu decken, glauben wir doch, in der Lage zu sein, unser Handeln zielgerichtet, d.h. in die Zukunftweisend, zu planen. Das bezeichnet Schütz als Vorerinnerung. Vermittels dieser wird Verhalten zum Handeln: «Was das Handeln vom Verhalten unterscheidet, ist also das Entworfensein der Handlung, die durch das Handeln zur Selbstgegebenheit gelangen soll. [...] der Sinn des Handelns [ist] die vorher entworfene Handlung» (Schütz 1993: S. 79). Man stellt sich vor dem Handeln vor, wie die Zukunft beschaffen sein wird, nachdem das Handeln seinen Abschluss gefunden hat.

Zu beachten ist, dass Schütz zwischen "Handeln" und "Handlung" unterscheidet. Das Handeln ist der gegenwartsgebundene Ablauf in der Durée; die Handlung ist der vom Bewusstsein eingegrenzte, zielgerichtete Akt, der sich erschliesst, wenn die Durée verlassen wird.

¹⁴ Doch nicht jedes (belanglose) Erlebnis kann mit Sinn beladen werden; das Nichterinnerbare kann nur gelebt, aber nicht gedacht werden – oder anders gesagt: es wird schlicht "vergessen", nicht gespeichert.

Ein Beispiel, im Modus der Vorerinnerung: Die Aussage "Ich werde jetzt Holzhacken gehen" verweist auf die Vorstellung der abgeschlossenen Handlung. Man orientiert sich am Endprodukt – den gespaltenen Holzstücken. Der Ablauf als solcher, das Handeln in Echtzeit, wird nicht vorgestellt. Man kann wohl kürzere Episoden dieses Ablaufs ins Bewusstsein rücken, etwa die Ausholbewegung, aber auch hier bleiben die gegenwartsgebundenen Teilabläufe aussen vor – etwa die einzelnen Muskelkontraktionen, der genaue Griff u.ä. «Was entworfen (vorerinnert) wird, ist nicht das sich schrittweise vollendende Handeln, sondern die Handlung, das "Ziel" des Handelns, welches durch das Handeln verwirklicht werden soll» (Schütz 1993: S. 78).

Die so entworfene Handlung ist das Ziel des Handelns und somit das "Um-zu-Motiv". Es erklärt die Handlung selbst, deren Sinn: "Ich hacke Holz, um eine Menge kleiner Scheiter mit nach Hause nehmen zu können."¹⁵

Der Grund, weshalb diese Handlung entworfen wurde, ist das "Weil-Motiv". Es erklärt den Ursprung dieser Handlung, deren Zweck: "Ich hacke Holz, weil der Vorrat für mein Cheminée ausgegangen ist."¹⁶

In der Kürzestzusammenfassung präsentieren sich Schütz' Ideen wie folgt: Der Grund eines Handelns ist auch sein Zweck, sein kausales "Weil-Motiv". Der Sinn des Handelns ist auch sein Ziel, sein finales "Um-zu-Motiv". Sinn ist eine besondere Einstellung des Ich zum Ablauf der Zeit; Zuwendung ist Sinnggebung. Mit der Planung einer Handlung bzw. der Erinnerung daran klinkt man sich aus der absoluten Gegenwart aus und wendet sich spezifischem Verhalten zu.

Was soll davon mitgenommen werden? Weber hat sich nicht mit dem Problem befasst, was Sinn eigentlich ist, ebensowenig Parsons¹⁷. Schütz bietet einen überzeugenden Vorschlag an.

¹⁵ Es sind natürlich andere Motive vorstellbar: "Ich hacke Holz, um meine Aggressionen abzubauen." Oder: "Ich hacke Holz, um meine Muskulatur zu trainieren."

¹⁶ Oder entsprechend "Ich hacke Holz, weil mich mein Vorgesetzter heute geärgert hat." Bzw. "Ich hacke Holz, weil ich der Meinung bin, dass Fitness meine Lebensqualität verbessert."

¹⁷ Mit Talcott Parsons tauschte Alfred Schütz in den Jahren 1940 / 41 per Brief Gedanken aus – wobei es sich dabei, um mit Kassab zu sprechen, eigentlich um einen "dialogue of the deaf" handelte. Ähnlich wie in Bezug auf Weber glaubt Schütz auch in der Interpretation von Parsons, dass dieser in *Structure of Social Action* dort beginnt, wo er in seinen Überlegungen endet, i.e. er wirft Parsons vor, dass er in seinen Analysen des sozialen Handelns nicht tief genug gehe. Parsons verwehrt sich dagegen; er ist der Ansicht, dass sich Schütz mit irrelevanten, ontologischen Fragen herumschlage. Der Hauptunterschied liegt in der Interpretation der kantianischen Frage: Wie ist es möglich, dass wir Wissen über die soziale Welt haben? Parsons – als Neokantianer – hält es für unmöglich, dass es empirisches Wissen ohne Kategorien gebe. Er glaubt, dass die Phänomenologie mit ihrer Reduktionsmethode Motive und andere Gegenstände des Bewusstseins direkt, unter Umgehung der Kategorien, verstehen wolle – ein Vorwurf, der nicht zutrifft; die Phänomenologie verneint die Existenz und Notwendigkeit von Kategorien keineswegs, sie versucht aber, diese Instrumente der Wahrnehmung reflektiv zu ergründen. Diesbezüglich wirft Schütz Parsons vor, seine Analysen seien zu wenig radikal, zu "naiv". Ein Vorwurf des relative unbekannten Emigranten, der den zu Ruhm gekommenen Professor sichtlich trifft. Dabei stellt Schütz bloss auf die Unterscheidung naiv-kritisch ab, wobei "naiv" die direkte Beschäftigung mit dem Erkenntnisobjekt meint, während "kritisch" die Reflexion der Erkenntnis dieser Objekte miteinbezieht. Der Briefwechsel verläuft im Sande; der unterwürfig, bescheiden argumentierende Schütz

Seiner Meinung nach ist sein Beitrag – basierend auf der phänomenologischen Methode – eine Ergänzung zu Webers verstehender Soziologie; er bildet deren Unterbau, den Weber nie errichtet hat. Seine Betrachtungen zu Sinn und Motiv sollen die Analyse von Handeln ergänzen, auf der aufbauend die sozialen Phänomene höherer Ordnung – Handeln, Rolle, Norm, Institution – beschrieben werden.

Zurück zu Webers Definition von Handeln, in der Kurzform "Handeln ist ein menschliches Verhalten, dem der Handelnde selbst einen subjektiven Sinn gibt": Der zentrale Begriff ist Sinn: Anthropologisch gesehen muss der Mensch handeln, sich also sinnhaft verhalten, da er als Mängelwesen nicht an ein spezifisches Milieu der Natur angepasst ist, ihm für das Überleben die Instinkte fehlen. Er kann nicht bloss existieren; die Aufgaben sind ihm nicht instinktiv vorgegeben. Durch sein Handeln bewältigt er die Realität um sich herum, indem er sie ins Lebensdienliche verändert. An dieser Aufgabe wächst der Mensch; er erkennt in der Auseinandersetzung mit der Welt seine eigenen Fähigkeiten¹⁸.

Sinn kann als eine spezifische Einstellung zur Zeit verstanden werden; Sinn entsteht erst, wenn man sich aus der raumzeitlichen Gegebenheit abkoppelt bzw. abkoppeln kann. Wer – oder besser was – bloss in der stetig fließenden Jetztzeit lebt, das hat keine Sinnfragen zu bewältigen.

Wie bei Schütz angetönt, nahm sich Max Weber der Aufgabe an, die Soziologie auf die Grundlage von etwas empirisch Erfahrbarem zu stellen – wobei er nach Auffassung von Schütz nicht weit genug ging. Weber wendet sich gegen Durkheim¹⁹, der im fait social den Ausgangspunkt seiner theoretischen Arbeit festlegt. Invers zu Weber geht er damit vom Übergeordneten, Kollektiven aus, das dem handelnden Individuum vorgegeben ist. Weber begeht einen völlig anderen Weg der soziologischen Erkenntnis. Er bleibt beim Beobachtbaren. Nicht Konventionen, Institutionen, Normen sind erfahrbar, sondern das Handeln des sich an diesen Vorstellungen orientierenden Individuums. «Handeln in sinnhaft verständiger Orientierung des eigenen Verhaltens gibt es für uns stets nur als Verhalten von einer oder mehreren einzelnen Personen» (Weber, 1976: S. 9). Auf einen einfachen Nenner gebracht, stehen Weber und Durkheim damit in der Tradition des Disputs zwischen Nominalisten und Realisten.

und der eher arrogant auftretende Parsons finden keine gemeinsame Basis der Diskussion. Siehe Schütz/Parsons 1977 und Kassab 1991.

¹⁸ Wobei dieses "Erkennen" eher kulturevolutionär-historisch in der Menschheitsgeschichte zu verorten ist denn in der individuellen Entwicklung.

¹⁹ Durkheim beendet den reinen Positivismus in der Soziologie, indem er das Soziale durch das Soziale erklären will – im Gegensatz zu Saint-Simons Forderung, das Gesellschaftliche durch eine dahinter stehende, allgemeine Natur zu beschreiben. Auch Weber erkennt die spezifischen, historisch-kulturellen Gegebenheiten, übernimmt aber insofern Elemente des Positivismus, als er keine überempirischen Voraussetzungen akzeptiert.

"Sinn" wird bei Max Weber nicht genau festgelegt; für ihn scheint darin sowohl das vom Handelnden anvisierte Ziel als auch der ihn motivierende Zweck enthalten zu sein. Betrachten wir diesen Problemkreis genauer, anhand des ersten Kapitels von *Wirtschaft und Gesellschaft*:

Darin "definiert" er Sinn als gemeinter Sinn, entweder als tatsächlicher, subjektiver Sinn einer Handlung, als durchschnittlich gemeinter Sinn einer Masse von Handelnden, oder als idealtypisch gedachter Sinn einer imaginierten Handlung.

Nun ist das weniger eine Definition, was Sinn tatsächlich ist, sondern eine Beschränkung der Extension dieses Begriffes: Sinn ist nicht objektiver, richtiger oder metaphysisch ergründeter wahrer Sinn, sondern subjektiv gemeinter Sinn. Mit dieser Einschränkung der Sinn-Attribute ist jedoch keineswegs geklärt, was man sich unter Sinn vorstellen soll. Weber verzichtet auf eine weitere Analyse dieses Begriffs; ihm scheint dessen Verständnis aus dem Alltagswissen zu genügen. Das passt durchaus in Webers Systematik: Er bietet in *Wirtschaft und Gesellschaft* weniger Erklärungsmodelle als vielmehr Klassifikationen an – insbesondere mit seiner Einteilung von Handeln in zweckrationales, wertrationales, affektuelles und traditionales Handeln. Er führt nicht zurück, sondern ordnet ein. Das wäre wenig problematisch, wenn seine verwendeten Begriffe und Konzepte eindeutig und stets in demselben Sinne gebraucht werden würden.²⁰ Doch davon abgesehen, dass es problematisch erscheint, einen Kernbegriff wie Sinn aus der Alltagssprache zu übernehmen und davon auszugehen, dass alle darunter dasselbe verstehen²¹, scheint Weber selbst kein eindeutiges Konzept von Sinn zu verwenden: Weber unterscheidet das aktuelle Verstehen des gemeinten Sinns einer Handlung – "Was bedeutet das?" – und das erklärende, motivationsmässige Verstehen des Sinnzusammenhangs der Handlung – "Was meint er damit?" Und "Motiv" definiert er als «Sinnzusammenhang, welcher dem Handelnden selbst oder dem Beobachtenden als sinnhafter 'Grund' eines Verhaltens erscheint» (S. 5).

Um das oft verwendete Beispiel auch hier zu bemühen: Ein Mann steht mit einer Axt in der Hand vor einem Holzklotz und holt aus. "Aktuell verstanden" werden kann dieses Verhalten – die Ausholbewegung – dahingehend, dass der Mann den Holzklotz spalten möchte. Es ist dies die quasi objektive Erfassung des Geschehens. Unsere Erfahrung bzw. unser Wissen lehrt uns, dass eine darniedersausende Axt für gewöhnlich einen Holzblock spaltet und dass nur dieses Ergebnis der Handlung "Sinn macht".

²⁰ Zudem unterscheidet Weber nicht zwischen "Handeln" (das aufgrund eines intendierten Ziels ablaufende Verhalten) und "Handlung" (das abgeschlossene Handeln in seiner Gesamtheit, insbesondere mit dem Ziel, sei es tatsächlich rückblickend in der Vergangenheit, sei es vorausschauend im Futur II).

²¹ Hier etwa "bewusste Hinwendung zu eigenem Verhalten bzw. Interpretation fremden Verhaltens und dessen Einordnung in einen Gesamtzusammenhang." Dem gemäss unterscheidet Weber zwischen sinnhaftem Handeln und bloss reaktivem Sichverhalten (S. 2), wobei er sieht, dass die Grenze besonders

Oder anders: Typischerweise steht man vor einem Holzblock und holt mit einer Axt aus, um diesen Holzblock zu spalten. Andere Ergebnisse sind nicht zu erwarten – etwa, dass der Holzblock seine Farbe wechselt, aus dem Holzblock nach dem Schlag ein neuer Baum spriesst oder Nachbars Hund tot umfällt. Man kann also nach menschlichem Ermessen – "objektiv" – davon ausgehen, dass der Mann mit der Axt ausholt, um den Holzblock zu spalten.

Vielleicht holt er aber aus, um mit dem Geräusch, das mit dem Schlag einhergeht, die Vögel vom nahen Kirschenbaum zu vertreiben, oder er möchte die allzu scharfe Schneide etwas abstumpfen. In jedem Fall wird jedoch die Folge der Ausholbewegung ein Schlag und das Ergebnis des Schlages ein Spalten des Holzblocks sein – falls der Ausholende in seiner Bewegung nicht unterbrochen wird und falls er den Holzblock auch trifft. Doch diese Ausnahmen sind das, was Weber «sinnfremde Vorgänge» (S. 3) nennen würde. Kurz: Das aktuelle Verstehen einer fremden Handlung ist das Einreihen in einen objektiven Zusammenhang. "Objektiv" wird er, indem er nach dem Wissen des Betrachtenden jenseits von subjektiven Eigenheiten immer so ist.

Wenn nun das Beschriebene das «aktuelle Verstehen des gemeinten Sinnes einer Handlung» (S. 3) ist, folgt daraus, dass Sinn im aktuellen Verstehen das Ziel eines Handelns ist: Der Mann holt mit seiner Axt aus, um den Holzblock zu spalten. Oder genauer: Der Mann holt mit seiner Axt aus, damit der Holzblock nach der Bewegung ein gespaltener sein wird.²²

Halten wir fest: Der zu erkennende Sinn im aktuellen Verstehen bei Weber ist das Ziel, das Um-zu eines Handelns.

Im erklärenden Verstehen erschliesst sich, so Weber, der Sinnzusammenhang der Handlung, wobei Sinnzusammenhang für ihn gleichbedeutend mit Motiv ist.²³

Das Erkennen dieses Sinnzusammenhangs erfordert bedeutend mehr Informationen als das aktuelle Verstehen eines Sinns eines Handelns. Ist letzteres objektiv aus der Handlung selbst gegeben, bedingt ersteres Kenntnisse über die handelnde Person. Der Sinn des konkreten Handelns – etwa spalten eines Holzblocks – wird in einen übergeordneten Sinn eingeordnet: "Er spaltet Holz, weil er Brennstoff für sein Cheminée braucht / weil er wütend ist / weil er seinem Sohn zeigen will, wie das geht / als Training für seine Armmuskeln / weil sein Chef ihm das befohlen hat, ohne dass er die geringste Ahnung hat, wozu das gut sein soll."

Nun ist dieser Sinnzusammenhang bei Weber der eigentliche Zweck einer Handlung. "Zweck"

bei traditionalem Handeln nicht besonders trennscharf ist.

²² Nicht der Vorgang des Spaltens an sich ist das Ziel der gesamten Handlung; dieser ist lediglich das letzte einer Reihe von Ereignissen. Eigentliches Ziel ist es, das gespalten Sein des Blocks herbeizuführen. Oder allgemeiner, mit Schütz: «Sinn des Handelns [ist] die vorher entworfene Handlung» (1993: S. 79).

²³ «'Motiv' heisst ein Sinnzusammenhang, welcher dem Handelnden selbst oder dem Beobachtenden als

im Sinne Schütz' verstanden als "Weil-Motiv" einer Handlung: "Weil ich Holz für mein Cheminée brauche, spalte ich Holz." Der Mangel an Brennholz ist das auslösende Moment, auf dem aufbauend alle Handlungen zielgerichtet ("um zu") erfolgen: "Um Holz zu spalten (wieder genauer: Um das Holz in den Zustand des gespalten Seins zu bringen), behändige ich die Axt, hole aus und schlage zu."

Der zu erkennende Sinn im erklärenden Verstehen bei Weber ist der Zweck, das "Weil" eines Handelns.²⁴

Bei Weber kann also bemängelt werden, dass er zum einen Sinn nicht wirklich definiert, zum anderen sowohl dem vom Handelnden angestrebten Ziel als auch dem ihn motivierenden Zweck eine gewisse Sinn-Qualität zuspricht. Er bleibt insofern konsequent, als er Sinn auch in seinen Betrachtungen der vier Formen des Handelns mit dem das Handeln motivierenden Zweck gleichstellt: «Sonst haben sie [affektuelle und wertrationale Orientierung des Handelns] gemeinsam: dass für sie der Sinn des Handelns nicht in dem jenseits seiner liegenden Erfolg, sondern in dem bestimmt gearteten Handeln als solchen liegt» (Weber 1976: S. 12). Dieses monotone, "bestimmt geartete" Verhalten ist gewiss ein Grenzfall zweckmässigen Handelns; genauso, wie es überhaupt an der Scheide zu blossen, nicht sinnhaftem Verhalten steht. Ein Zweck kann in affektuellen und wertrationalen Handeln dennoch erkannt werden, da es grundsätzlich reaktiver, aber noch immer bewusster Natur ist, ihm also ein Weil-Motiv zu Grunde liegt.²⁵

sinnhafter 'Grund' eines Verhaltens erscheint.» (S. 5)

²⁴ «Verstehen kann aber auch heissen: 2. *erklärendes* Verstehen. Wir "verstehen" *motivationsmässig*, welchen Sinn derjenige, der den Satz $2 \times 2 = 4$ ausspricht, oder niedergeschrieben hat, damit verband, dass er dies gerade jetzt und in diesem Zusammenhang tat, wenn wir ihn mit einer kaufmännischen Kalkulation, einer wissenschaftlichen Demonstration, einer technischen Berechnung oder einer anderen Handlung befasst sehen, in deren Zusammenhang nach ihrem uns verständlichen *Sinn* dieser Satz "hineingehört", das heisst: einen uns verständlichen *Sinnzusammenhang* gewinnt (rationales Motivationsverstehen).» (Weber 1975, S. 4)

²⁵ Eine kleine Ergänzung zur Verortung von Webers Verständnis von sozialem Handeln: Soziales Handeln ist bei Weber ein Orientieren an fremdem Verhalten, bei Parsons zielgerichtetes Streben nach Gleichgewicht (orientiert an den Erwartungen der Anderen), bei Luhmann eine Reduktionsleistung in der Umweltkomplexität.

2.3 Die Norm

Die Handlungsfreiheit durch die Weltoffenheit des Menschen ist nicht absolut. Die Kontingenz wird vorstrukturiert durch physiologische Bedürfnisse wie Essen, Trinken, Schlafen, Erhalt der körperlichen Integrität und ähnlichem, zu deren Befriedigung gewisse Kategorien von Handlungen ausgeführt werden müssen. Innerhalb dieser Kategorien besteht wieder eine gewisse Freiheit der Wahl konkreter Handlungen, die ihrerseits durch die physische Umwelt eingeschränkt wird.²⁶

Nebst diesen Schranken auf der Grundlage der Lebenserhaltung und der Umwelt begrenzen die sozialen Leitplanken – Normen – die Freiheit des Handelns. Diese Einschränkungen sind eine notwendige Bestandesvoraussetzung der menschlichen Existenz als soziales Wesen. Ohne Normen sähe sich das Individuum dem permanenten Stress von Erwartungs- und Entscheidungsunsicherheit ausgesetzt: Es wüsste nicht, was es von Alter zu erwarten hat und müsste bei jeder noch so geringfügigen Entscheidung alle Alternativen und Folgen eigenen Handelns analysieren. Von Gesellschaft im engeren Sinne könnte nicht die Rede sein, ist die Norm doch als kleinster Baustein der Sozialstruktur zu verstehen.²⁷ Die gegenseitigen Erwartungen strukturieren die Möglichkeiten erwartbarer Handlungen.

Im Vergleich zur Fauna sind Normen ein Instinktersatz auf höherer Ebene. Bei Tieren sorgen die genetisch festgelegten, von der Evolution geformten Instinktprogramme für Verhaltenssicherheit: Die Amsel "weiss" prinzipiell, dass und wie sie Würmer suchen muss und dass die Gestalt eines Raubvogels Gefahr verheisst. Der Mensch hat Residuen von instinktivem Verhalten, die ihm insbesondere zu Beginn der Ontogenese erlauben zu überleben. Im späteren Leben ist er aber darauf angewiesen, Erwartungs- und Handlungsrouninen abrufen zu können. Diese Routinen werden von der jeweiligen Kultur bereitgestellt und dem Individuum qua Sozialisation vermittelt.

So sind Normen die Verbindung von Kultur und Struktur: Als Manifestationen von Werten – geteilten Ideen des Wünschenswerten – haben sie einen semantischen Bezug zur Kultur. Als konkrete Erwartungen an eigenes und fremdes Handeln wirken sie komplexitätsreduzierend im Universum möglicher Handlungen, indem sie diese Erwartungen auf gewisse Handlungen fokussieren und andere weitgehend ausschliessen – eben Handlungserwartungen strukturieren.

²⁶ Etwa zur Befriedigung des Bedürfnisses nach Nahrung die Wahl, entweder auf die Jagd nach einem Braunbären zu gehen oder sich doch mit dem Sammeln von Heidelbeeren zu begnügen. Allerdings müssen dafür überhaupt Braunbären und Heidelbeeren vorhanden sein.

²⁷ Ein Baustein der Struktur, der zugleich eine enge Bindung zur Kultur aufweist, sind Normen doch Manifestationen generell geteilter Werte.

Allgemein gesprochen sind Normen mehr oder weniger verbindliche Vorschriften für menschliches Handeln in spezifischen Situationen. Das Medium dieser Vorschriften ist die Erwartungshaltung – Erwartungen, wie Alter zu handeln hat und die Vorstellung von Alters Erwartungen an das eigene Handeln. Normen sind Konkretisierungen allgemeiner Wertvorstellungen. Ihr Befolgen wird durch Sanktionen unterschiedlicher Qualität von der Gesellschaft eingefordert.

Normen wirken als Strukturelemente stabilisierend – für die Gesellschaft wie für das Individuum. Sie schränken die Komplexität des Erwartbaren ein. Normen sind internalisiert, werden dem Individuum in der Sozialisation mitgegeben. Die "Stärke" der Norm, d.h. die Intensität damit verbundener positiver oder vor allem negativer Sanktionen ist unterschiedlich. In Anlehnung an Max Weber werden häufig die vier Stufen Gewohnheit, Brauch, Sitte und Recht unterschieden, mit aufsteigender Sanktionsmacht der Gesellschaft. Die reicht vom kurzen erstaunten Blick des Tischnachbarn, wenn man sich entgegen der Gewohnheit zum Frühstück einen Teller Spaghetti bestellt, bis zur Freiheits- oder gar Todesstrafe, wenn das formale Recht in einem zentralen Punkt verletzt wurde. Auch positive Sanktionen, wie Steigerung des Ansehens oder Gewährung von Vorteilen verschiedenster Art bei Einhaltung der Normen, existieren, sind aber, da das normgerechte Handeln allgemein erwartet und als solches von der Idee her nicht speziell sanktioniert werden muss, weniger mächtig als negative Sanktionen.

Normen unterliegen einem Wandel genauso wie die ihnen zu Grunde liegenden Werte. Anders als diese können sie in einem relativ kurzen Zeitraum ändern, insbesondere auf den kaum sanktionierten Ebenen Gewohnheit und Brauch. Normabweicher erhalten bisweilen einen ungeahnten Zulauf: eine "Mode" entsteht. In der Postmoderne scheinen sich Modeströmungen in immer kürzeren Zyklen abzulösen, doch schon zu Webers Zeiten war der Reiz des Neuen, Ungewohnten erkannt: «Zum Brauch gehört auch die "Mode". "Mode", im Gegensatz zu "Sitte" soll Brauch dann heissen, wenn (gerade umgekehrt wie bei Sitte) die Tatsache der Neuheit des betreffenden Verhaltens Quelle der Orientierung des Handelns daran wird» (Weber 1976: S. 18).

Bei zentralen, deshalb in Rechtskodizes positiv definierten Normen geht der Wandel langsamer vonstatten. So ist in der Schweiz seit Jahrzehnten über die Legalisierung der weitgehend akzeptierten Praxis des Schwangerschaftsabbruches gestritten worden. Dies folgt der Linie, wie Normen entstehen: Vereinfachend dargestellt, folgt die kulturhistorische Genese von Normen der Hierarchie Gewohnheit → Brauch → Sitte → Recht. Eingang in die Spitze der Hierarchie finden jene Normen, die von einem gewissen Gewicht sind.²⁸

²⁸ Zumindest in liberalen Gesellschaften, die dem Mitglied eine gewisse Mündigkeit zusprechen. Totalitäre Gesellschaftsmodelle neigen dazu, auch Normabweichungen minderen Grades formell negativ zu sanktionieren.

Doch wo findet man in diesem Entwicklungsmodell die postulierte Verbindung zu den übergeordneten Werten? Man stelle sich eine fiktive Situation vor, wie sich heute gültige Normen entwickelt haben könnten:

Wie alle anderen Haustiere auch wurden Katzen im Mittelalter in Europa ihrer Funktion wegen gehalten: Sie waren die natürlichen Feinde von Schädlingen wie Ratten und Mäusen. Es war eine reine Zweckgemeinschaft. Die nach scholastischer Lehrmeinung seelenlosen Geschöpfe erhielten im Gegenzug für ihre guten Dienste einen trockenen Platz im Stall und bisweilen etwas Milch. Im Hochmittelalter wurde vielen Katzen eine Umwertung zum Verhängnis. Aufgrund ihres unabhängigen, sich dem Menschen nicht hündisch unterwerfenden Wesens und ihres – nach menschlichen Massstäben – promiskuitiven, offen zur Schau gestellten Geschlechtslebens kamen sie bald in den Verruf, mit dem Antichristen im Bunde zu sein; Hexendiener, Luzifers willige Helfer. War die Beziehung Mensch–Katze bis anhin nicht gerade von Respekt, aber zumindest einer gewissen Akzeptanz geprägt, störte das einigermaßen symbiotische Zusammenleben nun die irrationale menschliche Angst vor dem Teuflischen auf vier Pfoten.

Eine kurze normbezogene Analyse dieser Entwicklung: Von Tierschutz – also formalen, kodifizierten Normen – konnte ohnehin nie die Rede sein. Es entsprach aber guter Sitte, eine Katze auf dem Hof zu dulden und es ihr so weit behaglich zu machen, dass sie blieb und ihrer für den Menschen positiven Jagdlust im Hof und auf dem Feld frönte. Mit der Verteufelung der Katze wurde dieses Gleichgewicht jedoch gestört. Der übergeordnete Wert, ein gottesfürchtiges Leben zu führen, trat in Konflikt mit der Duldung eines potenziellen Symbols des Bösen. Dennoch konnte man nicht so einfach auf die guten Dienste der Mäusefänger verzichten. Die Normen, wie mit Katzen umzugehen ist, veränderten sich. Ihnen begegnete man nun mit Geringschätzung; irgendwie auffällige Exemplare bekamen die aus Angst genährte Wut auf das Unbekannte, Geheimnisvolle körperlich zu spüren. Das Quälen und Töten einer Katze entsprach insofern der Norm, als ein scheinbar begründeter Verdacht auf jenseitigen Einfluss zur Rechtfertigung genügte.

Mit der Aufklärung wurden derlei Ideen in den Hintergrund gedrängt. Die Norm "Umgang mit Katzen" erreichte wieder den Status quo. Einige Zeit später, mit der Zunahme der Freizeit, der Ausdehnung des Wohnraums, der Entdeckung alternativer Methoden zur Schädlingsbekämpfung, dem Kleiner werden der Familie und dem Rückgang des Anteils bäuerlicher Erwerbsarbeit, schlich sich die Katze vom Stall langsam in die Wohnzimmer. Gewohnheitsmässig wurde der Umgang mit der Katze freundlicher, auch vor dem Hintergrund einer sich durchsetzenden Werthaltung, die Respekt vor der Kreatur verlangt. Die Gewohnheit wurde zur sanktionierten Norm, inzwischen auch positiv Niedergeschrieben im Tierschutzgesetz. Und noch regen sich Widerstände gegen eine Gesetzesänderung, mit der das Tier nicht mehr bloss als Sache definiert wird. Vor dem Hintergrund der herrschenden

Normen auf tieferem Niveau gegenüber Haustieren ist aber abzusehen, dass diese formelle rechtliche Änderung bloss eine Frage der Zeit ist.

Normen sind nicht zwingend Konkretisierungen von Werten; bisweilen kommt deren Wandel eine Eigendynamik zu, die ihrerseits Rückwirkungen auf die Werte haben kann. Zum einen können Normen von der Legislative als positives Recht festgesetzt werden, das nicht zwingend auf der Grundlage eines weithin geteilten Wertes steht, zum anderen werden Normen festgesetzt, die wohl einen Wertebezug aufweisen, aber mit anderen in Konflikt stehen. Während ersteres in einer Demokratie – insbesondere einer direkten – eher selten vorkommen dürfte²⁹, ist letzteres häufiger der Fall; auch ausserhalb des formalen Rechts.³⁰

Ein dritter Fall ist der "cultural lag": ein Wert wird von der Gesellschaft wohl noch weitgehend geteilt, doch die Umsetzung entspricht nicht mehr annähernd dem Ideal. Bekanntes Beispiel ist die hohe Wertschätzung, welche die Familie in den meisten westlichen Gesellschaften geniesst. Gleichzeitig werden immer mehr Ehen geschieden und weniger Kinder geboren; die ältere Generation wird weiter aus der Kernfamilie verbannt, der Anteil der ledig geborenen Kinder steigt. Das weit verbreitete Bild der idealen Familie findet immer seltener seine Entsprechung in der Realität. Irgendwann wird sich diese Schere schliessen – wohl kaum mit einer Renaissance der heilen Familienwelt.

²⁹ Ein Beispiel in der Schweiz könnte etwa die vom Bundesgericht 1990 dem Halbkanton Appenzell-Innerrhoden aufgezwungene Norm darstellen, Frauen das Wahlrecht einzuräumen. Die männliche Bevölkerung stand dazumal offenbar nicht hinter dem Wert "politische Gleichberechtigung". Heute dürfte sich das geändert haben. Die Erfahrungen mit dieser Norm haben wohl das Denken in Richtung Akzeptanz fraulicher Mitbestimmung beeinflusst.

³⁰ Die Norm "Anschnallpflicht im Strassenverkehr" auf der Basis des Wertes "Leben erhalten" bzw. des Gedankens, dass Unfallfolgen von der Gemeinschaft via Unfallversicherung getragen werden und somit ein Mitbestimmungsrecht der Gemeinschaft beim individuellen Handeln im Verkehr legitim ist, steht im Konflikt zum Wert "Selbstbestimmung" bzw. "Eigenverantwortung". Die erste Argumentation hat sich mehrheitlich durchgesetzt, dennoch wird die Norm – wie manch andere – von einer starken Minderheit nicht befolgt, die Sanktionen bewusst in Kauf nimmt.

2.4 Die Rolle

Oft wird ein direkter Bezug zwischen Handeln und Institution hergestellt, etwa bei Luckmann (1992: S. 2) im prägnanten Satz: «Institutionen 'entstehen' im Handeln, und einmal entstanden, 'steuern' sie Handeln ihrerseits mittels verinnerlichter Normen und äusserer Zwänge.» Nebst den Normen bedarf es jedoch eines weiteren Elementes, um die Relation von handelndem Individuum und Sozialsystem bestimmen zu können: der Rolle.

In einer ersten Annäherung kann die Rolle als Bündel normativer Handlungserwartungen an einen Inhaber bestimmter sozialer Positionen bezeichnet werden. Die Rolle ist somit von höherer Ordnung als die Norm; eine Bezeichnung für typische, miteinander in Beziehung stehende Handlungserwartungen von spezifischen Positionsinhabern in bestimmten Situationen. Die Handlungen sind insofern typisch, als sie den gesellschaftlichen Erwartungen auf der Grundlage allgemein akzeptierter Werte entsprechen, wobei das handelnde Individuum durchaus einen gewissen Spielraum in der Ausgestaltung seiner Rolle hat. Rollen werden gegenüber anderen Rollen eingenommen (z.B. Lehrer gegenüber Schülern). Zu beachten ist, dass das Ausüben einer Rolle – konkret: die Rolle konstituierenden Handlungen – stets auch einen kommunikativen Aspekt dritten gegenüber aufweist, womit bestätigt (oder negiert) wird, dass man die gesellschaftlich erwartete Rolle in jenem Umfang einnimmt, der erwartet wird.

Die Rolle ist jener Teil einer sozialen Position, die situations- und damit zeitspezifisch ist. Zudem hat sie eine dynamische Komponente, da sie in Bezug auf andere Rollen "gespielt" wird. Davon zu unterscheiden ist der Status als Teil einer sozialen Position. Der Status ist stabiler, weitgehend situationsunabhängig, statisch, in gewissem Masse der Rolle übergeordnet, kann doch die Rolle als die dynamische, situativ und prozessual begrenzte Handlungserwartung eines spezifischen Status verstanden werden. Kurz: der Status ist ein fixierter Patz in der Sozialstruktur an den situativ, temporal und auch individuell verschiedene Rollenerwartungen geknüpft sind.

Ein Beispiel: Der Status einer Französischlehrerin auf Gymnasialstufe ist definiert durch ein bestimmtes Berufsprestige sowie ihren Bildungs- und Einkommensrang. Von jenem Individuum, das diese definierte Position in der Sozialstruktur einnimmt, wird zu gewissen Zeiten gegenüber definierten Gruppen ein spezifisches Handeln erwartet. So soll sie im Unterricht die Französischkenntnisse ihrer Schülerinnen und Schüler auf ein höheres Niveau bringen; die Vermittlung von sozialen Kompetenzen ist, im Gegensatz zu Lehrkräften auf anderen Schulstufen, drittrangig. Es wird wohl von ihr erwartet, bei Auffälligkeiten und Problemen zu reagieren, aber eine aktive pädagogische Einflussnahme ist nicht zentraler Teil der Rollenerwartung. Wird sie in ihrer Rolle als Lehrerin von Eltern der Schüler kontaktiert, wird von

ihr erwartet, dass sie Auskunft über den Bildungsstand und zum Teil auch die persönliche Reife des Schülers gibt. Zudem erwartet die Schulleitung von der Lehrerin in der Schule ein "lehrgerechtes" Auftreten. Fluchen etwa ist ebenso verpönt wie die Aufnahme einer wie immer gearteten Beziehung zu einem Schüler. Andere individuelle Attribute – etwa ideologische Präferenzen, intime Beziehungen zu anderen Personen des Lehrkörpers – sollten in den Handlungen als Lehrerin nicht durchscheinen. Ausserhalb der Institution Schule ist die Lehrerin weitgehend von diesen Rollenerwartungen befreit, aber gewisse, diffuse Erwartungen existieren durchaus, eben an die Rolle "Lehrerin als Privatperson". So "darf" sie in diesem Bereich durchaus einmal "aus der Rolle fallen", sich etwa bei einem Fussballspiel ein paar Becher Bier genehmigen und mitgrölen, aber nichtsdestotrotz schränkt die Statusposition die sozial akzeptierten Handlungen auch ausserhalb des beruflichen Umfelds – und Statuspositionen werden weitgehend an der beruflichen Stellung festgemacht – in einem gewissen Mass ein. Die gesellschaftlich erwartete Rollengestaltung ist selbstredend lokalen wie temporalen kulturellen Schwankungen unterworfen.

«A role then is a sector of the total orientation system of an individual actor which is organized about expectations in relation to a particular interaction context, that is integrated with a particular set of value-standards which govern interaction with one or more alters in the appropriate complementary roles. These alters need not be a defined group of individuals, but can involve any alter if and when he comes into a particular complementary interaction relationship with ego which involves a reciprocity of expectations with reference to common standards of value-orientation.» (Parsons, 1952, p. 38 f.)

Verändern sich die gemeinhin akzeptierten Werte, verändern sich auch die Erwartungen an die Rollen³¹. So hätte vor 150 Jahren die Französischlehrerin (die allerdings ein Französischlehrer gewesen wäre) die Klasse durchaus einmal mit dem Rohrstock zum Vokabellernen motiviert, während sie heute eine Klage wegen Körperverletzung zu gewärtigen hätte. Eine eigentliche Rollenerwartung "Lehrer in Freizeit" gab es nicht, da die Freizeit nicht positiv definiert war als Freiraum zur persönlichen Entfaltung, sondern negativ als Abwesenheit von konkreter beruflicher Tätigkeit. Eine Loslösung von der Rolle als Lehrerin – und den damit verbundenen Handlungserwartungen – gab es somit kaum. Auch ist die Rolle einer Französischlehrerin auf Gymnasialstufe gegenüber Schülern in Nordamerika wohl eine andere als in Mitteleuropa, was zum Teil im etwas anderen Status in der Sozialstruktur begründet ist, zum Teil aber auch in anderen Erwartungen, was eine Lehrerin wie 17-jährigen beizubringen und wie der Umgang Lehrer-Schüler auszusehen hat.

³¹ Über die Jahre kann sich natürlich auch die Position im Sozialgefüge verändern, womit zumeist auch Wechsel in der Rollenerwartung verbunden sind.

Parsons sieht in der Beziehung von Status zu Rolle einen (passives) Objekt – (sich aktiv am Objekt orientierendes) Subjekt Bezug:

«The distinction between status and role is at the root very closely related to that between the two reciprocal perspectives inherent in interaction. On the one hand each actor is an *object* of orientation for other actors (and for himself). In so far as this object-significance derives from his position in the social relationship system, it is a status significance. On the other hand each actor is oriented *to* other actors. In this capacity he is acting, not serving as an object – this is what we mean by playing a role.» (Parsons, 1952, S. 25)

Diese Dualität ist nicht unproblematisch, wenn man sich an die situative und temporale Gebundenheit von Rollen erinnert: Rollen werden in einem bestimmten Umfeld zu einer bestimmten Zeit jemandem gegenüber eingenommen. Die aktive Orientierungshaltung der Rolle ist einsichtig; Ego zeigt Alter gegenüber jenen Ausschnitt seines Verhaltens, der von ihm in dieser Situation erwartet wird. Doch was ist das Objekt der Orientierung? Ist es das Individuum qua Status, dem die Handlung gilt, oder ist es nicht doch das Individuum in dieser situativen, temporalen Rolle, die wohl vom Status abgeleitet ist, ihn aber nicht ganz umfasst – die reziproke Erwartungshaltung von Ego an Alter, wie sich Alter in dieser spezifischen Situation zu dieser Zeit verhalten sollte? Tritt also der Schüler der Französischlehrerin gegenüber anders auf, wenn er sie am freien Nachmittag zufällig im Supermarkt trifft? Das Rollenspiel der beiden wird stark vom üblichen Lehrerin-Schüler-Muster geprägt sein; auch im exterritorialen Zusammentreffen schlägt die Definitionsmacht ihrer bilateralen Rollenbeziehung weitgehend durch; immerhin sind die Rollen als Lehrerin und als Schüler zentral für ihren allgemeinen Status. Dennoch werden sie Rollenerwartung und -verhalten graduell an die Freizeit-Situation anpassen, d.h. Erwartung und Verhalten werden gelockert, kreisen aber noch immer um die zentrale Rollenachse Lehrerin-Schüler. Natürlich wirkt hier die Asymmetrie ihrer Kern-Rollenbeziehung nach: Durch die Sanktionsmacht der Lehrerin über den Schüler in ihrer definierenden Rollenbeziehung wird der Schüler mit einer gewissen Unsicherheit in diese periphere Begegnung gehen.

Die Rolle ist der prozessuale Aspekt der Sozialstruktur. Sie ist grundsätzlich an den Status geknüpft, diesem untergeordnet, bezeichnet aber mehr als die blossen normierten Beziehungen zu anderen Statuspositionen. Zwischen Statusposition 1 und Statusposition 2 sind mehrere Rollenbeziehungen vorstellbar, abhängig von Zeit und Ort.³² Rollen können sich wandeln, ohne dass sich Statuspositionen verschieben. Zur Erinnerung: Rollen sind Bündel normativer Handlungserwartungen. Diese Erwartungen können sich verändern, ohne dass der Status selbst tangiert wird, wobei Rückwirkungen von veränderten Rollenerwartungen auf Statuspositionen durchaus festzustellen sind. In der Realität wird es sich meist um einen

³² Wobei diese Variationen natürlich sozial definiert sind, schliesslich ist hier von (ideal-) typischem

multifaktoriellen Prozess handeln, der sowohl Statusposition wie Rollenerwartung beeinflusst. Wieder am Beispiel Lehrerin-Schüler: Gemeinhin kann ein Prestigeverlust der Statuspositionen festgestellt werden, die von Lehrerinnen und Lehrern eingenommen werden. Ist das eine Folge einer generellen gesellschaftlichen Tieferbewertung, in deren Folge die einzelnen Rollenbeziehungen neu definiert wurden? Oder wurden im Zuge einer generell veränderten Werthaltung die einzelnen Rollenbeziehungen – Lehrer-Schüler, Lehrer-Eltern, Lehrer-Gemeinwesen – umgedeutet, worauf das Berufsprestige sank? Beides trifft zu: Das Berufsprestige wurde direkt tangiert durch die Reduktion des Expertenstatus und die generelle Tendenz zur tieferen Gewichtung formaler Autorität.³³ Die Rollenerwartungen – der Eltern, der Kinder und der Gesellschaft als solcher – änderten sich durch eine andere Gewichtung der Kindererziehung und die Ausdifferenzierung neuer Systemanforderungen.³⁴

Zusammenfassend sind Rollen Erwartungen an das Handeln von Statuspositioneninhabern, jeweils in Bezug auf andere Statuspositionen, die ihrerseits unter dem Aspekt ihrer typischen Rolle in dieser spezifischen Beziehung gesehen werden. Diese je bi- oder multilateralen Rollenerwartungen werden zudem situativ und temporal adaptiert. Daraus ergibt sich ein mannigfaltiges Geflecht von Rollenerwartungen zu jeder Statusposition. Als Attribute der Statuspositionen sind Rollen prinzipiell Teil der Struktur, vermittelt der Normen aber eng verbunden mit der Kultur. Rollenerwartungen beinhalten stets einen mehr oder minder grossen Interpretationsspielraum.

Rollenspiel die Rede.

³³ Der Expertenstatus wurde reduziert, da zum einen das generelle Bildungsniveau zunahm – die relative Wissensdifferenz zum Durchschnittsbürger wurde vermindert. Zum anderen nimmt das überhaupt verfügbare Wissen exponentiell zu – relativ zum Globalwissen weiss ein Lehrer annähernd gleich wenig wie jeder andere.

Die Akzeptanz formaler Autorität nahm im Zuge des Wertewandels – oder besser der Pluralisierung von Werthaltungen – ab.

³⁴ Es wurden im Schnitt immer weniger Kinder geboren, aber ihr Stellenwert in der Familie nahm eher noch zu. Man hat bloss noch ein bis zwei Kinder, dafür wird die Aufmerksamkeit auf sie fokussiert. Man wollte und will nur das Beste für den weniger zahlreichen Nachwuchs. Entsprechend änderte sich die Erwartungshaltung an die Lehrer. Die Lehrerin soll sich nicht nur intensiver, sondern auch umfassender um das eigene Kind kümmern. Nebst der blossen Wissensvermittlung sollen Sozialkompetenzen gefördert werden, und das in einem emotional ansprechenden Umfeld. Zudem sehen sich die Schüler zunehmend als Kunden, die für den Unterricht motiviert werden wollen – natürlich nicht qua Notendruck.

2.5 Die Institution

Rollen sind Aspekte von Statuspositionen – Bündel von Erwartungshaltungen (Normen) gegenüber dem Inhaber dieser Statusposition in bestimmten Situationen. Rollen werden aber auch unter einem andern Aspekt zu einem Konstrukt höherer Ordnung zusammengefasst: zur Institution.

«An institution will be said to be a complex of institutionalized role integrates which is of strategic structural significance in the social system in question. The institution should be considered to be a higher order unit of social structure than the role, and indeed it is made up of a plurality of interdependent role-patterns or components of them.» (Parsons 1952, p. 39)

Eine Institution fasst Rollenbeziehungen funktional zusammen. Sie ist eine relative stabile soziostrukturelle Einrichtung, die Lösungen grundlegender und oft komplexer menschlicher Probleme bereitstellt. Dadurch wirkt sie für den Einzelnen entlastend, für die Gesellschaft als solche stabilisierend und integrierend. Diese Doppelfunktion für die Gesellschaft einerseits und das Individuum andererseits zeichnet die Institution aus:

Die institutionell zu lösenden Probleme sind in erster Linie Probleme der Produktion und Allokation. Konkret: Generieren und Verteilen von Macht (Institutionen wie Eigentum, Erwerbsarbeit, Legislative, Exekutive, Judikative, Wehrpflicht usw.) und Prestige (Institutionen wie Schulpflicht, Massenmedien usw.). Wichtig sind Institutionen auch für die Problemfelder Sexualität und Reproduktion (Prostitution, Ehe, Elternschaft) sowie Sinngebung und Moral (Religion, Ethik).

Innerhalb dieser Institutionen interagieren Individuen unter dem Aspekt ihrer Rollenbeziehungen, wobei diese institutionell mit anderen Rollenbeziehungen dahingehend koordiniert sind, dass das Kollektiv – die reale Ausgestaltung der Institution – seinen Zweck erfüllt. Institutionen sind von Dauer, im allgemeinen langsam gewachsen und schwer veränderbar, da sie auf lang erprobten Rollenbeziehungen beruhen. Eine bloße Habitualisierung von Rollenbeziehungen generiert jedoch noch keine Institution. Zur Institution gehört ein gewisser Verpflichtungscharakter: eine Handlungsverpflichtung der Gesellschaftsmitglieder, die institutionalisierte Lösung ihrer Probleme auch zu akzeptieren – eine Norm sui generis, die als solche auch gesellschaftlich sanktioniert ist. Nur so kann die Institution ihre stabilisierende Funktion für die Gesellschaft erfüllen.³⁵

³⁵ Ein Beispiel: Die Ehe. Die Regelung des langfristigen, partnerschaftlichen Zusammenlebens umfasst diverse Rollenbeziehungen (Ehefrau / -mann privat, öffentlich als Paar, einzeln in der Öffentlichkeit, mit Kollegen ...), die ihrerseits aus Normbündeln bestehen. Als Institution stellt sie den Individuen vorgefertigte Lösungen zum Problem "Regelung der partnerschaftlichen Zukunft" bereit. Die Individuen wissen so, "was im allgemeinen in einer Partnerschaft zu tun ist", ohne all die Details selbst regeln zu müssen. Für die Gesellschaft bedeutet diese stets in denselben Bahnen ablaufende Regelung partnerschaftlichen Lebens eine Stabilisierung. Mit Sanktionsmitteln drängt die Gesellschaft die

Institutionen regeln Prozesse, die von einem gewissen Gewicht für Individuum und Gesellschaft sind. Institutionen sind die Gebilde höchster Ordnung in der Sozialstruktur. In der Kultur steht ihnen das gegenüber, was man mit Schelsky "Leitideen" nennen könnte: Gott, Familie, formales Recht, Privatbesitz, Herrschaft, Toleranz, Meinungsfreiheit usw. (vgl. Schelsky, 1970). Gemäss Schelsky sollen diese Leitideen Institutionen "schaffen". Das Postulieren einer derartigen genetischen Beziehung zwischen Leitidee und Institution ist allerdings fragwürdig; die angesprochenen Leitideen existieren in gewisser Form in jeder Zivilisation, ebenso entsprechende Institutionen in der Sozialstruktur. Der konkrete Gehalt der Leitidee – welche Art der Herrschaft die ideale sei, wie weit Toleranz gehen soll, welche Rolle die Familie in der Gesellschaft zu spielen hat – formt eher die Gestalt der Institution als dass sie sie ursächlich schafft.

Ein paar Worte zum verwandten Konzept der "Organisation": Organisationen sind soziale Gebilde, die geschaffen werden, um ein Ziel zu verfolgen. Verankert ist dieses Gebilde in der institutionellen Ordnung; zum einen in der allgemeinen, durch Institutionalisierung abgesicherten Erwartungssicherheit von Handlungen der Gesellschaftsmitglieder und der daraus rekrutierten Organisationsangehörigen, zum anderen oft auf der Grundlage einer Institution, als deren konkrete Ausgestaltung die spezifische Organisation in diesem Falle bezeichnet werden kann (z.B. Religion → Kirche oder Schulpflicht → Volksschule).

Institutionen steuern ganz allgemein das Handeln, indem sie rollenspezifische Normen zweckmässig zusammenfassen. Sie erfüllen prinzipiell das menschliche Bedürfnis nach Handlungssicherheit; stellen Lösungsstrategien für Lebensführungsprobleme bereit und entlasten dadurch das Individuum: *Weil* der Mensch ein Mängelwesen ist, dem die Instinktsicherheit fehlt, orientiert er sich zur Erfüllung seiner Bedürfnisse an Normen, die institutionalisiert stringente Handlungsschemata bereitstellen. Das entlastet ihn von der Aufgabe, für jedes Problem eine eigene Lösung zu entwickeln. *Um* konkrete *Ziele* zu erreichen, die auf der Grundlage dieser Orientierung formuliert werden, schaffen die

Individuen, ihre partnerschaftliche Zukunft auch im institutionalisierten Sinne zu gestalten. Die Palette möglicher Sanktionen ist gross; von blossem Erwartungsdruck des sozialen Umfelds bis zu gesetzlichen Regelungen des Zusammenseins. Von einer Deinstitutionalisierung kann dann die Rede sein, wenn der Verpflichtungscharakter dieser Rollenbeziehungen wegfällt. Habituell ist das Modell Ehe durchaus noch Teil der verwendeten Strategien zur Gestaltung der gemeinsamen Zukunft, bloss greifen die Sanktionsmittel nicht mehr, die ihr den Status als allein gültiges Modell einräumten. Die Ehe ist zu einer Möglichkeit des Zusammenseins unter mehreren geworden. Mit dieser Deinstitutionalisierung verliert die Ehe ihre Stabilisierungsfunktion für die Gesellschaft, aber auch ihre Entlastungsfunktion für deren Mitglieder, denn die Freiheit, unter mehreren Modellen wählen zu können, bedeutet auch zwingend, sich mit diesen Optionen auseinanderzusetzen und nicht bedenkenlos einen "selbstverständlichen" Weg zu beschreiten.

Gesellschaftsmitglieder bisweilen Organisationen, mittels derer diese Ziele gemeinsam erreicht werden können.³⁶

Nicht jede Institution manifestiert sich in einer Organisation. Und nicht jede Organisation steht auf der Grundlage einer Institution, braucht in diesem Fall jedoch eine eigene Legitimationsquelle. Organisationen als Kollektive begrenzten Ausmasses sind prinzipiell partikularistisch ausgerichtet, also dem Wohl der eigenen Mitglieder verpflichtet, was oft einen Konkurrenzkampf mit anderen Organisationen mit demselben institutionellen Hintergrund nach sich zieht. Das ist kein Widerspruch; die institutionell fixierten Handlungsoptionen – oder besser: Reduktion der Komplexität durch Ausschluss von Handlungsoptionen – stellen den Rahmen des Möglichen und Akzeptierten, innerhalb dessen ein Spielraum für individuelle Entscheidungen offen gehalten wird. Darüber hinaus ist auch diese Konkurrenz selbst im Rahmen der liberalen Marktwirtschaft institutionalisiert.

Zusammenfassende Definition von "Institution": Die Institution fasst Rollenbeziehungen funktional zusammen. Sie regelt die Lösung von Problemen der Lebensführung. Die Institution entlastet dadurch das Individuum von der Aufgabe, selbst Lösungen zu entwickeln, verpflichtet es aber auch mittels Sanktionen, die angebotenen Lösungen anzunehmen. Durch diesen Verpflichtungscharakter auf stets gleich ablaufende Handlungskomplexe sichert die Institution den Bestand gesellschaftlicher Ordnung. Zudem formt die Institution im Prozess der Sozialisierung – in dem das Individuum lernt, den Institutionen gemäss zu handeln – in gewissem Umfang die Bedürfnisnatur des Menschen, indem "idealerweise" nicht-institutionelle Alternativen aus dem Denken verdrängt werden.

³⁶ Ein Beispiel: Ein grundlegendes Bedürfnis des Menschen ist die Sicherheit der Privatsphäre und der eigenen Leiblichkeit. Anstatt sich selbst oder den eigenen Clan gegen andere zu verteidigen, delegiert das moderne Gesellschaftsmitglied diese Aufgabe. Das entlastet ihn von dieser Aufgabe, verpflichtet ihn aber auch, die entsprechenden Normen zu befolgen. Er greift – so er der Norm entsprechend handelt – nicht gleich zur Keule, wenn der Nachbar von seinen Kirschen nascht (er hat im Prinzip ja auch keine Keule zur Hand, da er auf die Institution vertraut und sich diese Anschaffung sparen konnte). Er wurde im allgemeinen dahingehend sozialisiert, dass er dieses Problem selbst gewaltfrei löst oder allenfalls eine Vermittlungsinstanz anruft. Institutionalisiert ist in diesem Falle das Verhalten bei Konflikten, Gewalt möglichst vermeiden und allenfalls eine spezifische Organisation einschalten, die sich des Problems annimmt: die Polizei.

Handeln

→ Handeln

..... ➤ Erwartungshaltungen zu a) alters Erwartung an egos Handeln
b) alters Reaktion auf egos Handeln (Bestätigung)

- - - - - ➤ alters tatsächliche Erwartungshaltung zu egos Handeln: Norm (mit Alter als idealtypischem Alter)

..... ➤ Alters Reaktion (Bestätigung)

Norm

Rolle

→ Norm

Institution

→ Norm

29

2.6 Die Position

Norm, Rolle und Institution sind Elemente der Struktur. Fehlt noch das augenscheinlichste: die Position. Eine Position ist ein Ort in der Struktur, der für gewöhnlich von einem Individuum eingenommen wird. Je nach analytischem Referenzrahmen füllen auch Gruppen oder grössere Gebilde wie etwa Nationen eine Position aus. Positionen sind durch gegenseitige, einigermaßen scharf umrissen und dauerhafte Erwartungen (i.e. Normen) miteinander verbunden. Rollen sind Teilaspekte von Positionen. Rollen gewisser Positionen erfüllen miteinander spezifische Aufgaben und bilden damit eine Institution.

Im ordinalen Sinn geordnet werden Positionen nach Massgabe ihres Status. Eigenschaften wie Macht, Prestige, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, Alter und ähnliches – manche erworben, andere zugeschrieben, in jedem Falle in ihrer Bedeutung aber abgeleitet von übergeordneten Werten und somit von normativem Charakter – bestimmen den Status einer Position.

In einer Kurzdefinition kann die Struktur somit als die Beschaffenheit der relativ dauerhaften Beziehungen von Positionen beschrieben werden. Parsons betont in seiner Definition die Stellung der Rolle in der Struktur:

«A structure is a set of relatively stable patterned relationships of units. Since the unit of a social system is the actor, social structure is a patterned system of the social relationship of actors. It is a distinctive feature of the structure of systems of social action, however, that in most relationships the actor does not participate as a total entity, but only by virtue of a given differentiated 'sector' of his total action. Such a sector which is the unit of a system of social relationships has come predominantly to be called a 'role'. Hence, the previous statement must be revised to say that social structure is a system of patterned relationships of actors in their capacity as playing roles relative to one another. Role is the concept which links the sub-system of the actor as a 'psychological' behaving entity to the distinctively social structure.» (Parsons: 1952, p. 39)

Zur Rekapitulation: Rollen sind Schnitt- oder besser Endpunkte von Normerwartungen; Handlungskanäle für die Individuen, die Rollen besetzen und sozial handeln. Rollen werden durch die Normerwartungen definiert und durch die Statusposition (vertikale Dimension), der sie angegliedert sind.

Während in der Position die Rollen eines handelnden Individuums vereinigt sind, werden in der Institution Bündel von Rollen verschiedener Positionen funktional so zusammengefasst, dass sie den Bestand der Institution gewährleisten und ihren externen Aufgaben bezüglich der Struktur einerseits und den Individuen andererseits gerecht werden.³⁷

³⁷ Beispiel Schule: Die Statusposition, die eine Lehrerin einnimmt, umfasst neben schulspezifischen Rollen noch weitere Segmente, welche der zentrale Rolle als Lehrerin im Unterricht nahe sind (Lehrerin im Kontakt mit anderen Lehrern, mit Eltern von Schülern), von der zentralen Rolle beeinflusst werden (Lehrerin in der Freizeit, Lehrerin im sozialen Kontakt mit der lokalen Bevölkerung) oder von ihr weitgehend getrennt sind (Rolle als Partnerin/Mutter/Freundin im engsten Kollegenkreis, individualpsychologisches Subsystem).

So gesehen kann die Rolle, in Parsons Worten, als Verbindung des psychologischen Subsystems des Akteurs zur Sozialstruktur gesehen werden; als Verbindung zu anderen Positionsinhabern und – funktional zusammengefasst – als Teil des Elementes höchster Ordnung der Sozialstruktur, der Institution.

Die Institution Schule fasst jene Rollensegmente verschiedener Statuspositionen zusammen, welche der internen Ausgestaltung (Schulbetrieb) und der Lösung externer Aufgaben (sekundäre Sozialisierung heranwachsender Individuen, Stabilisierung der Gesellschaft durch Vermittlung geteilter Werte) dienen.

3. Ordnung der Struktur / Strukturelle Spannungen

Mit Sinn, Handlung, Norm, Rolle und Institution kann der innere Aufbau der Sozialstruktur beschrieben werden. Dieser ist insofern hierarchisch, als die Elemente geringerer Ordnung in jenen höherer Ordnung enthalten sind. Hingegen wird damit noch nichts über die Anordnung der Positionen ausgesagt – also der handelnden, normenbefolgenden Einheit. Schicht, Klasse und Status sind die geläufigsten theoretischen Ordnungsprinzipien der Struktur. Auf Schicht und Klasse wird in einem Exkurs eingegangen; von zentralem Interesse für die vorliegende Arbeit ist aber das Status-Konzept. Es wird im Folgenden mit der Betrachtung der Theorie der strukturellen Spannungen eingeführt.

Peter Heintz, der Pionier des Soziologischen Institutes Zürich, behandelte das Konzept der strukturellen Spannungen in diversen Werken. Es wurde in der *Einführung in die soziologische Theorie* ebenso thematisiert wie in *A Macrosociological Theory of Societal Systems* oder in *Ein soziologisches Paradigma der Entwicklung*.

3.1 Zum Begriff der Struktur

Für Peter Heintz interessierte in der Diskussion um die Sozialstruktur in erster Linie die unterschiedliche Verteilung von Macht und Prestige (vgl. Heintz, 1969: S. 21). Wie zuvor angeführt, sind Normen das kleinste Element der Struktur. Sie bilden, zusammengefasst in Rollen und Institutionen, ein Muster generell erwartbarer Handlungen. In diesem Interaktionsfeld sind "Macht" und "Prestige" die zwei dominierenden, ordnungsstiftenden Dimensionen. "Macht" und "Prestige" lassen sich für den hier massgebenden Zweck folgendermassen definieren

«Power means the control or property of desired goods by some units of the system according to particularistic criteria. Prestige means the possession of desired goods which are accessible to all units of the system according to universalistic criteria.»³⁸ (Heintz, 1972: S. 127)

Dem Prestige fällt eine legitimierende Funktion bezüglich der Kontrolle über machtgeladene Güter zu.

Eine kurze Bemerkung zum Wesen der "Einheiten" des Systems: Die Theorie soziotaler Systeme integriert mehrere Ebenen in einem Konzept. Die Einheiten der ersten Ebene sind Individuen, Einheiten der zweiten Ebene interindividuelle Systeme, Einheiten der dritten Ebene interorganisationelle Systeme. Mit einer Mehrebenenanalyse (vgl. Hoffmann-Nowotny, 1973)

³⁸Zu einer grundlegenden Diskussion dieser strukturtheoretischen Schlüsselbegriffe siehe erstes Kapitel der *Einführung in die Soziologische Theorie*.

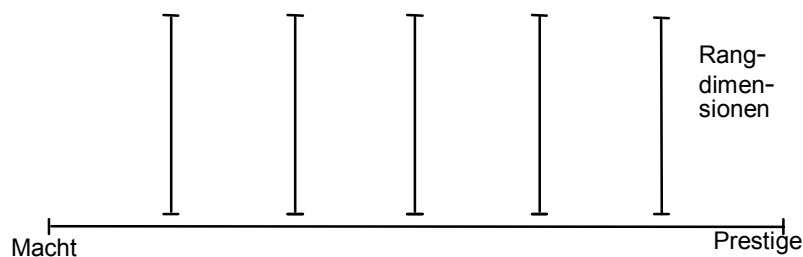
lassen sich nicht bloss strukturelle Spannungen auf der individuellen Ebene in der Einwanderungsgesellschaft untersuchen, sondern auch die Ursachen der Migration auf der Ebene nationaler Gesellschaften (vgl. auch Hoffmann-Nowotny, 1970).

3.2 Macht und Prestige

Die Einheiten eines Systems eignen sich Macht und Prestige durch den Erwerb von materiellen und immateriellen Gütern an, die in unterschiedlichem Ausmass macht- bzw. prestigegeladen sind. Dies bedingt einen Konsens über die Wertbasis dieser Güter.³⁹

Nach Hoffmann-Nowotny lässt sich der institutionalisierte Zugang der Einheiten zu je einem bestimmten Gut nach Rängen ordnen⁴⁰; die so konstituierten Rangdimensionen sind auf einem Kontinuum zwischen Macht und Prestige anzusiedeln:

Grafik 3.2a: Rangdimensionen auf einem Kontinuum



«Der Machtgehalt einer Statuslinie ist um so grösser, je zentraler der ihr zugrunde liegende Wert innerhalb eines gegebenen sozialen Systems ist. Die Zentralität eines Gutes soll dabei um so höher sein, je mehr es um seiner selbst willen geschätzt ist. Je mehr hingegen ein Gut geschätzt ist, weil es den Zugang zu zentralen Gütern ermöglicht, um so instrumentaler ist es.» (Hoffmann-Nowotny, 1973: S. 5)

Nach Heintz sind zudem machthaltige Güter tendenziell knappe Güter, die (siehe vorhergehende Definition von "Macht") nicht nach universalistischen Kriterien zugänglich sind. Es gilt zu beachten, dass kein Gut rein prestige- oder machthaltig ist. Wie Grafik 3.2a verdeutlicht, weist jedes Gut eine spezifische Kombination von Macht- und Prestigeladung auf. Idealerweise besetzt nun eine Einheit die diversen Rangdimensionen dergestalt, dass Macht und Prestige ausgeglichen sind. Doch ist davon auszugehen, dass der Idealzustand nicht für alle erreichbar ist, das System als Ganzes sich also in einem dauerhaften, mehr oder weniger ausgeprägten Ungleichgewichtszustand befindet:

«We, therefore, assume that there generally is no equilibrium between power and prestige in the societal systems. As said before, the difference between power and prestige refers to the difference in accessibility to classes of desired goods available in a system. The higher the control over a class of goods, the higher will be the association between the power of the unit and its participation in this value, and vice versa.» (Heintz, 1972: S. 129)

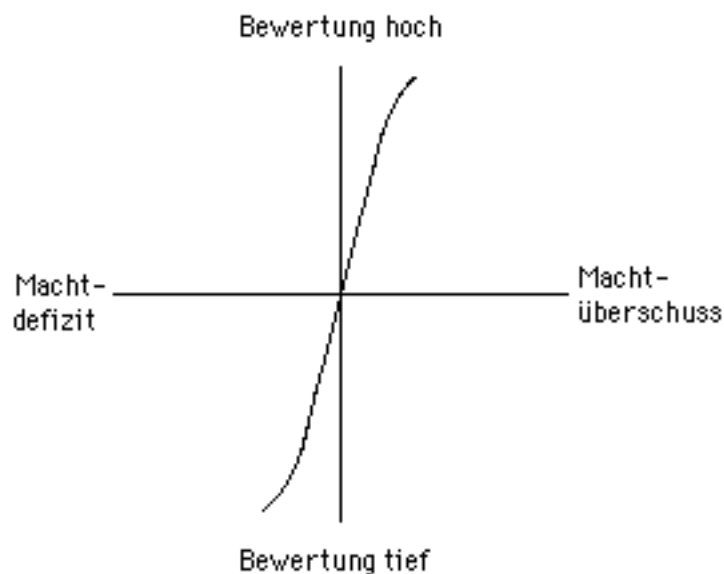
³⁹Das ist der Ansatzpunkt zur Werttypenabhängigkeit der Umsetzung von strukturellen Spannungen unter Punkt 13.

⁴⁰So lassen sich etwa Bildungstitel, Einkommen oder sozio-ökonomischer Status auf je einer ordinalen Skala anordnen.

Diese gesamtgesellschaftliche Tendenz zum Ungleichgewicht erklärt Heintz mit dem Umstand, dass bei Betrachtung der Statuslinien in der Sozialstruktur mit steigendem Status der Machtüberschuss zunimmt, während bei sinkendem Status das Machtdefizit immer grösser wird.

Vergleiche hierzu auch folgende Grafik:

Grafik 3.2b: Einfache Rangspannung auf einer Statuslinie

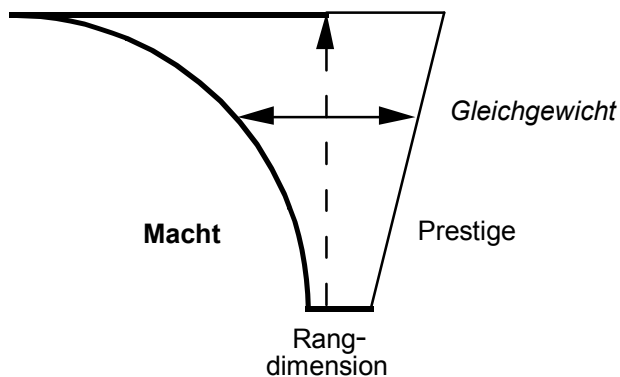


(Heintz, 1968: S. 281)

Eine weitere Begründung dieser Annahme liefert Heintz nicht. Sie lässt sich aber aus der Bestimmung folgern, wonach Macht partikularistisch zugänglich – also von zugeschriebenen Kriterien abhängig – und knapp, Prestige hingegen universalistisch zugänglich – also von erwerbbaaren Kriterien abhängig – und unbegrenzt ist.⁴¹

⁴¹ Beispiel: Die Partizipationsmöglichkeiten am Gut Einkommen werden durch verschiedene Kriterien moderiert: Staatszugehörigkeit, Abstammung (Verwaltung von ererbtem Vermögen), nicht zuletzt natürlich Bildung als auch formal legitimierender Faktor sowie das Geschlecht sind bloss einige der Bedingungen, die eine Rolle beim Zugang zum Gut Einkommen spielen. Stellt man sich das "Gut Einkommen" in Form der ökonomischen Grösse "Volkseinkommen" vor, wird auch deutlich, dass es ein knappes Gut ist. Bildung hingegen ist nicht knapp; will man den volkswirtschaftlichen Begriff verwenden, handelt es sich hierbei um ein kollektives Gut. Niemand kann von der Nutzung ausgeschlossen werden, desgleichen ist die Bedingung der Nichtrivalität, da das Gut eben nicht knapp ist, erfüllt. Auch in der institutionalisierten Form des Schulwesens sind diese Bedingungen in den demokratischen Gesellschaften weitgehend, für unsere Zwecke hinreichend, erfüllt.

Grafik 3.2c: Differentielle Verteilung von Macht und Prestige über eine Rangdimension



Die Grafik zeigt das Beispiel eines Gutes, das paritätisch⁴² macht- und prestigehaltig ist. Das *Gleichgewicht* bezeichnet den Ort auf der Rangdimension, wo Macht und Prestige, bei exklusiver Betrachtung dieser einen Rangdimension, ausgeglichen sind.⁴³ Die höheren Ränge weisen einen Machtüberschuss, die tieferen ein Machtdefizit auf.

Theoretisch mag das einleuchten, praktisch ist der Nutzen gering, da Statuslinien für gewöhnlich überwiegend macht- oder prestigehaltig sind. Das Prinzip lässt sich ohnehin mit zwei verschiedenen Status einleuchtender darstellen: Die höchstmögliche Bildungsstufe, ein Universitätsabschluss, wird von relativ vielen erreicht; höchstmögliche Machtpositionen, etwa Konzernchef oder Bundesrätin, von relativ wenigen. Die "Prestige-" bzw. "Legitimations-Pyramide" ist bedeutend flacher, weniger segmentiert als die "Macht-Pyramide" (vgl. dazu Bornschier/Heintz, 1977, die in diesem Umstand den Grund institutionalisierter Inkonsistenzen erkennen).

Heintz geht davon aus, dass sich in jedem sozialen System zwei diametral entgegengesetzte Ordnungsprinzipien erkennen lassen: einerseits Kräfte, welche das Ungleichgewicht zwischen Macht und Prestige der Einheiten des Systems vergrößern, andererseits Gegenkräfte, die einen Ausgleich von Macht und Prestige anstreben bzw. das bestehende Ungleichgewicht stabilisieren. Die Ungleichgewichtskräfte haben ihren Ursprung in den bereits beschriebenen differentiellen Zugangsmöglichkeiten zu Macht einerseits und Prestige andererseits.

Stellt die Grafik 3.2c den statischen Querschnitt durch eine Rangdimension dar, so gilt es, bei der Betrachtung der Dynamik des Systems (i.e. der Macht- bzw. Prestigeakkumulation der Einheiten), folgendes zu beachten:

⁴² Fläche unter der Machtkurve = Fläche Prestige-Polygon.

⁴³ Je prestigehaltiger das Gut an sich ist, desto höher ist der Rang, auf dem das Gleichgewicht innerhalb dieses einen Gutes erreicht wird (und umgekehrt).

«[...] the accessibility of goods with high prestige loading is supposed to vary little between the units of the system, and since the accessibility of goods with high power loading varies according to the power of a unit (principle of accumulation), the differential accessibility of both classes of goods varies with the power of the unit.» (Heintz, 1972: S. 129)

Nach Hoffmann-Nowotny lässt sich diese Ungleichgewichtskraft in allgemeinsten Form mit folgenden Hypothesen beschreiben:

- «1.1. Je geringer das Prestige⁴⁴ einer Einheit, desto grösser ihre Produktion von Prestige.
 - 1.2. Je grösser die Macht einer Einheit, desto grösser ihre Produktion von Macht.»
- (Hoffmann-Nowotny, 1973: S. 6)

Die Gegenkräfte sind eine Folge der durch dieses Ungleichgewicht induzierten Spannung. Das kulturell definierte Gleichgewicht zwischen Macht und Prestige ist gleichsam ein sozialer Imperativ, dem die Einheit Folge leistet. Die allgemeinen Hypothesen zu den Gleichgewichtskräften, wiederum nach Hoffmann-Nowotny, lauten wie folgt:

- «2.1 Je grösser das Machtdefizit einer Einheit, desto grösser ihre Produktion von Macht.
- 2.2. Je grösser der Machtüberschuss einer Einheit, desto grösser ihre Produktion von Prestige.
- 2.3. Je grösser das Machtdefizit einer Einheit, desto grösser die Emigration von Prestige-Items und/oder die Immigration von Macht-Items.
- 2.4. Je grösser der Machtüberschuss einer Einheit, desto grösser die Emigration von Macht-Items und/oder die Immigration von Prestige-Items.» (ebd., S. 6)

⁴⁴Auch wenn ein geringes Prestige auf einer gegebenen Statuslinie nach der ursprünglichen Theoriefassung eine noch geringere Macht impliziert (siehe Grafik 3.2c), so müsste hier doch der Begriff "Macht" verwendet werden, um den Charakter dieser Ungleichgewichtskraft zu akzentuieren.

3.3 Die drei Ausprägungen struktureller Spannung

Strukturelle Spannungen treten in drei unterschiedlichen, aber interdependenten Ausprägungen auf: einfache Rangspannung, Ungleichgewichtsspannung und Unvollständigkeitsspannung.

Die Rangspannung beschrieb Heintz ursprünglich als einfaches Ungleichgewicht zwischen Macht und Prestige auf einer Statuslinie (dargestellt in Grafik 3.2c), hervorgerufen durch die Besetzung eines relativ tiefen (Machtdefizit) bzw. eines relativ hohen (Machtüberschuss) Ranges.

Heintz bezeichnet die Rangspannung später als "Marginalität des relativ niedrigen Ranges", wobei Marginalität den relativ zu anderen Gruppen begrenzten Zugang zu den Gütern bedeutet. (vgl. 1969: S. 26/27). Diese Definition ist einsichtiger und in der Praxis besser umsetzbar. In die ursprüngliche Definition liesse sie sich insofern integrieren, als der begrenzte Zugang zu den Werten auf den tiefen Rängen (theoretisch) aus den oben erwähnten Gründen einen Ausgleich von Macht und Prestige nicht erlaubt.

Eine Rangspannung auf hohen Rängen, die in seiner *Einführung in die soziologische Theorie* noch thematisiert wird, schliesst die einfachere Definition nicht mehr ein. Heintz geht nunmehr von einer generellen, subkulturellen Differenzierung im Sinne einer neofeudalen Absetzung aus:

«In the case of power excess, the scale [of values] is rejected, because the privileged unit, in order to increase the legitimacy of its power, tends to consolidate the distance between itself and other units of inferior positions by adopting another scale of values. The consolidation of the distance by value differences can be characterized as neo-feudal.» (Heintz, 1972: S. 141)

Auch bei einem grossen Machtdefizit besteht die Möglichkeit einer subkulturellen Differenzierung. Die unterprivilegierte Einheit kann diese Skala zurückweisen und sucht neue Werte, denen zufolge sie eine bessere Position einnimmt.

Abhängig ist die Bereitschaft zur subkulturellen Differenzierung vom Legitimationsgrad der Einheit. Dieser ist seinerseits eine Funktion der differentiellen Besetzung von Rängen auf unterschiedlichen Statuslinien. «Der Legitimationsgrad ist um so grösser, je mehr Positionen mit verschiedenen Rängen vom Akteur eingenommen werden und je weiter diese Ränge auseinanderliegen» (Heintz, 1968: S. 282). Dieses Ungleichgewicht der Statuskonfiguration verhindert somit die subkulturelle Differenzierung, da zumindest auf einer Statuslinie ein hoher Rang eingenommen wird.

Zugleich ist dieses Ungleichgewicht jedoch selbst Quelle struktureller Spannungen, da der Macht-Prestige-Ausgleich zwischen den Rangdimensionen so nicht erfolgen kann. Um wieder den Vergleich der beiden meistgenannten Güter zu bemühen: Ein hoher Rang auf der Statuslinie "Einkommen" und ein tiefer Rang auf der Statuslinie "Bildung" führen zu einem Machtüberschuss; die inverse Kombination zu einem Prestigeüberschuss.

Von Ungleichgewichtsspannung betroffene Einheiten tendieren zur stärkeren (subjektiven) Gewichtung des höheren Status, was unter Umständen zu einem entscheidenden Kriterium

innerhalb der Struktur werden kann:

«Die Betonung eines einzigen Status impliziert überdies, dass zwei der drei Regeln, die den Zugang zu den Werten in strukturellen Begriffen festlegen, nämlich jene beiden Regeln, die sich auf Gleichgewicht und Vollständigkeit der Statuskonfiguration beziehen, an Bedeutung verlieren. So bleibt also als einzige wichtige Regel jene bestehen, die sich auf den Rang bezieht.» (Heintz, 1969: S. 30)

Das hier erwähnte Gebot der Vollständigkeit der Statuskonfiguration führt zum dritten Typus der strukturellen Spannungen, der Unvollständigkeitsspannung⁴⁵ bei Nichtbesetzung einer Rangdimension. Der Grund für diesen vollständigen Rückzug ist die Vermeidung der tiefen Bewertung der entsprechenden Statusposition. Da in einer Gesellschaft allerdings kulturell definierte Vorstellungen über die Vollständigkeit der zu besetzenden Rangdimensionen vorhanden sind, sieht sich die Einheit mit einer neuen Form von Spannung konfrontiert.

⁴⁵Diese kann als möglicher Extremfall der oben erwähnten Bedeutungsverschiebung betrachtet werden, wenn die Vernachlässigung des niedrigen Ranges soweit geht, dass dieser aufgegeben wird.

3.4 Kritik

Kritisieren lässt sich die hier kurz skizzierte Theorie unter verschiedenen Blickwinkeln. Die folgenden Elemente stellen die Konzeption der strukturellen Spannungen in Frage:

- Die allgemeine Skepsis gegenüber dem Modell der vertikalen Schichtung als Ausdruck der sozialen Ungleichheit – und damit verbunden der Vorbehalt gegenüber der Eindimensionalität der Statuslinien (wird im folgenden Kapitel *Schichtung* diskutiert).
- Die Eignung von Macht und Prestige als Gerüstelemente der Struktur.
- Deren Operationalisierung durch Einkommen und Bildung.
- Der schwindende Konsens über die zentrale Stellung der Erwerbsarbeit in der Folge des Wertewandels und der Individualisierung.

Macht und Prestige als Ordnungsprinzip der Struktur

Bei Heintz ist die unterschiedliche Verteilung von Macht und Prestige innerhalb einer gesellschaftlichen Einheit das Ordnungsprinzip von Struktur. Die Beschreibung sozialer Ungleichwertigkeiten mittels dieser beiden Aspekte ist nicht unproblematisch. So ist mit Hradil (1983: S. 105) darauf hinzuweisen,

«[...] dass Machtverhältnisse und Prestigebeziehungen im Rahmen mehrdimensionaler Untersuchungen sozialer Schichtung durchweg in Abstraktion von Beziehungs- und Verhaltensaspekten [aufgrund von Operationalisierungsproblemen] als attributive Merkmale verstanden werden.»

Tatsächlich ist der Begriff der Macht relational, sinnvoll verwenden lässt er sich nur in Beziehung zu einer anderen Einheit.

Operationalisierung von Macht

Macht ist keine eigentliche Eigenschaft einer Rolle, denn «Macht kann (im Unterschied zu (politischen) Herrschaftspositionen) als solche nicht angeeignet, sondern nur ausgeübt werden. Nur spezifische Chancen, um Macht auszuüben: Ressourcen, können angeeignet werden» (Bader/Benschop 1989: S. 66). So sieht es offenbar auch Heintz, wenn er "Macht" wie folgt definiert: «Power means the control of property of desired goods by some units of the system according to particularistic criteria» (Heintz, 1972: S. 127). Bloss lässt er damit einerseits das Problem im Raum stehen, dass Macht eine Eigenschaft von Beziehungen ist, die erhobenen Ressourcen hingegen objektive Attribute von Einheiten sind, und andererseits realisiert er mit dieser Bestimmung keine eigentliche Definition von Macht, sondern eine Operationalisierung.⁴⁶

⁴⁶Der Begriff selbst bleibt in der Arbeit von Peter Heintz seltsam diffus; die bekannte Definition Webers, die allerdings nirgends explizit verwendet wird, passt nicht richtig ins Bild, wird doch durch die Operationalisierung mittels Einkommen die ökonomische mit der politischen Sphäre vereint. Vielleicht wird eine sehr allgemeine und entsprechend beliebige Definition der Macht als "generelle Chance der Beeinflussung und der Durchsetzung eigener Anliegen" dem Konzept gerecht. Der Webersche Zusatz

Definition und Operationalisierung von Prestige

Eine ähnliche Kritik wie bezüglich des Machtbegriffs kann bei "Prestige" angebracht werden. Auch Prestige ist ein relationaler Begriff. Zudem ist die Wahl von "Bildung" zur Operationalisierung etwas eigenwillig; "Prestige" wird gemeinhin mit dem Berufs- bzw. sozio-ökonomischen Status verbunden. Allerdings macht dies innerhalb der Heintzschens Theorie der strukturellen Spannungen Sinn, da bei ihm Prestige legitimierende Funktion hat; eine Eigenschaft, welche das Merkmal "formale Bildung" in meritokratischen Systemen ohne Zweifel aufweist.

Was ist also vom Macht-Prestige-Konzept (vorerst ohne die Grundkritik am Schichtungskonzeptes) zu halten? Die Frage sei erlaubt, ob mit den genannten Operationalisierungen tatsächlich Macht und Prestige gemessen werden. Der Terminus "Macht" ist ausserhalb der politischen Sphäre von einer gewissen Beliebigkeit. «Der Begriff "Macht" ist soziologisch amorph. Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemanden in die Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen» (Weber, 1976: S. 28-29).⁴⁷ Und in konkretem Bezug auf die Schichtungsforschung: «[Macht] war zugleich "Aspekt" und "Oberbegriff" sozialer Ungleichheit. Macht "im allgemeinen" kann unmöglich als "Objekt" neben "Reichtum" und "Prestige" behandelt werden» (Bader/Benschop, 1989: S. 74).

Eine Verquickung von "Reichtum" und "Macht" steigert die Verwirrung zusätzlich. Natürlich wäre es kein sonderlich eleganter Zug, ein offensichtlich reales Phänomen wie "Macht" aus der Forschung auszuklammern, bloss weil es kaum fassbar ist. Aber es ist eher Oberbegriff denn Aspekt der sozialen Schichtung. Einkommen ist ebenso eine Facette dieses schillernden Begriffs wie der Berufsstatus und in gewisse Hinsicht auch die Bildung.

Prestige mit formaler Bildung zu messen ist, wie schon betont, etwas unorthodox. Intuitiv einleuchtender wäre dessen Operationalisierung mittels sozio-ökonomischem Status. Aber auch hier sind die Grenzen fließend. Eigentlich ist die formale Bildung ein Mittel, mit dem beruflichen Status – Einkommen ist ein Aspekt davon – erreicht werden kann. Der sozio-ökonomische Status ist eine Funktion beider Variablen. Und doch hat auch Bildung an sich einen gewissen Prestigewert, wie auch Einkommen selbst nicht der blossen Prestigemehrung dient, sondern auch Machtbeziehungen verändern kann.

"auch gegen Widerstreben" kann hier kaum gelten, da mit dem Einbezug von Geld ein universal legitimates Medium als Machtressource bestimmt wird. In einer bilateralen Beziehung kann deshalb kein Widerstreben gebrochen werden, bedingt der Tausch doch ein gegenseitiges Einverständnis. Allerdings darf hier, z.B. mit Kreckel (1983), eingewendet werden, dass die Verhandlungsposition des Vermögenden bedeutend stärker ist. Im wirtschaftswissenschaftlichen Konzept des Anbieter- oder gar des Monopolistenmarktes kann tatsächlich von einem Machtgefälle im engeren Sinne gesprochen werden, wenn der Abnehmer (z.B. physiologischer) Umstände halber gezwungen ist, ein Angebot anzunehmen. Dieses Modell lässt sich jedoch kaum auf die gesamte soziale Struktur übertragen.

⁴⁷Weber schlägt für die Soziologie den präzisen Begriff der "Herrschaft" vor, der die Chance beschreibt, für einen Befehl Fügsamkeit zu finden. Doch lässt sich dies kaum in ein allgemeines Schichtungskonzept einbinden.

So bietet sich ein ziemlich komplexes Bild verschiedenster Interdependenzen, die, wenn überhaupt, nur um den Preis der Unüberschaubarkeit zu beschreiben wären. Und letztlich bringt eine Eins-zu-Eins-Abbildung der realen Verschränkungen nichts, liegt es doch im Wesen der Theorie, einfach zu sein, damit ein Ausschnitt der sozialen Welt im Hinblick auf eine spezifische Problemstellung verstanden werden kann.

Bleiben wir also beim einfachen Modell "Prestige legitimiert Macht", verstanden als "Wissen, operationalisiert durch formale Bildung, legitimiert den Berufsstatus, dessen wichtigster Aspekt das Einkommen ist"⁴⁸. Die legitimierende Funktion ist durch die meritokratische Grundannahme gewährleistet, dass die als vertikal strukturiert gedachten Positionen nach dem Leistungsprinzip⁴⁹ vergeben werden. Der Berufsstatus kann durchaus nach Machtpotential (hier im Sinne des Umfangs der Folgen von in der jeweiligen Position zu treffenden Entscheidungen), aber auch nach Verantwortung (im Sinne von entscheiden müssen und möglichen Risiken, also potenziellen, funktional negativen Folgen dieser Entscheidungen) geordnet werden.

Die neuen Ungleichheiten

Der Konsens über die zentrale Stellung der Erwerbsarbeit⁵⁰ und dem damit zu erzielenden Einkommen sowie die strikt vertikale Ordnung der Statuspositionen schwindet. Beide Einwände sind von der allgemeinen Kritik an Schichtungssystemen abgeleitet. Mit ihnen tritt man ins Wespennest der Diskussion um die Validität klassischer, vorwiegend ökonomisch determinierter Schichtungskonzepte versus "neue" Ungleichheiten, Lebensstile, -lagen und -läufe, Milieus, Postmoderne, -materialismus und -industrialismus, Erlebnis-, Risiko- und Kommunikationsgesellschaft, Individualisierung und was der Schlagworte noch mehr zirkulieren. War schon der Blick auf der Theorie innewohnende Beziehungen von Unklarheiten nicht gänzlich ungetrübt, wird der Bezug auf die Rahmenbedingungen der Theorie struktureller Spannungen vollends zum minotaurischen Labyrinth, ohne dass eine hilfreiche Ariadne in Sicht wäre.

Hier soll trotzdem der Versuch erfolgen, zumindest jene Kriterien mit Einfluss auf Peter Heintz' Theoriekonzept kurz zu beleuchten, ohne Anspruch auf eine umfassende Beschreibung der verwirrenden Vielfalt neuer Ansätze zu erheben.

Aus dem Nebel der neuen Begrifflichkeiten ragen zwei Konzepte heraus, welche die eingangs erwähnten Kritikpunkte abstützen: Der viel diskutierte Individualisierungstrend und der

⁴⁸Peter Heintz würde dieser Umformulierung selbstverständlich niemals zustimmen, ist doch eine zentrale Eigenschaft der Theorie struktureller Spannung deren Bezug auf mehrere Ebenen, und auf der Ebene von Nationalstaaten ergeben "Wissen" und "Berufsstatus" wenig Sinn.

⁴⁹Die Arbeitsteilung hat eine Unzahl nicht nur funktional differenzierter, sondern auch ungleich bewerteter Positionen hervorgebracht, zu deren adäquaten Besetzung (Fach-) Wissen benötigt wird. Die formale Bildung dient auch in der ökonomischen Sphäre zumeist als Indikator potenzieller Leistungsfähigkeit.

⁵⁰In Melichs Untersuchung (1991) *Die Werte der Schweizer* beurteilten 47 Prozent der Befragten die Aussicht positiv, dass in Zukunft die Arbeit im Leben weniger wichtig wird. 82 Prozent fanden es gut, dass man weniger Wert auf Geld und materielle Sachen legt.

umstrittene Wertewandel scheinen die zentrale Stellung der Erwerbsarbeit mit der impliziten Annahme des Wunsches nach Maximierung des ökonomischen Kapitals aufzuweichen und die vertikale Gliederung zu zersetzen.

Zum Wertewandel: Hradil (1990: S. 125 ff.) unterscheidet drei Modernisierungskulturen:

- Die *industriegesellschaftliche Moderne* mit der Orientierung an der Erwerbsarbeit und den nach dem Leistungsprinzip zu verteilenden Gütern. Als Dimensionen sozialer Ungleichheit gelten folgedessen primär Einkommen, Berufsprestige und Qualifikation.
- Die *postindustrielle Moderne* ist auf Lebenswelten mit immateriellen Gütern ausgerichtet: Selbstverwirklichung, Kommunikation, Gesundheit. In der Perzeption sozialer Ungleichheit rücken Arbeitsbedingungen, soziale Absicherung, Zugang zur Infrastruktur und ähnliches in den Vordergrund. Das Gleichverteilungsprinzip löst das Leistungsprinzip ab.
- Die *Postmoderne* ist nicht mehr durch universalistische Standards, sondern Pluralismus, Partikularismus und Relativismus geprägt. Deshalb herrschen, ausser dem Grad der Wahlmöglichkeit der eigenen Lebens- und Handlungsweisen, auch keine eigentlichen Dimensionen der sozialen Ungleichheit vor.

Alle drei Kulturen breiten sich zu Lasten vormoderner Kulturen weiter aus, wobei die industriegesellschaftliche Moderne eine ungleich grössere Ausdehnung hat als die postindustrielle Moderne und die Postmoderne, die ihrerseits die marginalste Ausprägung aufweist. Wohl geniesst sie einen gewissen Umfang an Publizität, da sie vor allem von "kommunikativen Intellektuellen" getragen wird, doch «[i]n einer nach wie vor weitgehend "modernen" Gesellschaft lässt sich nicht "postmodern" leben» (Hradil, 1990: S. 135). Ausserdem ist nach der Knappheitshypothese von Inglehart davon auszugehen, dass zuerst die materiellen Bedürfnisse hinreichend abgedeckt sein müssen, ehe ab einem gewissen Wohlstandsniveau die Realisierung neuer Werte ins Auge gefasst wird. Dieser Einwand gewann in der ökonomischen Stagnation der 90er Jahre an Gewicht. Dabei stellt sich die Frage, ob bei einem Übergang der Rezession in eine Depression der Wertewandel reversibel wäre.

Die postulierte Abkehr vom zentralen Strukturierungsmerkmal "Erwerbsarbeit" in der postindustriellen Moderne könnte für diese Untersuchung insofern von Bedeutung sein, als der Wert der "machtgeladenen Statuslinie" damit marginalisiert und sich das Konzept der Rangspannung auf dieser Statuslinie kaum aufrechterhalten liesse. Für die Hypothesenbildung stellt sich die Frage, inwiefern sich die Kultur der postindustriellen Moderne durchgesetzt hat.

Melich (1991) verwendete in ihrer Untersuchung *Die Werte der Schweizer* Elemente der Inglehart-Skala. Ergebnis: Rund 20 Prozent der Befragten sind "Postmaterialisten". Zu einem ähnlichen Resultat kommt Sacchi (1992). In einer Reanalyse von repräsentativen Befragungen kommt er zum Schluss, dass der Anteil der Postmaterialisten von 11 Prozent im Jahre 1972 auf 19 Prozent 1990 angestiegen ist.

Individualisierung

Nebst der Differenzierung der zentralen Werte prägt der Prozess der Individualisierung die Diskussion um die Gesellschaftsstruktur. In einer Kurzzusammenfassung lässt sich dieser Prozess nach Hörning/Michailow (1990) folgendermassen beschreiben: In modernen Gesellschaften haben funktionale Differenzierungsprozesse segmentäre Strukturierungen von Lebenslagen ergeben. Diese Pluralität sektorieller Teillagen verunmöglicht es dem Individuum, sich auf "ein Ganzes" zu beziehen, es bleibt der selektive Zugriff auf diese Teillagen, Lebensstile werden auf ausgewählte Themen ausgerichtet. Dieser Individualisierungsprozess, verstanden als Differenzierung von Personen gegenüber sozialen Systemen, führt zu einer subjektzentrierten Lebensführung. In diesem Sinne äussert sich auch Hoffmann-Nowotny (1989), wenn er den strukturellen Wandel als Teil des Weges in die Modernen beschreibt, der eine Individualisierung nicht nur möglich, sondern notwendig gemacht hat, wobei dem strukturellen Wandel ein kultureller Wandel entspricht. Für die Hypothese zur Werttypenabhängigkeit der Umsetzung von strukturellen Spannungen erweist sich Hoffmann-Nowotnys Aussage als fruchtbar, wonach

«[...] die auf einer instabilen Kultur aufbauenden und deshalb nicht mehr hinreichend legitimierten Strukturen permanent zur Diskussion und individuellen Disposition [stehen]. Daraus ergibt sich eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für individuell verschiedene Orientierungs- und Strukturierungsmuster.» (ebd.: S. 274)

Der bekannteste Vertreter der Individualisierungsthese, Ulrich Beck, sieht in der einkommens- und bildungsbezogenen Niveauverschiebung den wichtigsten Auslöser für die Beschleunigung⁵¹ der Individualisierung. Mit der globalen Anhebung der Niveaus stehen mehr Menschen jene ökonomischen (Einkommen) und kulturellen (Bildung) Ressourcen zur Verfügung, die ein Erkennen, Anstreben und Realisieren eigener Lebenswege erst ermöglichen (vgl. Beck, 1983). Es sind jedoch auch inverse Tendenzen erkennbar, die in die soziologische Diskussion unter dem Label *Kommunitarismus* eingegangen sind. Ob die selbst ernannte "soziale Bewegung" dieses Prädikat verdient oder eher eine Artikulation des klassischen "cultural lag" darstellt, wird sich noch weisen.

⁵¹Die Individualisierung an sich war schon immer Thema der Soziologie, etwa bei Durkheim oder Tönnies in ihrer Beschreibung des Übergangs von Gemeinschaft zu Gesellschaft, neu ist die Geschwindigkeit des Individualisierungsprozesses.

Die Differenzierung – die Verbreiterung des Spektrums strukturierender Werte – und die Individualisierung – die tendenzielle Subjektivierung der Wahlmöglichkeiten – fasst Hradil unter dem Schlagwort "sozio-kulturelle Pluralisierung" zusammen. Er meint,

«[...] dass Prozesse einer reflexiven, durch "subjektive" Bestrebungen vorwärtsgetriebenen, zudem dialektisch wirkenden Modernisierung zu einer Pluralisierung von Milieus, Subkulturen und Lebensstilen geführt haben, die viel von der gewandelten Wahrnehmung und veränderten alltagsweltlichen Bedeutung sozialer Ungleichheiten erklärt.» (Hradil, 1990: S. 126)

Mit *Bedeutungsverschiebung* und *Wahrnehmungsveränderung* von sozialen Ungleichheiten wird das Konzept der strukturellen Spannungen in Frage gestellt; "neue" Ungleichheiten, die in Tat und Wahrheit schon lange bestehen, treten ins Rampenlicht.

Diese "neuen" Ungleichheiten weisen häufig die Eigenschaft auf, nicht mehr am traditionellen Oben-unten-Schema ausgerichtet zu sein. So kann etwa die Arbeitszufriedenheit auch auf traditionell hoch bewerteten Positionen gering sein, da Stress und Verantwortungsdruck das Wohlbefinden einschränken. Berufspositionen nach Massgabe des Einkommens bilden wohl noch immer eine "objektive" Rangfolge, bloss nehmen die Aspekte Arbeitszufriedenheit und vor allem Zeitautonomie bei "postindustriellen" Individuen an Bedeutung zu. Wenn es dem Individuum, das eine Position mit tiefem Einkommen besetzt, "egal" ist, dass es machdefizitär ist, weist es diesen strukturellen Spannungen gegenüber quasi eine 'Immunität' auf. Es wird diese also nicht in anomische Spannung umsetzen. In diesem Modell würde der Beruf keine Statuslinie bilden, sondern einen mehrdimensionalen Körper, in dem im Spannungsraum zwischen Arbeitszufriedenheit, Zeitautonomie und Einkommen der ideale Platz gesucht wird. Entsprechende Positionen müssten auch in ausreichender Anzahl angeboten werden, und das trifft offensichtlich aus zwei Gründen nicht zu. Einerseits herrscht, besonders auf qualifizierten Positionen, noch immer das Diktum der Vollzeitarbeit vor, andererseits ist in unserer meritokratischen Gesellschaft den wenig Qualifizierten ein Grossteil der Positionen grundsätzlich verwehrt.

Wie Hradil es eben treffend ausdrückte: In einer modernen Gesellschaft lässt es sich nicht postmodern (und möglicherweise auch nur beschränkt postindustriell) leben. Dies hat eventuell eine neue Form von anomischer Spannung (Ziel-Mittel-Konflikt) zur Folge.

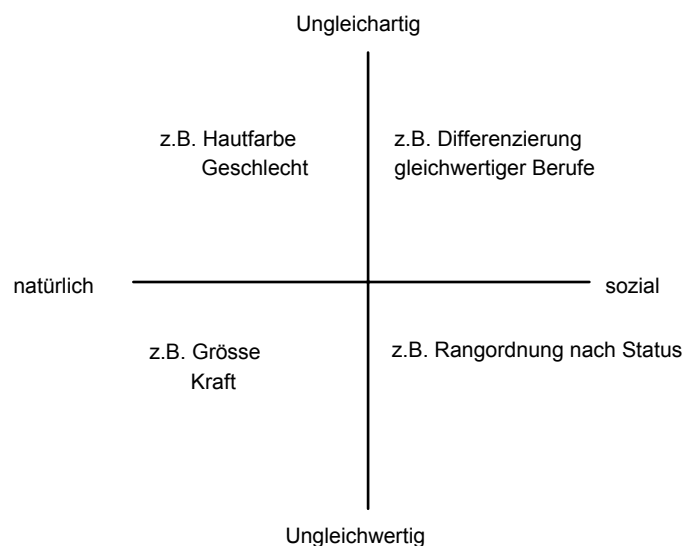
4. Soziale Schichtung

Einleitend stellt sich die Frage nach der Relation zwischen "Struktur" und "Schichtung". Für Heintz ist Schichtung ein blosser Aspekt der strukturellen Ordnungsprinzipien Macht und Prestige (vgl. Heintz, 1969). Wird "Struktur" nun verstanden als «Art und Weise, wie eine Menge von sozialen Positionen (oder Einheiten) interreliert sind» (Hoffmann-Nowotny, 1980: S. 484), so bezeichnet "Schichtung" den Sachverhalt

«[...] *strukturierter* bzw. *institutionalisierter sozialer Ungleichheit* [...] und bezieht sich einerseits auf] die ungleiche *Verteilung* der verfügbaren Ressourcen auf die verschiedenen Positionen einer Gesellschaft und andererseits auf die Regelung des *Zugangs* der Gesellschaftsmitglieder zu diesen ungleich ausgestatteten Positionen.» (Hörning, 1976: S. 10/12)

Geschichtet sind die sozialen Positionen, jene "leere" Plätze also, welche durch spezifische Verfügungsgewalten über Ressourcen definiert sind. Die Rekrutierung von Individuen auf diese Plätze, die Allokation, ist ein anderer Aspekt von sozialer Struktur.

Eingebettet ist dieses Konzept von Position und Allokation in die ursoziologische und -philosophische Diskussion um die Ungleichheit. Zu unterscheiden ist bei diesem mehrdimensionalen Begriff einerseits zwischen Ungleichartigkeit (nominale Verschiedenheit) und Ungleichwertigkeit (ordinale Verschiedenheit), andererseits zwischen dem jeweiligen Ursprung der Verschiedenheit, Natur oder Gesellschaft. Nach Dahrendorf (vgl. Bader/Benschop, 1989: S. 39) lässt sich damit folgende Matrix aufspannen.⁵²



⁵²Selbstverständlich birgt diese Einteilung ihrerseits Probleme. So darf bezweifelt werden, ob tatsächlich natürliche Ungleichwertigkeiten existieren, auch wenn die Skalen scheinbar "von der Natur vorgegeben" sind. Ausserdem werden natürliche Ungleichartigkeiten häufig sozial bewertet. Diese askriptiven Merkmale dienen etwa der Schliessung von Statuslinien.

Die natürlichen Ungleichheiten⁵³ sind Attribute von Individuen, während die sozialen Ungleichheiten den strukturellen Positionen zugeschrieben werden.

Grundsatz der demokratischen Verfassungen ist (idealerweise) die natürliche Chancengleichheit der Menschen; die Allokation soll demnach unabhängig von natürlichen Ungleichartigkeiten erfolgen. Natürliche Ungleichwertigkeiten spielen aber sehr wohl eine Rolle. Wo die Positionsverteilung nach dem Leistungsprinzip erfolgt, sind diese Voraussetzungen von entscheidender Bedeutung, insbesondere die Intelligenz⁵⁴. Grundsätzlich darf in demokratischen Gesellschaften natürlich jede und jeder eine Karriere als Universitätsdozentin oder Basketballspieler anstreben, bloss werden ohne die entsprechenden Voraussetzungen auch die intensivsten Bemühungen nicht fruchten.

Diese Kontingenz der natürlichen Begabungen, die "genetische Lotterie", beschäftigt die Sozialphilosophie. In demokratischen Gleichheitskonzeptionen meritokratischer Gesellschaftssysteme beginnt die Gültigkeit des allgemeinen Regelwerkes bei der Geburt, doch sind zu diesem Zeitpunkt die ersten Würfel im grossen Spiel des Lebens schon gefallen. Ist das wirklich gerecht? Alternative, "gerechtere" Modelle sind denkbar, bekanntes Beispiel hierfür ist John Rawls *A Theory of Justice*⁵⁵.

Gleichwohl ist das Problem der Ungleichheit der Individuen für die soziologische Betrachtung eher marginal, denn diese natürlichen Unterschiede erklären – und hier sei nochmals auf den Unterschied zwischen Allokation und Position hingewiesen – die sozialen Ungleichheiten nicht.

Vor der Bestimmung des Zustandekommens sozialer Ungleichheiten sollte man sich eigentlich über das Wesen der Ungleichheiten im klaren sein. Doch es besteht ein Konsens einzig darüber, dass soziale Ungleichartigkeiten und soziale Ungleichwertigkeiten existieren, aber deren zentrale Komponenten, insbesondere deren Messbarkeit, sind umstritten. Im wesentlichen sind auch in dieser Diskussion zwei verschiedene Grundvorstellungen erkennbar (vgl. Hradil, 1983): Im Modell der Prestige-Schichten werden die Beziehungen zwischen (und nicht die Merkmale von) Gesellschaftsmitgliedern resp. -rollen betont. Es handelt sich somit um eine "subjektive" Konzeption, die Schichtung nicht als blosses nominales, statistisches

⁵³Im folgenden wird "Ungleichheit" als Sammelbegriff von "Ungleichartigkeit" und "Ungleichwertigkeit" verwendet.

⁵⁴Hier verlieren sich allerdings die Grenzlinien zwischen natürlichen, genetischen Voraussetzungen und umweltbedingten, sozialen Einflüssen.

⁵⁵John Rawls entwirft in diesem Werk das Konzept eines Gesellschaftsvertrags. In einem hypothetischen Urzustand kommen die Menschen hinter dem "Schleier des Nichtwissens", also ohne Kenntnis ihrer realen Eigenschaften und Positionen, zusammen, um die bestmöglichen Prinzipien einer gerechten Gesellschaft zu bestimmen. Daraus resultieren zwei Grundannahmen: «[1] Jedermann hat gleiches Recht auf das umfangreichste Gesamtsystem gleicher Grundfreiheiten, das für alle möglich ist. [2] Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten müssen folgendermassen beschaffen sein: (a) sie müssen [...] den am wenigsten Begünstigten den grösstmöglichen Vorteil bringen, und (b) sie müssen mit Ämtern und Positionen verbunden sein, die allen gemäss fairer Chancengleichheit offenstehen» (Rawls 1975, S. 336). Rawls atomistische, vor-gesellschaftliche Individuen einigen sich also auf eine individualistische, gewissermassen funktionalistische Gesellschaft auf der Grundlage einer rationalen, spieltheoretisch zu erklärenden Solidarität.

Aggregat, sondern als real erlebbares, wirkendes Phänomen begreift. Das quantitative Messen von Verhalten ist jedoch schwierig. Diesem Problem begegnet man mit der "Objektivierung" mittels prestigedeterminierender Indizes wie Bildung, Einkommen und Beruf. Allerdings wurde damit die ursprüngliche Stärke dieses Ansatzes, die subjektive Realitätsnähe, aufgeweicht.

Die zweite, forschungsgeschichtlich jüngere Vorstellung nimmt von Beginn weg in Anspruch, objektiven Kriterien zu genügen. Lebenschancen sollen durch messbare gesellschaftliche Rahmenbedingungen bestimmt und gegliedert werden. Dafür werden mehrere Dimensionen untersucht, typischerweise materielle Ressourcen, Wissen, Prestige und Macht. Die bekannteste mehrdimensionale Schichtungsstruktur wurde von Bendix und Lipset in deren klassischer Studie *Social Mobility in Industrial Societies* geprägt (vgl. Haller, 1989). Unter Berufung auf Max Weber wurde die "meritokratische Trinität", class/status-groups/power-strata, quasi kanonisiert (vgl. Bader/Benschop, 1989). Wie bei Weber werden also die ökonomische, die soziale und die politische Sphäre mit den Variablen Reichtum, Status und Macht unterschieden, wechselseitige Abhängigkeiten jedoch kaum thematisiert.

In einer anderen bekannten Triade werden materielle Ressourcen (Indikator: Einkommen), Wissen (Indikator: formale Bildung) und Prestige (Indikator: Berufsstatus) zur Bestimmung der sozialen Lage verwendet (vgl. Hradil, 1983).

4.1 Zur Forschungsgeschichte der Schichtung

Historisch gesehen wurde nach Bottomore (1976) in den westlichen Zentrumsgesellschaften die Differenzierung gesellschaftlicher Ungleichheit nach Ständen (rechtlich abgesicherte Statusunterschiede) durch den Begriff der sozialen Klassen abgelöst. Dieser wurde nicht von Karl Marx eingeführt, aber doch von ihm geprägt. Mit seiner Gesellschaftstheorie beginnt die wissenschaftliche Betrachtung von Schichtungsphänomenen im engeren Sinne, wenn auch die Ungleichheit in der Gesellschaft seit Plato Gegenstand intensiver philosophischer Diskurse war (vgl. Tumin, 1975).

Für Marx ist bekanntlich die Geschichte aller historischen Gesellschaften die Geschichte von Klassenkämpfen. "Klassen" sind für ihn objektiv bestehende Gebilde, deren Einheiten sich ihrer Zugehörigkeit nicht notwendigerweise bewusst sein müssen. Die zentrale Determinante einer Klasse ist das Eigentum. Besitz oder Nichtbesitz von Produktionsmitteln diskriminieren zwischen Bourgeoisie und Proletariat; die soziale Situation wird weitestgehend durch den ökonomischen Faktor strukturiert.

Max Weber erweitert die Diskussion um zwei weitere Begriffe, Macht und Prestige, und weist ihnen eigene, wenn auch interdependente Wirkungsfelder zu:

«Während die 'Klassen' in der 'Wirtschaftsordnung', die 'Stände' in der 'sozialen Ordnung', also in der Sphäre der Verteilung der 'Ehre', ihre eigentliche Heimat haben und von hier aus einander gegenseitig sowie die Rechtsordnung beeinflussen und wiederum durch diese beeinflusst werden, sind 'Parteien' primär in der Sphäre der 'Macht' zu Hause.» (Weber, 1976: S. 539)

Mit der Differenzierung der drei zentralen Determinanten gesellschaftlicher Ungleichheit schuf Weber die Grundlage für die moderne Schichtungsforschung. Die Gesellschaft war nun nicht mehr das Schlachtfeld zweier antagonistischer Klassen, sondern wurde nach Massgabe des Status als geschichtet verstanden. Der Status war eine aggregierte Grösse, dominiert vom Prestige, verstanden als soziale Wertschätzung in der empirisch überprüfbaren Form des Berufsstatus; Statusungleichgewichte wurden zu Beginn kaum problematisiert. Es hat sich aber gezeigt, «[...] dass nicht der aggregierte Status, sondern vielmehr 'Ungleichgewichte' zwischen verschiedenen singulären Status in entscheidender Weise zwischen verschiedenen Verhaltensweisen und Lebenschancen diskriminieren» (Hoffmann-Nowotny, 1970: S.22).

Innerhalb der Schichtungsforschung können bezüglich der Bedeutung sozialer Ungleichheit zwei vorherrschende Denkschulen erkannt werden: die funktionalistische (Parsons, Warner) und die konflikttheoretische (Dahrendorf, Coser⁵⁶, Mills) (vgl. Tumin, 1975). Erstere betont die Notwendigkeit der ungleichen Verteilung, da nur so die fähigsten Akteure, bei entsprechender

⁵⁶Lenski teilt Coser den Funktionalisten zu; ihm zufolge liess sich Tumin durch den Titel Cosers Werk, *Theorie sozialer Konflikte*, blenden, welches in Tat und Wahrheit die funktionale Bedeutung des Konflikts in der Gesellschaft behandelt.

Belohnung, die wichtigsten Positionen besetzen, was dem Gesamtwohl und der Stabilität der Gesellschaft dient; Konflikte sind anormale Erscheinungen, die es zu vermeiden gilt.

Im Gegensatz zu diesem makroperspektivischen Ansatz beschreiben die Vertreter der Konfliktschule die Gesellschaft nicht als relativ integriertes, stabiles System, sondern als untereinander locker verbundene Ansammlung von Institutionen. Die ungleiche Verteilung ist Folge des Strebens elitärer Gruppen und Quelle andauernder Konflikte in der Gesellschaft, da die benachteiligten Gruppen die Schichtung so nicht akzeptieren können. Der Konflikt ist von dieser Warte aus gesehen ein integraler Bestandteil der Gesellschaft. So studieren Gleichgewichtstheoretiker prinzipiell die positiven Funktionen sozialer Ungleichheit, während Konflikttheoretiker eher der negativen Auswirkungen betonen.

In der historischen Schichtungsdiskussion sind bezüglich des Zugangs zu Positionen im Schichtungssystem ebenfalls zwei Positionen auszumachen: Die individualistische Schule betont im Statusverteilungsprozess den *Statuswerb*, die strukturalistische die *Statuszuweisung* (vgl. Bornschie, 1991: S. 17).

4.2 Eigenschaften und Aspekte der Schichtung

Schichtung ist ein soziales Phänomen. Nicht biologisch verursachte Ungleichheiten, sondern die Zuschreibung gewohnheitsmässiger Bedeutungen – die ihrerseits ursprünglich durchaus auf biologischen Unterschieden aufbauen können – sowie sozial definierte Kriterien und Vorschriften sind für den Aufbau des Schichtungssystems entscheidend. Die wichtigsten Bestandteile der Strukturierung und des Erhalts der Schichtung sind Normen und Sanktionen. Diese müssen jeder Generation weitergegeben werden. Da dieser Sozialisierungsprozess nicht vollkommen sein kann, ist jedes Schichtungssystem zu einem gewissen Grad instabil. Ausserdem steht jedes Schichtungssystem in ständiger Wechselwirkung mit anderen sozialen Systemen.

Die Folgen der Schichtung lassen sich in zwei allgemeinen Begriffen zusammenfassen: "Lebensbedingungen" und "Lebensstil". Bei Weber determinieren Eigentumsunterschiede die Lebensbedingungen, während sich Statusunterschiede in differentiellen Lebensstilen manifestieren. Tumin (1975, S. 37) wählt eine weniger prägnante Terminologie:

«Während Lebensstile [z.B. Freizeitbeschäftigungen, Medienkonsum, Beziehung zwischen Eltern und Kindern, Nachbarschaft] unterschiedliche Neigungen, Werte und verschiedenen Geschmack widerspiegeln, sind die Lebensbedingungen [z.B. Lebensdauer, Scheidung, Kinderlosigkeit] viel unfreiwilliger und unpersönlicher.»

Sind Lebensbedingungen und Lebensstil Folgen der Schichtung, macht Tumin für Entstehung, Gestaltung und Erhaltung von Schichtung vier Prozesse verantwortlich: Differenzierung, Rangordnung, Bewertung und Belohnung.

Unter "Differenzierung" wird die Zuordnung spezifischer Rollen – verstanden als Konglomerate bestimmter Rechte und Pflichten – an Positionen verstanden. Die so unterschiedenen Positionen werden vergleichbar und deshalb in Ränge geordnet. Drei Kriterien stehen dabei zur Verfügung: persönliche Merkmale, erlernte Fertigkeiten und die Wirkung der Rolle auf andere. Unterschieden wird nach "mehr und weniger", nicht nach "besser und schlechter". Dies ist Aufgabe der Bewertung, die jedoch zweifellos mit der Rangordnung eng verbunden ist.

Zwei Dimensionen der Bewertung sind Prestige und Bevorzugung. Während ersteres respektvolles Verhalten zur Folge hat, muss letzteres im Zusammenhang mit dem tatsächlich Erreichbaren gesehen werden.⁵⁷ Der vierte Prozess von Bedeutung, derjenige der Belohnung, hat die in unterschiedlichem Masse erfolgende Zuteilung von wünschenswerten Gütern an Statuspositionen zum Inhalt.

⁵⁷Zum Verständnis der Tuminschen Bedeutung von "Bevorzugung" ein Zitat: «Die Bevorzugung eines Status kann sich deutlich von seiner Prestigewertung unterscheiden. Man kann einen Beruf wie den des Chirurgen, der sehr profunde Anatomiekenntnisse verlangt, hoch bewerten und gleichzeitig einen Beruf, der nicht so exakte Kenntnisse verlangt, bevorzugen» (Tumin, 1975: S. 44).

Ein letzter, wichtiger Aspekt der Schichtung ist die soziale Mobilität, also der Wechsel von einer Position in eine andere. Je mehr Auf- und Abstiegs- sowie Horizontalmobilität zu verzeichnen ist, desto offener ist eine beobachtete Gesellschaft. Zu Unterscheiden ist die intra- von der intergenerationellen Mobilität. Die Zeitdauer des Wechsels von einer Position zur anderen ist in jedem Falle ein Charakteristikum eines bestimmten Schichtungssystems. Weitere Unterscheidungsmerkmale sind der strukturelle Ort der Mobilität (also in welcher Institution die Position verändert wird), der auslösende Mechanismus der Mobilität (Erwerb oder Zuschreibung), die Art der mobilen Einheit (Individuum, Familie, Gruppe usw.) und schliesslich die Perspektive der Veränderung (objektiv vs. subjektiv).

Runciman (1976: S. 36) fasst das Schichtungskonzept seinerseits in fünf Grundfragen zusammen.

«Wer herrscht und wer wird beherrscht? [...] Wie werden materielle Güter und Dienstleistungen zugeteilt? [...] Welches Mass an Ehrerbietung oder institutionalisiertem Respekt wird wem von wem entgegengebracht? [...] Auf wie viele (wenn überhaupt) äusserlich unterscheidbare, institutionell eingestufte Gruppen [...] sind die Mitglieder der Gesellschaft verteilt? [...] Wie gross ist die soziale Mobilität zwischen solchen Gruppen?»

Diese Gruppen werden nach soziostrukturellen Kriterien unterschieden; schliesslich ist das Schichtungsmodell ein struktureller Entwurf. Das gilt an sich auch für "die Ausländer", doch wird in der Alltagssprache ein Aspekt betont, der negativ mit der Position im Schichtungsgefüge korreliert: die kulturelle Distanz. In der Diskussion um die Ausländer in der Schweiz steht dieses "anders sein" für gewöhnlich im Vordergrund. Weniger beachtet wird dabei die strukturelle Komponente.⁵⁸ Dabei werden mit dem pauschalen, umgangssprachlich tendenziell negativ besetzten Begriff "Ausländer" implizit jene Menschen bedacht, die kulturell distanziert *und* strukturell marginalisiert sind. Einwanderer aus nahestehenden Kulturkreisen (etwa Holländer) oder Fremde auf hohen Rängen (etwa maghrebinische Akademiker) entsprechen weniger dem Bild "der Ausländer" als etwa mazedonische Hilfsarbeiter.

Eines der einflussreichsten Werke zur Schichtungsforschung ist Gerhard Lenskis *Macht und Privileg*. Den Kern seiner Arbeit bilden zwei Verteilungsgesetze:

«Die Richtigkeit der Postulate vorausgesetzt, würde man prognostizieren, dass nahezu alle Produkte menschlicher Arbeit nach zwei scheinbar gegensätzlichen Prinzipien verteilt werden, nach *Bedürfnis* und *Macht*. [...] Die Menschen [teilen] das Produkt ihrer Arbeit insoweit [...], als dies zur Sicherung ihres Überlebens und der kontinuierlichen Produktivität jener notwendig ist, deren Handlungen für sie selbst notwendig oder nützlich sind[, während] Macht weitgehend darüber bestimmt, wie der Surplus einer Gesellschaft verteilt wird.» (Lenski, 1977: S. 70 f.)

⁵⁸Das interdependente Spannungsfeld Struktur – Kultur leuchtete im speziellen Hoffmann-Nowotny (1992) aus. So sind die Probleme einer "multikulturellen" Gesellschaft nicht bloss in fehlender kultureller *Assimilation* begründet, sondern ebenso sehr in der nicht vollzogenen strukturellen *Integration*.

Besitz oder Kontrolle eines Teils des Surplus, also des Mehrproduktes bzw. des Mehrwertes, definiert der US-Soziologe als Privileg und somit als Funktion von Macht. Dem dritten Grundelement jedes Verteilungssystems, dem in den strukturtheoretischen Betrachtungen von Peter Heintz so zentralen Prestige, ordnet Lenski eine sekundäre Rolle zu: «Prestige sei weitgehend, wenn auch nicht ausschliesslich eine Funktion von Macht und Privileg, zumindest in Gesellschaften, in denen es einen nennenswerten Surplus gibt» (ebd., S. 72).

Dass Lenskis Versuch einer Synthese von funktionalen und konflikttheoretischen Ansätzen einen hohen Beachtungsgrad erfahren hat, lässt sich nicht zuletzt an den zahlreichen kritischen Einwänden ablesen. Hoffmann-Nowotny (1970) wirft grundsätzlich ein, ob Lenskis Frage nach den Gründen überhaupt zu soziologisch fruchtbaren Antworten führt, ob nicht vielmehr die Konsequenzen der Ungleichheit zu behandeln seien. Hörning (1976) fasst einige weitere Kritikpunkte zusammen: So wird bemängelt, dass Lenski kaum Hypothesen formuliert und seine Aussagen deshalb eher auf selektiver Illustration denn auf empirischer Bestätigung beruhen. Das Beispiel der existenzbedrohenden Armut in zahlreichen Gesellschaften mit relativ hoher Surplusproduktion wird als Gegenargument zu den Verteilungshypothesen ins Feld geführt, ausserdem weisen nach Lenskis eigener Auffassung moderne, westliche Industriegesellschaften eine etwas geringere Ungleichheit als agrarische Gesellschaften auf, was seiner Annahme einer direkten Korrelation von wachsendem Surplus und zunehmender Ungleichheit widerspricht. Seinem Anspruch, eine Fundament künftiger Schichtungsforschung zu errichten, wurde Lenski aber aus einem anderen Grund nicht gerecht. Neuere Arbeiten gehen noch eine Ebene tiefer und stellen den Sinn des traditionellen Schichtungsbegriffes in modernen Gesellschaften selbst in Frage.

4.3 Das Ende der Schichtung?

Mit dieser Infragestellung verliert die Diskussion um den Schichtungsbegriff an Kontur, nicht aber an Brisanz. Geissler (1990) stellt fest, dass Einigkeit lediglich über die noch immer bestehende Realität der Ungleichheit in einer immer differenzierter und komplexer werdenden Sozialstruktur bestehe; nicht aber über das Wesen dieser Struktur der sozialen Ungleichheit. Geissler selbst möchte diesem Problem mit einem modifizierten Schichtungsbegriff, zugeschnitten auf postindustrielle Gesellschaften, begegnen.

Andere Autoren halten wenig von diesem Festhalten an soziologischem "Urgestein" und schlagen neue Konzepte zur Bewältigung dieser zentralen Frage vor. Im Gegensatz zu Geissler erkennen Berger und Hradil (1990) durchaus neue Tendenzen in der unübersichtlichen Diskussion. Ihnen zufolge standen bis Mitte der 70er Jahre beruflich vermittelte Ressourcen wie Einkommen, Berufsprestige und Qualifikation in der Diskussion um die Ungleichheit im Vordergrund. Die Struktur sozialer Ungleichheit präsentierte sich deshalb vertikal geschichtet, geprägt von der Berufshierarchie. Mit der Betonung horizontaler Ungleichheiten, etwa zwischen Geschlechtern, Altersgruppen oder Ethnien, ging die Diskussion in eine neue Runde, in welcher die neuen Befunde auf traditionelle Ansätze trafen. Drei Fragestellungen kristallisieren sich aus diesem Potpourri neuer und herkömmlicher Betrachtungsweisen aus:

«Welche Kraft zur Strukturierung von *Lebenslagen* haben ökonomische Faktoren [...]? Welche sozialen Ungleichheiten ergeben sich in *Lebensläufen* von Gesellschaftsmitgliedern? [...] Was bedeutet die Erosion klassen- und schichtspezifischer Lebensformen, die Individualisierung und Identitätssuche von einzelnen, die Pluralisierung und Neubildung von Milieus und *Lebensstilen* [...] für die Struktur sozialer Ungleichheit [...]?» (Berger und Hradil, 1990: S. 3/4)

Ein prominenter Kritiker des Schichtungskonzeptes ist Ulrich Beck. Seiner Ansicht nach wurde die soziale Bedeutung der Ungleichheit durch den "Fahrstuhleffekt" – also die integrale Anhebung des gesellschaftlichen Wohlstandsniveaus bei unveränderter Konstanz der relativen Verteilung – modifiziert; gleichzeitig wurde «[...] ein Prozess der *Individualisierung* und *Diversifizierung* von Lebenslagen und Lebensstilen in Gang gesetzt, der das Hierarchiemodell sozialer Klassen und Schichten unterläuft und in seinem Wirklichkeitsgehalt in Frage stellt» (Beck 1986: S. 122).

Diese Tendenz zu "Lebensstilen jenseits von Klasse und Schicht", wie Beck es formuliert, lässt die Erklärungskraft klassischer Schichtungsmodelle vermeintlich verblassen.⁵⁹

⁵⁹Es mangelt nicht an Kritikern des Beckschen Konzepts der Risikogesellschaft. Die zentrale These, wonach «Verteilungsprobleme und -konflikte der Mangelgesellschaft überlagert [werden] durch Probleme und Konflikte, die aus der Produktion, Definition und Verteilung wissenschaftlich-technisch produzierter Risiken entstehen» (Beck, 1986: S. 144), kritisiert beispielsweise Schumm (1986): Die Risikoproduktion sei entwicklungsgeschichtlich stets Bestandteil der industriellen Gesellschaften gewesen und somit keineswegs ein neues Phänomen; wohl nehme der Umfang der Produktion neuer Risiken und deren Gefährdungspotential zu, und dieser Umstand rechtfertige eine intensive Betrachtung dieses Phänomens, doch sehe er kein Anzeichen dafür, dass die Verteilung der Risiken die Logik der Reichtumsverteilung ernsthaft in Frage stellen geschweige denn ablösen könne.

Volker Bornschiefer sieht diesbezüglich einen engen Zusammenhang zwischen (zyklischem) technologischem Stilwandel und Veränderung des politökonomischen Regimes einerseits und dem Wandel der Schichtungsstruktur andererseits. So ist für ihn nicht klar, ob

«[...] die gesellschaftliche Schichtungsstruktur über Gesellschaftsmodelle hinweg bloss immer wieder umgebaut wird – sich deshalb nur auf Zeit lockert – oder ob ein langfristiger Trend in Richtung Entstrukturierung wirkt, [...] fallen doch »Umbau« einerseits und behauptete Intensivierung der »Individualisierung« andererseits zeitlich seit den siebziger Jahren zusammen» (Bornschiefer, 1991: S. 31).

Das Schichtungsregime als solches wird denn auch in den Beiträgen zu *Das Ende der sozialen Schichtung?* nicht verworfen, sondern dynamisiert. Bornschiefers Zentrum-Peripherie-Modell der Statusgruppenschichtung ist ein Beispiel hierfür (vgl. Bornschiefer, 1991 a).

Lamprecht und Graf untersuchten im Rahmen dieses Projekts die mit der These der Differenzierung und Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen verbundene Hypothese der Abnahme von Statuskonsistenz in den 70er und 80er Jahren in vier westlichen Zentralländern. Diese Entstrukturierung lässt sich zwar nachweisen, doch kann nicht mit Bestimmtheit gefolgert werden, dass dies tatsächlich eine Folge der Individualisierung ist (Lamprecht/Graf, 1991).

Auch Marlis Buchmann erkennt eine Entstrukturierung des Schweizer Schichtungssystems in den 80er Jahren. Gleichzeitig betont sie, dass Bildung, berufliche Position und Einkommen noch immer die Kernstruktur sozialer Ungleichheit darstellen, bloss verliere die Grenzziehung zwischen verschiedenen Statusgruppen durch die abnehmende Statuskristallisation ihre Eindeutigkeit (Buchmann, 1991).

Ruschetti und Stamm zeigen in ihrer Arbeit dieselbe Tendenz für andere westliche Länder auf: Statusinkonsistenz kann nicht als marginale Erscheinung vernachlässigt werden, sie ist eher die Regel als die Ausnahme. Die Relevanz makrosoziologischer Ansätze betonend, plädieren sie für eine Versöhnung der Statusinkonsistenz- mit der allgemeinen Schichttheorie (Ruschetti/Stamm, 1991).

Zusammenfassend weisen diese drei Beiträge zwar auf eine Zunahme der Statusinkonsistenz hin, doch wird das Konzept der sozialen Schichtung in seiner allgemeinsten Form aufrechterhalten. Somit beantworten die Autorin und die Autoren die im Titel des Readers gestellte Frage *Das Ende der sozialen Schichtung?* tendenziell mit "Nein, aber..." wobei das "aber" gewichtige Korrekturen impliziert.

5. Statusinkonsistenz

Heintz und Hoffmann-Nowotny binden in ihre Theorie der strukturellen Spannungen das Konzept der Statusinkonsistenz ein. Als eigenständige Theorie hatte die Statusinkonsistenz einen beachtlichen Einfluss auf die soziologische Forschung. Rund 200 Studien wurden verfasst (vgl. Müller, 1986). Ihren Höhepunkt erreichten die Forschungsaktivitäten Ende der 60er Jahre. Wurden die SI-Hypothesen in der ersten Phase noch bestätigt, änderte sich der Grundtenor mit dem Aufkommen der Regressionsanalyse Anfang der 70er Jahre. Das Forschungsinteresse nahm in der Folge rapide ab, doch vermittelten die wenigen Publikationen nach 1975 wieder ein tendenziell positiveres Bild der SI-Theorie (vgl. Wuggenig, 1986).

Als "Vater" der Statusinkonsistenztheorie gilt Gerhard Lenski. Mit seinem bahnbrechenden Artikel *Status Crystallization: A non-vertical Dimension of Social Status* (1954) legte er das Fundament für die SI-Forschung. Natürlich schuf Lenski sein Konzept nicht aus dem ideenleeren Raum. Der "Ahne" der SI-Theorie ist Max Weber. Mit seiner Differenzierung der allgemeinen Machtverteilung in der Gesellschaft nach Klassen, Parteien und Ständen rückte er vom vorherrschenden, eindimensionalen Paradigma der Struktur ab und schuf die bekannte Trias ökonomische Hierarchie, politische Hierarchie und Prestige-Hierarchie. Auf diese drei Statusdimensionen bezieht sich auch Benoit-Smullyan (1944), der in seinem Beitrag den Term "Status Equilibration" in die Diskussion einbrachte und damit als direkter Vorgänger der SI-Forscher gilt. Als Resultat der Status-Umwandlungsprozesse sei bei den Individuen eine Tendenz zur Statusequilibration festzustellen. Sollten diesen Ausgleichstendenzen Barrieren in den Weg gestellt werden, so Benoit-Smullyan, seien soziale Spannungen die Folge.

Lenski ging einen Schritt weiter und etablierte Status(in)konsistenz als eigenständige Dimension: «Theoretically it becomes possible to conceive of a non-vertical dimension to individual or family status – that is, a consistency dimension» (Lenski, 1954: 405). In der empirischen Umsetzung prüfte er, «[...] whether an analysis employing this new dimension would be capable of accounting for some of the variance in political behaviour which is left unexplained by traditional methods of stratification analysis» (ebd).

Er berechnete aus den vier Dimensionen Einkommen, Bildung, Berufsposition und ethnische Herkunft mit seiner Formel⁶⁰ den Grad der Inkonsistenz. Auf der resultierenden Skala zog er dort einen Trennstrich, wo er das Äquivalent eines "natürlichen Bruchs" zu erkennen glaubte und teilte so die 613 Fälle in zwei Gruppen auf: eine statusinkonsistente und statuskonsistente. In einer Kontingenzanalyse mit berichtetem Wahlverhalten stellte er fest, dass Inkonsistente häufiger Demokraten wählen als Konsistente. Kontrolliert⁶¹ nach den einzelnen

⁶⁰Diese wird auch in der vorliegenden Arbeit verwendet.

⁶¹Er eliminierte die Extremfälle der Statusbesetzungen derart, dass der Mittelwert bzw. der mittlere Rang jedes einzelnen Status in der Gruppe der Statusinkonsistenten annähernd gleich, tendenziell etwas höher war als in jener der Konsistenten.

Statusdimensionen resultierte in zwei der drei untersuchten Wahlen ein signifikanter Einfluss der SI.

Bereits in diesem ersten, kurz gehaltenen Artikel sind alle wichtigen Elemente, Probleme und Schwächen der SI-Theorie enthalten: Welche Wirkung hat die SI und wie lässt sich diese begründen? Welche Statusdimensionen sind massgebend und wie lassen sie sich operationalisieren? Wie kann der Einfluss der Statusinkonsistenz von den Wirkungen der einzelnen Statusdimensionen getrennt werden? Wo und wie kann die Grenze konsistent/inkonsistent gezogen werden? Wie relevant ist die Wirkung der SI? Einzig die später viel diskutierte Frage, ob die objektiv gemessene Inkonsistenz mit der subjektiv empfundenen gleichgesetzt werden kann, lässt sich aus Lenskis Artikel noch nicht ableiten.

Welche Wirkung

Lenski postuliert in seiner Hypothese schlicht, dass sich Statuskonsistente⁶² in ihrer politischen Einstellung von den Inkonsistenten unterscheiden. Er prognostiziert weder Richtung des Einflusses, noch legt er eine A-priori-Begründung der vermuteten Umsetzung dar⁶³. Damit steht er nicht allein. So einsichtig und wohl formuliert das Grundgerüst der Statusinkonsistenz-Idee ist, so diffus und wenig prägnant wird in den meisten Beiträgen die Verbindung zur abhängigen Variablen skizziert. Ohnehin besteht wenig Konsens in der Frage, welche sozialen und psychologischen Symptome eigentlich als endogene Variable in Frage kommen. "Stress" steht in der Rangliste der abhängigen Variablen ganz oben. Der Bogen von der Spannung der ungleichen Positionen zum psychologische Druck- und Spannungszustand ist schnell gespannt. Doch «[s]ince stress is a cognitiv-emotive state, however, it seems to be enormously difficult to measure or even more so to trace stress factors that result form status inconsistent experiences» (Zimmermann, 1986: 41).⁶⁴

Als weitere mögliche Folgen der SI wurden in den diversen Beiträgen Streben nach Mobilität, soziale Isolation und Wunsch nach Änderung der sozialen Ordnung (zusammen mit Stress das "klassische Viereck" der Reaktionen auf SI) sowie politischer Liberalismus, das Entwickeln von Vorurteilen, Einfluss auf die Wahl des religiösen Stils sowie die Selbstmordrate erwartet (vgl. Treiman, 1966; Rothenbuhler, 1986; Wuggenig, 1990).

⁶²Lenski verwendete den Begriff "Statuskristallisation".

⁶³Er liefert in der abschliessenden Zusammenfassung des Artikels eine Erklärung für die liberalere Einstellung der Statusinkonsistenten: Diese befinden sich in einer marginalen Situation, immer unter Druck von verschiedenen Seiten, was sie dazu motiviert, die sozialen Bedingungen zu ändern.

⁶⁴Entsprechend variantenreich sind die Operationalisierungen. Jackson verwendete in seiner vielzitierten Arbeit einen additiven Index für "Stress" mit Items wie "Kopfschmerzen" oder "Appetitlosigkeit". In der ebenso breit perzipierten Untersuchung von Hornung arbeitet der Autor mit beruflichem und finanziellem "Stress", wobei mit beruflichem Stress der Wunsch des Individuums gemeint ist, etwas anderes zu tun als seine gegenwärtige Beschäftigung, während finanzieller Stress das Gefühl des Individuums beschreibt, dass sein gegenwärtiges Einkommen seinem ihm angemessenen Lebensstil nicht genügt (vgl. Wuggenig/Engel, 1990).

Welche Statusdimensionen

Weniger kontrovers verläuft seit Lenskis Veröffentlichung die Diskussion um die einzubeziehenden Statusdimensionen und deren Operationalisierung. In kaum einer Untersuchung fanden neue Statusvariablen Eingang, mit Ausnahme der Religion⁶⁵. Gemeinsam ist den meisten Beiträgen auch, dass die Bindung dieser Variablen an ihre Statusdimensionen reichlich diffus bleibt:

«[...] there has been no empirical research specifically in terms of economic class, social prestige, and power. Status inconsistency has been analysed from the point of view of specific rank-statuses – occupation, education, income and ethnicity, variables which are more easily measured than power and general prestige.» (Sokol⁶⁶, zit. nach Wuggenig, 1986: p. 29).»

Autonomie der Wirkung

Eine Schwierigkeit bei SI-Analysen ist die analytische Trennung der Statusinkonsistenz-Wirkung vom Einfluss der Statusvariablen per se. Einwandfrei ist diese Trennung nicht zu berechnen; ein Ungleichgewicht impliziert immer eine tiefe Position – und damit Rangspannung – auf einer Statuslinie. Was bleibt, ist die Verwendung von Hilfskonstruktionen. Lenskis Weg mit der Elimination von Extremfällen zur Angleichung der Mittelwerte ist wenig befriedigend. Einerseits werden dadurch oft jene Fälle ausgeschlossen, die besonders stark von Statusinkonsistenz betroffen sind, andererseits wird die Varianzveränderung der Variablen in den beiden Gruppen nicht berücksichtigt.

Mehr Erfolg versprechen Regressionsrechnungen.⁶⁷ Werden alle einzelnen Statusdimensionen kontrolliert, fällt die Wirkung der SI in den meisten Beiträgen unter die Signifikanzgrenze (vgl. Bornschier/Heintz, 1977). Dieses Vorgehen wird jedoch kritisiert. «Von diesen Studien, die mehrheitlich negative Resultate erbracht haben, ist zu sagen, dass sie *nicht* das Statusinkonsistenzmodell überprüfen, sondern ein anderes Modell, das die Varianz in der abhängigen Variablen *primär* auf *einzelne* Statuseffekte zurückführt» (Bornschier/Heintz, 1977: 31). Bornschier und Heintz gehen mit Hope (1975) einig, dass wohl eine Kontrolle des Ranges, nicht aber der einzelnen, diesen Rang konstituierenden Statusdimensionen angebracht sei.

Doch gibt es diesen einzigen Rang überhaupt, ist mit der Mehrdimensionalität der Statuslagen nicht die Idee des einen, definierbaren Statusranges obsolet geworden? «[...] status will require radical revision. Instead of being a single position in a uni-dimensional hierarchy, it becomes a series of positions in a series of related vertical hierarchies» (Lenski, 1954: 405). Hope fordert

⁶⁵Gemäss Wuggenig (1986) wurde Bildung in 85 % der 118 untersuchten empirischen Publikationen verwendet, Beschäftigung in 82%, Einkommen in 59%, Ethnie in 26% und Religion in 8%.

⁶⁶Sokol, Robert: (1961) *Status Inconsistency: Specification of a Theory*. New York: Columbia University (Diss.).

⁶⁷Bekannt ist Treimans "Dummy-Regression" (1966). Er berechnet mit einer Regression die Wirkungen der einzelnen Statusdimensionen auf die Einstellung zur Integration von Schwarzen. In einer Kontingenztafel BildungxEinkommen listet er die mittels dieser Regression prognostizierten Mittelwerte der Integrationsskala auf und vergleicht sie mit den tatsächlichen Mittelwerten. Die Residuen lassen keine Verzerrung im Sinn einer Wirkung der Statusinkonsistenz Einkommen/Bildung erkennen.

die Integration dieser verschiedenen Positionen in einen Rang. Nur so mache das Konzept der Statusinkonsistenz überhaupt Sinn.

«It is a paradox of empirical research that investigators have purported to test for the existence of status inconsistency effects while refusing to identify an overall dimension of status. If, in a particular analysis, we do not recognize the existence of such a dimension because we regard the axes as incommensurable, then we cannot meaningfully say that a person is consistent or inconsistent.» (Hope, 1975: 328)

Das mag stimmen. Ohne Vergleichbarkeit der Achsen kann die Frage der Konsistenz in der Tat nicht beantwortet werden. Wenn wir die Achsen als vergleichbar betrachten, führt dies jedoch nicht zwangsläufig zur Anerkennung einer einzigen, wie auch immer konstruierbaren Statusdimension. Denn die Beziehung zwischen den Achsen kann funktionaler Natur sein, etwa im Sinne Hoffmann-Nowotnys Legitimierungsfunktion der Bildung oder Hornungs (1977) "auxiliary status". Ein Vergleich der Positionen auf den Achsen ist in dieser Beziehung erlaubt, eine gewichtete lineare Addition der Statusachsen zu einer allgemeinen Statusdimension hingegen nicht.

Die Unterscheidung konsistent / inkonsistent

Wo ist die Grenze zwischen Konsistenz und Inkonsistenz?⁶⁸ Lenski erkannte in seiner ersten Untersuchung eine Trennlinie, «[...] something roughly approximating a natural breaking point» (1954: p. 408).⁶⁹ In späteren Beiträgen haben die Autoren eingeräumt, dass die Grenzziehung stets von einer gewissen Willkür begleitet ist. Natürlich wurden die Bemühungen um eine Objektivierung der Unterscheidung nie eingestellt:

- Eine einfache, anschauliche Operationalisierung ist die Diagonal-Methode (z.B. Treiman, 1966): In einer quadratischen Kreuztabelle, z.B. BildungxEinkommen, werden die Fälle auf der ersten Diagonalen als konsistent bestimmt, alle anderen Felder als inkonsistent. Das Problem dieser Methode liegt in erster Linie in der Kategorienbildung. Was ist hohe Bildung, bis zu welchem Betrag kann von tiefem Einkommen gesprochen werden?
- Verbreitet ist die "Tabular Interaction Analysis" (vgl. Engel, 1986). Dabei werden die Mittelwerte (bzw. Prozentanteile einer bestimmten Kategorie) der abhängigen Variablen in eine Kontingenztafel mit zwei dichotomisierten Variablen eingetragen. Die Willkür liegt wieder bei der Bildung der Kategorien.
- Eine andere Vorgehensweise, die sich auf die relative Verteilung abstützt, ist die Bestimmung der Konsistenz mittels einer frei gewählten Spannweite⁷⁰. Mit dem Erweitern oder Verringern dieser Spannweiten können die Ergebnisse nach Belieben beeinflusst werden (vgl. Treiman, 1970).

⁶⁸Welchen Einfluss schon geringe Verschiebungen der Konsistenz-/Inkonsistenz-Grenze haben können, zeigt exemplarisch die Treiman-Geschwender-Diskussion. (Treiman 1966, 1970; Geschwender 1970).

⁶⁹Und das bei seiner Methode des gemittelten relativen Ranges!

⁷⁰So werden etwa die Einkommensmittelwerte in jeder Bildungskategorie berechnet, Abweichungen >20 Prozent werden als inkonsistent bestimmt (vgl. Kerschke-Risch, 1990).

- In Regressionsrechnungen wird Inkonsistenz als Differenz zweier oder mehrerer Positionen auf den jeweiligen Statuslinien bestimmt. Das grosse Problem dieser an sich einsichtigen Methode ist die Wahl des Massstabs: Mit welcher Einheit soll diese Differenz gemessen werden? Wie lassen sich Bildungsabschlüsse vom monatlichen Einkommen subtrahieren? Ein Ansatz ist die – wieder relativ willkürliche – Bildung von Kategorien⁷¹ (vgl. Brown/Cretser/Lasswell, 1986). Treiman (1970) schlägt einen interessanten Weg vor, indem er Inkonsistenz als Differenz zwischen erwartetem und tatsächlichem Einkommen bestimmt. Das erwartete Einkommen errechnet er mit einer Regression auf den Bildungsabschluss. So wird die Differenz zwischen Einkommens- und Bildungsstatus auf recht elegante Weise ins Modell eingebracht. Allerdings besteht bei dieser Vorgehensweise die Gefahr eines Zirkelschlusses: Alle Fälle, auch die nach theoretischen Kriterien inkonsistenten, werden zur Vorhersage des Gleichgewichts verwendet. Sind die Abweichungen nicht normalverteilt, verschiebt sich der Ort des Gleichgewichtes weg vom theoretischen Idealpunkt. Diese Verschiebung wird jedoch von einigen Theoretikern befürwortet; die beschriebene Methode weist Elemente eines weiteren Vorschlages zur Berechnung der Statusdifferenz auf:
- Nach dieser Idee sollen faktische Häufungen von Statuskombinationen, etwa mit Clusteranalysen oder Modusverfahren erkannt, und als statuskonsistent bestimmt werden. Dabei wird unterstellt, dass diese Positionskombinationen Manifestationen gesellschaftlicher Normen darstellen (vgl. Bornschie/Heintz, 1977). Doch was statistisch "normal" ist, muss nicht den Normen entsprechen.

Relevanz der Wirkung

Lenski wollte in seinem Grundlagenpapier (1954) prüfen, ob die Statusinkonsistenz für einen Teil der Varianz von politischem Verhalten verantwortlich ist, die mit konventioneller Schichtungsanalyse nicht erklärt werden konnte. Er kam zum Schluss, dass die Inkonsistenz politisches Verhalten signifikant beeinflusst, doch in welchem Mass, blieb bei seiner Methode offen. Erst mit dem Aufkommen der Regressionsanalyse in den 60er Jahren konnten konkrete Masszahlen berechnet werden. Die Ergebnisse waren ernüchternd. So die Wirkung der Inkonsistenz überhaupt das Signifikanzniveau erreichte, erwies sich der Erklärungsbeitrag als dürftig.⁷² Auch auf diesen Umstand kann das nachlassende Interesse an Statusinkonsistenzforschung in den 70er Jahren zurückgeführt werden (vgl. Wuggenig, 1986).

⁷¹Z.B. Bildung und Einkommen trichotomisieren, je einen Zahlenwert zuordnen, etwa hoch=3, mittel=2, tief=1. Entsprechend ist die Differenz zwischen hoher Bildung und mittlerem Einkommen =1. Da nicht metrisch skaliert, sollte diese Rechnung mit Dummy-Variablen durchgeführt werden.

⁷²Ein Beispiel: Bei Treimans Untersuchung zur Integrationsbereitschaft (1970) steuert die Inkonsistenzvariable Einkommen/Bildung 0.4% zum R² bei.

Neue Ansätze

Es fehlte nicht an Versuchen, die SI-Forschung neu zu lancieren. Das war auch dringend nötig: «Considering the results of more than thirty years of research is not much encouraging: no or small empirical evidence, no or too little progress and methodical confusion, even "an anomic state" which renders comparability of the findings near impossible» (Müller, 1986: 281). 1985 fand in Duisburg ein Kongress zum Thema *Status Inconsistency in Modern Societies* statt. Zwei Fragen standen im Zentrum der diversen Beiträge: Weshalb hat die Statusinkonsistenz-Forschung nicht "bessere" Ergebnisse gebracht? Wie kann in Kenntnis dieser Defizite die Theorie ergänzt bzw. umformuliert werden?

Eine wiederkehrende Fragestellung war für zahlreiche Forscher (vgl. etwa Hodge, Lockwood, Zimmermann, alle 1986) der Schlüssel zu einer Neukonzeption: Merkt das Individuum eigentlich, dass es inkonsistent ist? «It could, therefore, well be that the meagre and generally null results which have been uncovered by students of status inconsistency are simply a product of a very loose fit between measured and perceived status inconsistency» (Hodge, 1986: 613).

Tatsächlich scheinen beträchtliche Unterschiede zwischen subjektiver und objektiver SI zu bestehen (vgl. Kerschke-Risch, 1990). Allerdings werden mit dem Einbezug dieser neuen Kategorie die methodologischen Probleme nicht kleiner. Ist schon die Validität der Operationalisierung objektiver Statusdimensionen umstritten, muss man bei der Erfragung subjektiver Einschätzungen des eigenen Gleichgewichtes zusätzlich die interindividuell variablen Gerechtigkeitskonzeptionen beachten. «Die geringe Deckungsgleichheit von objektiver SI und eigener Perzeption hängt vermutlich damit zusammen, dass die Frage nach dem 'gerechten' Anteil ein Indikator mit "Nichtsättigungscharakter" ist» (Kerschke-Risch, 1990: S. 199). Wohl aufgrund dieser zusätzlichen methodologischen Probleme wurde die subjektive SI selten in Untersuchungen miteinbezogen.⁷³ Mit dieser Methode weicht man ohnehin von der ursprünglichen Idee ab, verliert die SI-Theorie doch ihre genuin strukturelle Ausrichtung. Subjektive Statusinkonsistenz könnte ohne grosse Verluste ebenso gut in der Tradition der psychologischen Dissonanztheorien formuliert werden, etwa als Spezialfall der Theorie mentaler Inkongruenz (vgl. Opp/Wippler, 1990).

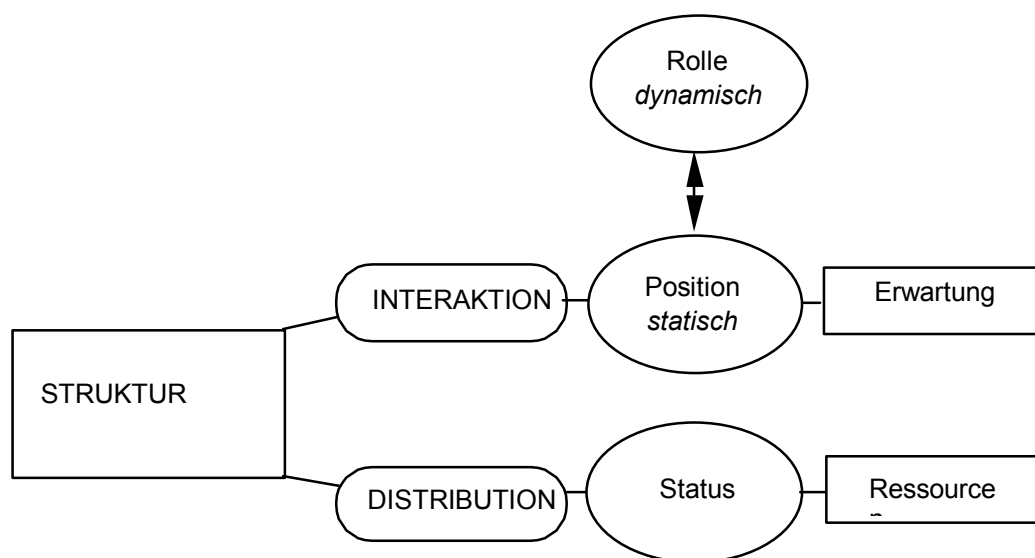
Im Gegensatz zu dieser Individualisierung versuchten einige Autoren, die SI-Theorie wieder enger an die Sozialstruktur anzubinden. Kreckel (1986) betont die Bedeutung des Prinzips der Meritokratie für die Statusinkonsistenz; er beschränkt deshalb das SI-Konzept auf jenen Teil der Bevölkerung, der weder Vermögen noch Aussicht auf Erbe hat und somit vollständig auf das Einkommen als Existenzgrundlage angewiesen ist. Bornschie (1986) beschäftigt sich in seinem Beitrag zur SI-Konferenz mit dem strukturellen Ursprung der SI. Seiner Ansicht nach werden mit

⁷³In 118 analysierten Projekten zählte Wuggenig (1986) lediglich 11 Untersuchungen mit einer subjektiven SI-Konzeption.

der Arbeitsteilungen in bestimmten Abschnitten der Schichtung Statusinkonsistenzen institutionalisiert.⁷⁴ Diese kollektive SI bleibt so lange latent und damit ohne Wirkung, wie die ökonomische Effizienz im Gesellschaftsmodell Vorrang vor der Verteilungsgerechtigkeit hat. Ähnlich argumentiert Faught (1986), wenn er die Konzentration auf das Individuum in der SI-Forschung kritisiert und die Notwendigkeit betont, den Einzelnen im Kontext seiner Statusgruppe zu betrachten.

Verwandt mit dieser Unterscheidung von Individualisierung vs. Strukturalisierung in der SI-Diskussion ist die Interaktion vs. Distribution-Debatte. Exemplarisch wird dies bei Meulemann (1986) nachgezeichnet. Die beiden Ansätze sind im folgenden Schaubild zusammengefasst.

Grafik 5a: Interaktion und Distribution in der Sozialstruktur



Für Lenski war die absolute Verteilung der Ressourcen in der Struktur entscheidend. Das Gleichgewicht der verschiedenen Statusdimensionen bei Ego bestimmte den Grad der Inkonsistenz.⁷⁵ Ego wird sich der Ungleichheit seiner Positionen bewusst (oder auch nicht) und ist bestrebt, das Gleichgewicht in Zukunft herzustellen.

Die Interaktionisten⁷⁶ sehen das Verteilungsproblem gekoppelt mit der Situation. Nur im Kontakt mit Alter, mit dessen Erwartungshaltung, wird Ego das Gefühl von Inkonsistenz vermittelt. Der Rang auf der Statusdimension ist keine Funktion der absoluten Ressourcenverteilung in der Struktur sondern wird durch den relativen Vergleich mit den Interaktionspartnern⁷⁷ bestimmt.⁷⁸ In

⁷⁴Beispiel: Die Expertenklasse zeichnet sich durch ein hohes Bildungsniveau, ziemlich hohes Einkommen und eine tiefe formale Autorität aus.

⁷⁵Allerdings brachte er mit seiner Methode der kumulierten Statusdimensionen rein statistisch ein interaktionistisches Element ein, denn der Rang des Individuums wird so *relativ* zu den anderen bestimmt.

⁷⁶Das ausgefeiltste Konzept hat Johan Galtung entwickelt (vgl. Wuggenig, 1990).

⁷⁷Analog der zuvor beschriebenen "subjektiven SI" greift dieser Ansatz eher psychologische denn soziologische Elemente auf, i.e. Rollenkonflikte (vgl. Meulemann, 1986).

⁷⁸Ein Beispiel: Ein Maturand mit abgebrochenem Studium besetzt im Interaktions-Ansatz nicht den hohen

diesem Interaktionsprozess sehen die zuvor erwähnten Vertreter der "subjektiven SI" die Umsetzung von potentieller Inkonsistenz zu tatsächlich empfundener Inkonsistenz. Theoretisch mag der Interaktionsansatz überzeugen, allein die empirische Umsetzung gestaltet sich schwierig. Qualitative, sozialpsychologische Untersuchungen wären dazu gewiss geeigneter als quantitative Feldforschung.

So bleibt denn von der strukturellen Statusinkonsistenz-Theorie wenig übrig. Sie verliert sich in den neuen sozialen Ungleichheiten, wird durch die Autonomisierung der Statusdimensionen auseinandergerissen, von neuen Werthaltungen entlegitimiert. Ansätze zur Verbesserung wurden in den 80ern zur Genüge präsentiert. Doch mit den immer spezifischeren Rahmenbedingungen, immer komplexeren Formulierungen verlor die Theorie die schlichte Eleganz Lenskis ursprünglicher Konzeption. Wuggenigs (1986) rhetorische Frage im Titel seines Beitrages, *A dying Theory?*, wurde mit dem Desinteresse der Forscherinnen und Forscher in den vergangenen Jahren weitgehend beantwortet.

Rang auf der Bildungsstatus-Linie, der ihm absolut zukommen würde, sondern einen relativ niedrigen im Vergleich zu seinen erfolgreicherer Kollegen.

6. Thesen

6.1 Thesen gemäss der Theorie der strukturellen Spannungen

In diesem Teil wird im wesentlichen der Weg der Untersuchung von 1969 beschriftet, mit den Daten der Zürcher Erhebung von 1995. Die Modellannahmen – Bildung legitimiert Berufsstatus, Berufsstatus ist nach Massgabe traditioneller Schichtungskonzepte vertikal geordnet, wobei das Anstreben höherer Positionen auf dieser Statuslinie als allgemeingültiges Ziel gelten soll – sind dieselben. Die Rahmenbedingungen hingegen haben sich verändert; deren Einfluss ist schwierig abzuschätzen. So konnte 1995 von einer dynamischen Unterschichtung wie 1969 keine Rede mehr sein. Entsprechend fällt das spannungsverstärkende Element der nicht eingelösten Aufwärtsmobilitäts-Chancen der autochthonen Bevölkerung weg. In der wirtschaftlichen Stagnation der 90er Jahre dürfte dagegen eine Verengung der Machtstruktur gegeben gewesen sein; anstelle der verpassten Chancen im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Aufwärtsmobilität konnte nun die Angst vor der Abwärtsmobilität die strukturellen Spannungen verstärken.

Die Leithypothese der Theorie der strukturellen Spannungen lautet, dass sich strukturelle Spannungen bei den betroffenen Individuen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in anomischer Spannung äussert. Bei der folgenden Analyse handelt es sich im Wesentlichen um eine Replikation der 69er Untersuchung – in Theorie und Hypothese gleich, methodologisch etwas subtiler. Theoretische Weiterentwicklungen und Verfeinerungen folgen im Anschluss daran. So wird an dieser Stelle die Dimensionalität von Anomie noch nicht weiter thematisiert.

These 1: Rangspannung

Individuen, die auf einer Statuslinie eine tiefe Position einnehmen, weisen eine stärkere anomische Spannung auf als jene auf den höheren Positionen.

These 2: Ungleichgewichtsspannung

Individuen, die ihren Berufsstatus nicht hinreichend legitimieren können, weisen eine stärkere anomische Spannung auf als jene Individuen, die einen adäquaten Bildungsabschluss vorweisen können. Desgleichen Individuen, deren Berufsstatus die Stufe der formalen Bildung nicht erreicht.

These 3: Substitution

Von strukturellen Spannungen betroffene Individuen tendieren dazu, erwerbzbare Statuslinien durch zugeschriebene Statuslinien zu ersetzen.

Thesen 4: Sperrung

Von strukturellen Spannungen betroffene Individuen tendieren dazu, Statuslinien für Ausländer zu sperren, im a) politischen, b) ökonomischen und c) sozialen Bereich.

These 5: Neofeudale Absetzung

Von Ungleichgewichtsspannung betroffene Individuen mit hoher beruflicher Stellung ohne entsprechende Legitimation tendieren zur neofeudalen Absetzung.

6.2 Thesen zum Einfluss der Bildung ausserhalb der strukturellen Spannungen

Im Konzept der strukturellen Spannungen wird Prestige mit Bildung operationalisiert; Bildung legitimiert Einkommen und berufliche Stellung. Doch Bildung hat eine eigene Qualität; sie entschlüsselt Komplexität, ist allgemein ein Indikator für kognitive Kompetenz. Heintz et al. (1978) betonen in *Die Bedingungen von sozialen Vorurteilen* die Funktion formaler Bildung, die Sicht auszuweiten, also Elemente des sozialen Strukturraumes zu verstehen, die nicht in der unmittelbaren Erfahrungsumwelt erlebt werden. Heintz et al. postulierten, dass es Vorurteile im Sinne des Fehlens einer Weitsicht gibt. Nun sind Einstellungen nicht mit Vorurteilen gleichzusetzen, doch wird ein gewisser Anteil der Einstellungen gegenüber Ausländern zweifelsohne von Vorurteilen beeinflusst. Dieser Einfluss wird, so die zu überprüfende These, von der Bildung abgeschwächt.

Die folgenden Befunde aus europäischen Ländern illustrieren die Beziehung zwischen Bildung und Einstellung gegenüber Ausländern. So wurden in Deutschland über 2200 Bürgerinnen und Bürger zur Ausländerpolitik befragt. Der Einfluss der Bildung kommt in der folgenden Tabelle zum Ausdruck (Ausschnitt aus Tabelle 12 aus dem Bericht *Zwischen Toleranz und Besorgtheit*. Allensbach, 1985.)

Tabelle 6.2a: Einstellung gegenüber Ausländern in Deutschland

Frage: "Bei uns in der Bundesrepublik gibt es ja zur Zeit über 4 Millionen Ausländer. Sind Sie alles in allem dafür oder dagegen, dass mehrere Millionen Ausländer bei uns leben?"

	Dafür	Dagegen	Unentschieden	N
16-29 Jahre Volksschule	20%	44%	36%	268
16-29 Jahre Höhere Schule	39%	28%	33%	349
30-44 Jahre Volksschule	15%	51%	34%	305
30-44 Jahre Höhere Schule	35%	29%	36%	271
45+ Jahre Volksschule	11%	55%	34%	739
45+ Jahre Höhere Schule	22%	48%	30%	325
total	21%	45%	34%	2257

Offenbar nehmen der Bildungsstand und das Alter bzw. der Lebenszyklusabschnitt Einfluss auf die Einstellung. Weitere Faktoren, etwa sozio-ökonomische Stellung oder Geschlecht, wurden jedoch nicht berücksichtigt.

Aussagekräftiger ist die Untersuchung *Wir und die Anderen*, mit der Dieter Fuchs et al. (1993) mit Hilfe der repräsentativen Bevölkerungsumfrage "Eurobarometer" versuchten, zwei Fragen zu klären: Wer sind die "Anderen", und von welchen Faktoren hängt diese Grenzziehung ab. In Bezug auf den vorliegenden Bericht sind speziell Fuchs' Erkenntnisse zum Einfluss der formalen Bildung auf die Einstellung zu "Anderen" von Interesse.

Wie bestimmten Fuchs et al. die "Anderen"? Zuerst zur kognitiven Definition: Im Jahre 1988 wurden rund 9500 Europäerinnen und Europäer gefragt "An wen denken Sie, wenn von Leuten einer anderen Nationalität die Rede ist?"⁷⁹ Die Bewertung der Anderen sollte mit der Frage "Was würden Sie allgemein zur Anzahl der Menschen anderer Nationalität in unserem Land sagen? Sind es zu viele / viele, aber nicht zu viele / nicht viele?"⁸⁰ in Erfahrung gebracht werden.

Tabelle 6.2b: Einstellung gegenüber Ausländern in Europa

Determinanten der Bewertung der Anderen auf der Mikroebene (Regression), Erhebung 1992 [Ausschnitt aus der Originaltabelle, je die 4 Länder mit der höchsten bzw. tiefsten Regression von Bildung auf Bewertung der Anderen] (Fuchs et al., 1993: S. 251)

	Schulbildung (Beta)	Links/Rechts (Beta)	Mat./P.mat. (Beta)	Adj. R ²	N
G.britannien	.32	-.14	.10	.16	849
Frankreich	.28	-.20	.14	.17	752
Deutschland	.21	-.20	.15	.16	838
Dänemark	.20	-.19	.19	.15	901
Portugal	.09	-.07	-.01	.01	700
Spanien	.05	-.08	.18	.05	615
Irland	.04	-.02	.00	.00	770
Luxemburg	-.07	-.16	.08	.03	310
EG gesamt	.16	-.15	.13	.08	8839

Auffällig ist die Beobachtung, wonach die Schulbildung offenbar nur in jenen Ländern signifikant Einfluss auf die Bewertung der Anderen hat, die einen hohen Ausländeranteil aus Nicht-EU-Ländern aufweisen.

Fuchs et al. erklären sich dieses Ergebnis mit der Vermutung, dass der Ausländeranteil aus Nicht-EU-Ländern erst ab einer bestimmten Schwelle zu einem öffentlichen Thema wird. Die Individuen werden folgedessen dazu gedrängt, zu diesem Thema Stellung zu nehmen. In diesem Meinungsbildungsprozess erzeugen unterschiedliche kognitive Kompetenz und Einstellungen die festgestellten Unterschiede zwischen den Befragten.

⁷⁹Am häufigsten wurde die Nationalität genannt, die in dem jeweiligen Land tatsächlich die grösste Gruppe stellte. Die "Anderen" sind also jene Ausländer, die sich innerhalb des eigenen Territoriums aufhalten. Die durch geschichtliche Ereignisse belasteten Beziehungen zu den Ausländern jenseits der Grenze, z.B. Frankreich – Deutschland, scheinen hingegen keine Rolle bei der Definition von "Andere" zu spielen.

⁸⁰In Ländern, in denen bei der ersten Frage vor allem westeuropäische Nationalitäten als Andere bezeichnet wurden, ist die Antwort "zu viele" relativ selten zu verzeichnen (Irland 8%, Portugal 15%, Spanien 20%, Griechenland 22%), während in Ländern, in welchen vor allem nicht-europäische Ausländer als "Andere" wahrgenommen wurden, in dieser Antwortkategorie hohe Frequenzen zu verzeichnen sind (Deutschland 49 %, Grossbritannien 47%, Frankreich 46%, Belgien 45%).

Der Einfluss von Bildung auf die Bewertung der Anderen in den Ländern mit hohem Nicht-EU-Ausländeranteil ist auch mit der Theorie struktureller Spannungen erklärbar, da hier die Annahme einer Unterschichtung durch diese Ausländer gelten dürfte. Entsprechend ihrer universellen Legitimation, und da Bildung mit Einkommen und Stellung des Berufes korreliert, sind die Höhergebildeten in diesen Ländern weniger von strukturellen Spannungen betroffen. In den Ländern mit hohem EU-Ausländer-Anteil ist die Voraussetzung der Unterschichtung wohl nicht gegeben. Die Anderen – in Irland, Spanien und Portugal als Mittel- und Nordeuropäer perzipiert – dürften hier auf eher hohen Rängen in die Struktur einsteigen.

Adaptiert an unsere Untersuchung werden folgende Thesen postuliert:

These 6a: Strukturelle Weitsicht

Je höher die Bildung, desto toleranter ist die Einstellung gegenüber Ausländern. Ein Teil dieses Einflusses lässt sich nicht mit der kleineren Rangspannung bzw. Ungleichgewichtsspannung erklären.

These 6b: Kulturelle Distanz

Trifft die Hypothese 6a zu, lässt sich in der Formulierung der gewünschten sozialen Distanz zu den Italienern kein Einfluss der formalen Bildung feststellen, während bei der Einstellung gegenüber den Bürgern aus Jugoslawien und der Türkei ein Zusammenhang dahingehend erwartet wird, dass Höhergebildete im Vergleich zu Tiefergebildeten eine nähere soziale Distanz zulassen würden.

7. Methoden

Die vorliegenden Auswertungen wurden mit dem Programm SPSS berechnet. Die Überprüfung der Hypothesen erfolgt meist mit Kontingenzanalysen durch Kreuztabellierung und mit multiplen Regressionen, bisweilen auch Varianzanalysen (Anova), je nach Skalenniveau und Übersichtlichkeit. Dabei soll vorwiegend die Frage geklärt werden, ob ein Einfluss struktureller Variablen auf die Höhe des Anomieniveaus in der erwarteten Richtung besteht, wie gross dieser ausfällt und ob er innerhalb der Signifikanzgrenzen liegt. Dem allgemeinen Usus folgend wird die Zufallswahrscheinlichkeit $p < 0.05$ als signifikant, $p < 0.01$ als hoch signifikant bezeichnet. In Kreuztabellen wird die Signifikanz stets mit dem Chi-Square-Test nach Pearson bestimmt; in Regressionsanalysen wie üblich mit T-Tests für die einzelnen Regressoren.

In jedem Modell werden die Missing-Werte listenweise ausgeschlossen.

Das Bestimmtheitsmass bei Regressionsanalysen ist stets das korrigierte R^2 .

Der "Berufsstatus" bzw. der Status auf der "machthaltigen Statuslinie" wird generell mit dem Einkommen operationalisiert; wobei der sozio-ökonomische Status (SES)⁸¹ in der Regel ebenfalls zur Evaluation der entsprechenden Hypothese beigezogen wird.

In Kreuztabellen wird Anomie trichotomisiert. Die Kategorie "Anomie tief" umfasst jene Individuen, die in der Fragebatterie nie oder einmal mit Ja antworteten; "Anomie mittel" entspricht zwei bejahenden Antworten, "Anomie hoch" drei, vier oder fünf Zustimmungen.

Bildung und Einkommen werden in Kontingenztabellen häufig dichotomisiert. "Bildung tief" steht dabei für einen Bildungsabschluss bis und mit Lehre/Berufsschule, "Bildung hoch" für einen höheren Bildungsabschluss (höhere Fachschule, Mittelschule, Technikum und Hochschule). "Einkommen tief" steht für ein monatliches Einkommen bis 4999 Franken, "Einkommen hoch" ist die entsprechende Kategorie für höhere Einkommen.

Erläuterungen zu Faktor- und Clusteranalyse folgen bei den entsprechenden Hypothesen und Auswertungen; methodologische Abweichungen bei den Auswertungen der internationalen Daten werden ebenfalls in den jeweiligen Kapiteln besprochen.

⁸¹Die SES-Skala ist eine repräsentative Einschätzung von Berufen. Die Befragten hatten die Aufgabe, Berufe nach ihrem Prestige einzuordnen. Mit dieser grundsätzlich ordinalen Skala wird den Individuen also ein Berufsprestige-Wert (Spannweite der Berufe in unserem Sample: 17 bis 78) zugewiesen, entsprechend ihrem aktuellen oder letzten Beruf.

7.1 Regressionsanalysen

Die multiple Regressionsanalyse (MRA) ist ein äusserst vielfältiges, aussagekräftiges statistisches Instrument; kaum eine Analyse, kaum eine Überprüfung, die sich mit der multiplen Regressions-/Korrelationsanalyse nicht durchführen liesse (Bsp. dazu Cohen/Cohen, 1975). Die Kehrseite dieser Vielseitigkeit ist die Fülle der zu beachtenden Modellannahmen. Diese messtheoretischen Voraussetzungen dürften in jeder sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in grösserem oder geringerem Masse verletzt werden.

Ein Verzicht auf die MRA aus Gründen des methodologischen Puritanismus hiesse aber, all die offenkundigen Vorteile nicht zu nutzen. So steht in der Praxis der/die Forschende vor einem Dilemma. Im Trade-off zwischen methodologischer Akkuranz und Prägnanz der Aussage fällt die Entscheidung meist zugunsten der MRA aus. Nicht immer sehr reflektiert, teilweise gar nicht thematisiert. Die Verlockung ist gross, das vertraute statistische Instrument mit der leicht zu vermittelnden Kenngrösse des Anteils der erklärten Varianz zu verwenden.

Entschärft wird das Problem durch die relative Robustheit der MRA gegenüber Verletzungen der Modellannahmen. Sieber (1985) listet die zwölf Voraussetzungen einer MRA auf und prüft im einzelnen, welche Folgen deren Verletzung auf das Ergebnis haben. Für das Grundmodell – die Regression in Hypothese 1 – sollen hier die wichtigsten Bedingungen geprüft werden.

Linearität

Die Beziehung zwischen den unabhängigen und der abhängigen Variablen ist linear. Überprüft werden kann diese Bedingung mittels Residuendiagrammen. Es gilt die Annahme, dass die Residuen zufällig um Null schwanken. Allerdings ist der Test nicht eindeutig; eine Isolierung einzelner Annahmeverletzungen in einem Residuendiagramm ist nicht möglich. So kann eine nicht-zufällige Verteilung der Residuen auch darauf hinweisen, dass falsche oder zu wenige Prädiktoren in die Regression aufgenommen wurden (vgl. Kockläuner, 1988). Die Grafiken in Anhang 18.1 – der Plot der Residuen gegenüber den vorhergesagten Werten sowie die Partial-Regression-Plots der einzelnen unabhängigen Variablen – lassen keine Nichtlinearitäten erkennen; die vertikal eingetragenen Residuenwerte schwanken um Null.

Multikollinearität

Es darf keine vollständig lineare Beziehung zwischen den unabhängigen Variablen bestehen. In dieser absoluten Form wird die Voraussetzung gewiss nicht verletzt. Doch weist Bohley (1991) darauf hin, dass bereits ein hohes Mass an linearer Abhängigkeit zu Problemen führt. Der Schätzwert des Parameters b wird durch Rundungsfehler verzerrt, wobei dieses Problem mit heutigen, leistungsfähigen Statistikprogrammen entschärft wird. Mit einer erklärten Varianz von 34,8 % bei der Sozio-ökonomischen Stellung bzw. 19,9 % beim Einkommen durch die jeweils anderen unabhängigen Variablen kann von hoher Multikollinearität ohnehin nicht die Rede sein.

Zu Beachten ist trotzdem der Hinweis von Cohen und Cohen (1975), wonach bei der Interpretation der Ergebnisse jegliche Kollinearität zu beachten sei. Da die Variablen einen mehr oder weniger grossen Teil der Varianz gemeinsam erklären, fallen die individuellen Beiträge (semipartielle Korrelation) vergleichsweise gering aus. Sie empfehlen daher die hierarchische Regression, wobei die Reihung der Variablen nach kausaltheoretischen Kriterien erfolgen sollten, also z.B. Alter und Bildung vor Einkommen und SES.

Homoskedastizität

Die Varianz der Fehlervariable (bzw. der Y-Werte zu den einzelnen X-Werten in der Grundgesamtheit) ist homogen. Eine Verletzung dieser Annahme stellt die Aussagekraft der Signifikanztests in Frage. Am einfachsten lässt sich diese Bedingung nach Norusis (1988) mit der bereits bei der Linearitätsüberprüfung verwendeten visuellen Residuenanalyse überprüfen. Eine erkennbare Zu- oder Abnahme der vertikalen Verteilung weist auf Heteroskedastizität hin. Wie ein Blick auf das Diagramm in Anhang 18.1 zeigt, nimmt die Varianz der Residuen mit den vorhergesagten Werten tendenziell zu. Dieses Bild lässt sich mit den empfohlenen Transformationen – logarithmieren bzw. ziehen der Quadratwurzel – nicht verbessern. Das Modell bleibt mit dem Mangel einer leichten Heteroskedastizität behaftet; die Signifikanztests sind deshalb mit einer gewissen Vorsicht zu interpretieren.

Normalverteilung

Die Fehlerwerte (bzw. die zu den einzelnen X-Werten in der Grundgesamtheit gehörenden Y-Werte) sind normalverteilt. Aufschluss darüber liefert, nach Kockläuner (1988), die Verteilung der Residuen. Die Diagramme in Anhang 18.2 zeigen annähernd eine Normalverteilung, trotz dem – offensichtlich eher geringen – Grad an Heteroskedastizität. Sie dürfte dem Modell insofern genügen, als Sieber (1985) auf die Robustheit der statistischen Tests gegenüber Abweichungen von der Normalverteilung hinweist.

Intervallskalierung

Die abhängige Variable ist intervallskaliert. Das ist in dieser Untersuchung nicht der Fall. Die Anomia-Variable wurde aus den einzelnen, dichotomen Anomie-Variablen gebildet (siehe Anhang 18.3). Sie ist monofaktoriell, tendenziell normalverteilt und ordinalskaliert. Ähnliches gilt für die Einstellungsskala (siehe Anhang 18.4). Sieber (1985) stellt die Ergebnisse einer konventionellen Regressionsanalyse einer MRA mit Rangkorrelations-Eingabematrix gegenüber, je mit einer ordinalskalierten AV gerechnet. Die Ergebnisse entsprechen sich; insbesondere bei einer Kategorisierung der AV > 5. Tendenziell wird der Anteil der erklärten Varianz mit dem metrischen Verfahren etwas zu hoch geschätzt.

Auch in der Analyse diverser Arbeiten zu diesem Problem plädiert Sieber grundsätzlich für die Möglichkeit, ordinalskalierte Variablen in der MRA zu verwenden:

«Der Grundtenor der hier zitierten Arbeiten geht dahin, dass in zahlreichen Fällen nur geringe Änderungen bei den Ergebnissen entstehen, wenn man ordinale Messungen als intervallskaliert betrachtet und dass die Vorteile dieses Vorgehens die Nachteile überwiegen.» (Sieber, 1985: S. 519)

Entsprechend wird im folgenden an der konventionellen MRA mit Anomia festgehalten, eingedenk der modellverletzungsbedingten Unschärfen.

Von den unabhängigen Variablen ist lediglich das Alter in der Einjahresabstufung metrisch.

Kaum Probleme wirft die Einkommensskala auf; der Wechsel von 1000er zu 2000er Schritten ab 8000 Franken Einkommen kann vernachlässigt werden.

Der sozio-ökonomische Status fließt in Form der SES-Skala ein. In sozialwissenschaftlichen Untersuchungen trifft man häufig auf die implizite Annahme, dass Ratingskalen metrisches Niveau erreichen (vgl. Backhaus et al., 1996). Entsprechend wird die SES-Skala bei Regressionsanalysen verwendet.

Die Bildung, erhoben nach dem zuletzt erreichten Abschluss, ist gewiss nicht metrisch skaliert, selbst deren Ordinalität kann in Frage gestellt werden⁸². Diesem Problem soll mit einer Hilfskonstruktion begegnet werden: den Bildungskategorien wird der ungefähre Wert des Alters von Absolventen entsprechender Schulen zugewiesen (vgl. etwa Treiman, 1970, oder Bornschie, 1986a). So werden den Ausprägungen folgende Werte zugewiesen: Primarschule=12, Sekundar-, Real-, Bezirksschule=16, Lehre=18⁸³, höhere Fachschule=20, Mittelschule=23⁸⁴, Technikum=22, Hochschule=27.

Binäre Variablen – etwa Geschlecht oder Betonung der nationalen Eigenart – können nach Backhaus et al. (1996) generell wie metrische Variablen behandelt werden.

⁸²Vor allem die Einordnung von "Technikum" zwischen Mittel- und Hochschule wirft Probleme auf, da zahlreiche MittelschulabgängerInnen zur Zeit der Befragung an einer Hochschule engagiert waren.

⁸³In Abgrenzung zur Fachschule reduziert.

⁸⁴Um das Potenzial der Hochschulbildung korrigiert.

8. Auswertungen

8.1 Hypothese 1: Rangspannung

Individuen mit geringem Einkommen, tiefer Bildung oder dürftigem Berufsprestige sind in grösserem Masse anomisch als jene auf den höheren Positionen.

In einem ersten Schritt soll die postulierte Transformation struktureller Spannung in individuelle Anomie mittels hierarchischer multipler Regression überprüft werden. Dadurch werden die unigen Beiträge (semipartielle Korrelation) der Variablen an die Varianzerklärung ersichtlich. Cohen/Cohen (1975) empfehlen, die Reihenfolge in erster Linie nach kausaltheoretischen Kriterien zu ordnen (a priori), in zweiter Linie nach der Stärke des individuellen Beitrages (a posteriori). So werden in diesem ersten Modell zuerst die Bildung, danach Einkommen und der sozio-ökonomische Status (SES) miteinbezogen

Tabellen 8.1a: Schrittweise Regression von Anomie auf Bildung, Einkommen und SES

Variablen	Beta	p
Bildung	-.27	.000
Adj R ² = .073 N = 949		

Variablen	Beta	p
Bildung	-.19	.000
SES	-.14	.003
Adj R ² = .085 N = 949		

Variablen	Beta	p
Bildung	-.19	.000
SES	-.13	.001
Einkommen	-.02	.579
Adj R ² = .084 N = 949		

Bildung (inklusive der "überlappenden" Beiträge der beiden anderen Variablen) erklärt 7.3 Prozent der Varianz. Der unique Beitrag von SES zu R² beläuft sich auf 1.2 %. Einkommen trägt nichts zur Varianzerklärung bei.

Werden in einem erweiterten Modell die beiden demographischen Strukturvariablen Alter und Geschlecht an erster Stelle eingeführt, verändern sich die Koeffizienten wie folgt:

Tabellen 8.1b: Regression von Anomie auf Alter und Geschlecht, Bildung, Einkommen und SES

Variablen	Beta	p
Alter	.24	.000
Geschlecht (Frau)	.07	.024
Adj R ² = .061 N = 949		

Variablen	Beta	p
Alter	.22	.000
Geschlecht (Frau)	.03	.003
Bildung	-.25	.000
Adj R ² = .118 N = 949		

Variablen	Beta	p
Alter	.25	.000
Geschlecht (Frau)	-.01	.767
Bildung	-.15	.000
SES	-.13	.001
Einkommen	-.10	.006
Adj R ² = .137 N = 949		

Tabelle 8.1c: Korrelationsmatrix des umfassenden strukturellen Regressionsmodells

	SES	Eink.	Bildung	Alter	Anomia	sex
SES	1.000	.306	.567	-.035	-.248	-.115
Einkommen	.306	1.000	.295	.257	-.116	-.412
Bildung	.567	.295	1.000	-.098	-.272	-.170
Alter	-.035	.257	-.098	1.000	.240	-.025
Anomia	-.248	-.116	-.272	.240	1.000	.065
sex	-.115	-.412	-.170	-.025	.065	1.000

Mit Einbezug des Alters kann der Anteil der erklärten Varianz auf 13.7 % gesteigert werden, während das Geschlecht – im Endmodell – keine signifikante Wirkung auf den Grad der Anomie hat. Die Höhe des Einkommens weist nun einen in der erwarteten Richtung signifikanten Einfluss auf den Grad der anomischen Spannung auf. Dieser Effekt ist allerdings auf eine "reziproke Suppression" zwischen Alter und Einkommen zurückzuführen (vgl. Bortz, 1989, und Anhang 18.5).⁸⁵

Die folgenden Kreuztabellen zeigen den Zusammenhang zwischen Höhe des Einkommens und Grad der Anomie:

Tabelle 8.1d: Anomie und Einkommen

	EINKOMMEN			total
	-3999 Fr.	4000 - 5999 Fr.	6000+ Fr.	
ANOMIE				
tief	40.4%	40.3%	52.1%	43.8%
mittel	23.5%	25.3%	20.9%	23.4%
hoch	36.1%	34.4%	27.0%	32.8%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	332	340	282	954
Gamma = -.13			p = .018	

Die untere und mittlere Einkommensklasse unterscheiden sich in ihrem jeweiligen Grad der Anomie kaum. Die Besserverdienenden sind demgegenüber bedeutend weniger stark von Anomie betroffen. Kontrolliert⁸⁶ mit Bildung, wird dieser Einfluss relativiert:

⁸⁵Die beiden Variablen erklären in Gegenwart der jeweils anderen einen grösseren Anteil der Varianz als dies je isoliert der Fall wäre. Alter und Einkommen unterdrücken gegenseitig "störende" Varianzanteile. Deshalb ist der semipartielle Korrelationskoeffizient grösser als das jeweilige r selbst; desgleichen nimmt Beta einen grösseren Wert als r an; nach Bortz das klassische Indiz für eine Suppressionsbeziehung.

⁸⁶Mit bloss zwei Kategorien ist diese Kontrolle allerdings eher rudimentär. Die Kategorie "Bildung bis und mit Lehre" wird im folgenden als "tiefe Bildung", "Bildung höher als Lehre" als "hohe Bildung" bezeichnet.

Tabelle 8.1e: Anomie und Einkommen,
Bildung bis und mit Lehre

	EINKOMMEN			total
	-3999 Fr.	4T-5999	6000+	
ANOMIE				
tief	33.2%	31.3%	42.2%	33.9%
mittel	22.0%	24.9%	25.3%	23.7%
hoch	44.8%	43.8%	32.5%	42.4%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	214	201	83	498
Gamma = -.09				p = .300

Tabelle 8.1f: Anomie und Einkommen,
Bildung höher als Lehre

	EINKOMMEN			total
	-3999 Fr.	4T-5999	6000+	
ANOMIE				
tief	53.4%	53.2%	56.3%	54.6%
mittel	26.3%	25.9%	19.1%	23.0%
hoch	20.3%	20.9%	24.6%	22.4%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	118	139	199	456
Gamma = -.00				p = .499

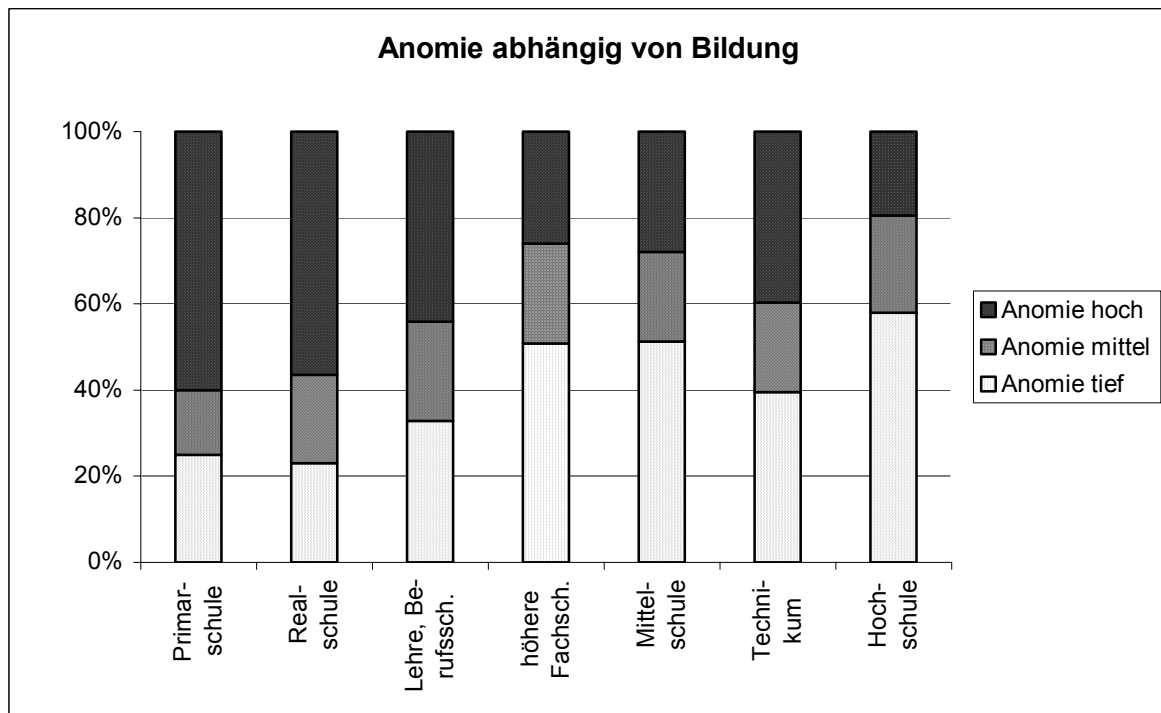
Bei den Tiefergebildeten zeigt sich ein ähnliches Bild wie in der gesamten Stichprobe: Auch hier sind die Einkommensstarken tendenziell weniger anomisch. Der Zusammenhang wird jedoch schwächer, wie der tiefere Wert von Gamma zeigt, und ist zudem nicht signifikant. Bei den Höhergebildeten nähern sich die Zellenbesetzungen stark der Zufallsverteilung an. In dieser Gruppe kann dem Einkommen keine Wirkung zugesprochen werden.

Anders die Bildung: Die folgende Kreuztabelle belegt den erwarteten Zusammenhang zwischen der Qualität des Bildungsabschlusses und dem Grad der Anomie.

Tabelle 8.1g: Anomie und Bildung

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	Primar- schule	Real- schule	Lehre, Be- rufsschule	höhere Fachschul	Mittel- schule	Techni- kum	Hoch- schule	
ANOMIE								
tief	25.0%	23.1%	32.8%	50.8%	51.2%	39.5%	57.9%	41.0%
mittel	15.0%	20.5%	23.0%	23.2%	20.8%	20.9%	22.6%	22.4%
hoch	60.0%	56.4%	44.2%	26.0%	28.0%	39.6%	19.5%	36.6%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	20	78	601	177	125	43	221	1265
Gamma = -.32				p < .001				

Grafik 8.1h: Anomie und Bildung



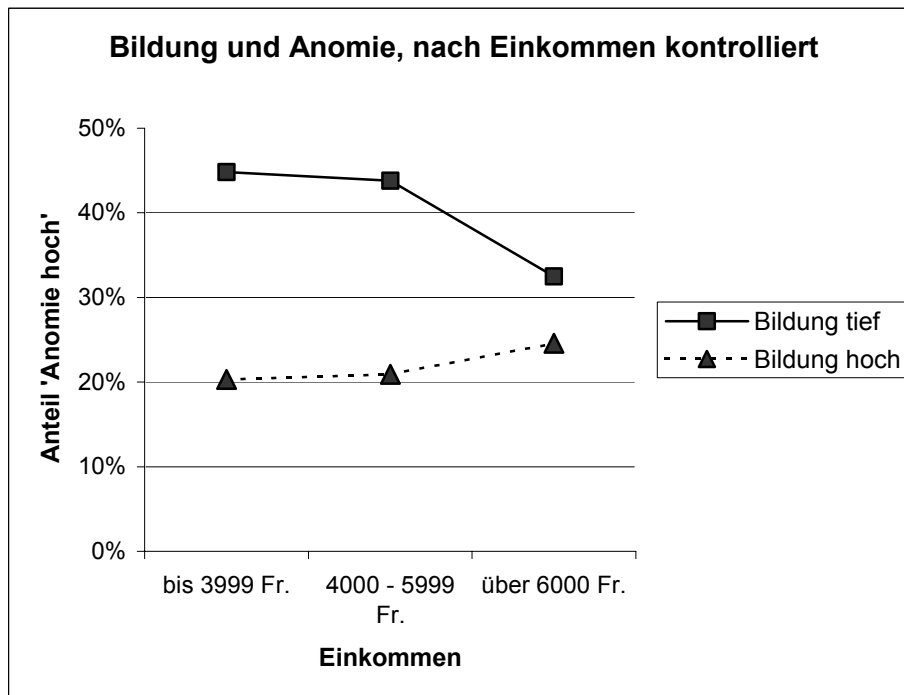
Mit höherer Schulbildung verringert sich die gemessene anomische Spannung. Die Technikumsabsolventen bestätigen ihre Stellung als Ausreisser in dieser ordinal konzipierten Skala.

Kontrolliert mit der Höhe des Einkommens, präsentiert sich die Wirkung der Bildung wie folgt:

Tabellen 8.1i: Einfluss von Bildung auf Anomie, kontrolliert mit Einkommen

EINKOMMEN -3999 Fr.				EINKOMMEN 4000-5999 Fr.				EINKOMMEN 6000+ Fr.			
	BILDUNG				BILDUNG				BILDUNG		
	tief	hoch			tief	hoch			tief	hoch	
ANOMIE				ANOMIE				ANOMIE			
tief	33.2%	53.4%	40.4%	tief	31.3%	53.2%	40.3%	tief	42.2%	56.3%	52.1%
mittel	22.0%	26.3%	23.5%	mittel	24.9%	25.9%	25.3%	mittel	25.3%	19.1%	20.9%
hoch	44.8%	20.3%	36.1%	hoch	43.8%	20.9%	34.4%	hoch	32.5%	24.6%	27.0%
total	100.0%	100.0%	100.0%	total	100.0%	100.0%	100.0%	total	100.0%	100.0%	100.0%
N	214	118	332	N	201	139	340	N	83	199	282
Gamma = -.41 p < .001				Gamma = -.41 p < .001				Gamma = -.22 p = .097			

Grafik 8.1j: Einfluss von Bildung auf Anomie, kontrolliert mit Einkommen

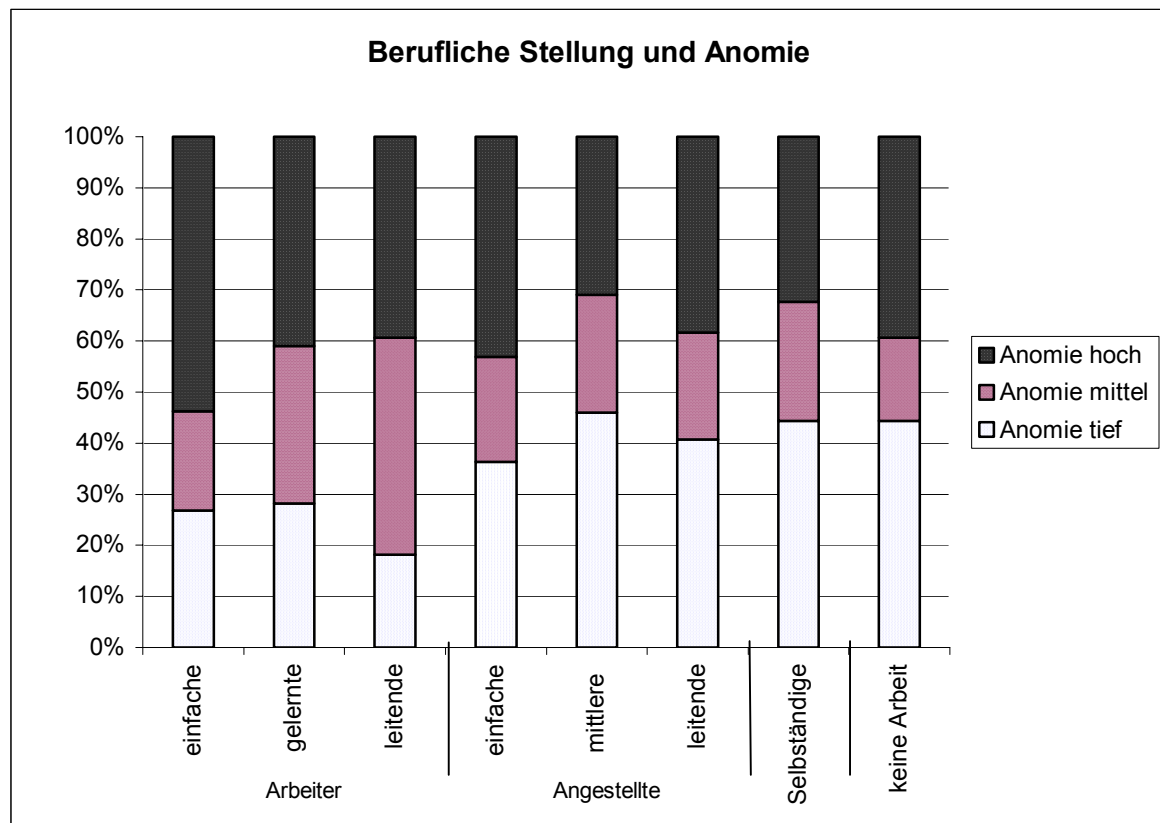


Der anomiemässige Einfluss der Bildung erstreckt sich nicht linear über alle Einkommensklassen. Offensichtlich interveniert in der Gruppe der Bestverdienenden das Einkommen – oder eine latente Variable – im Sinne der auch in Tabelle 8.1e festzustellenden Abschwächung der Anomie bei den wenig Gebildeten. Ausreichende materielle Sicherheit scheint demnach die strukturell induzierte Spannung zu mindern.

Die berufliche Stellung der Befragten erweist sich als unabhängige Variable von beschränkter Aussagekraft. Ihre Kategorien lassen sich nicht hinreichend ordinalisieren und sind inhaltlich partiell heterogen. Gleichwohl scheint zwischen beruflicher Stellung und Anomie eine signifikante, nach Theorie kausale Beziehung zu bestehen.

Tabelle 8.1k: Zusammenhang zwischen beruflicher Stellung und Anomie

	BERUFLICHE STELLUNG aktueller, letzter Beruf								total
	Arbeiter			Angestellte und Beamte			Selb- ständige	keine Arbeit	
	einfache	gelernte	leitende	einfache	mittlere	leitende			
ANOMIE									
tief	26.8%	28.2%	18.2%	36.4%	46.0%	40.7%	44.3%	44.4%	41.0%
mittel	19.5%	30.8%	42.4%	20.5%	23.1%	21.0%	23.4%	16.2%	22.4%
hoch	53.7%	41.0%	39.4%	43.1%	30.9%	38.3%	32.3%	39.4%	36.6%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	41	39	33	239	404	209	201	99	1265
p = .003									

Grafik 8.1l: Zusammenhang zwischen beruflicher Stellung und Anomie

Wie beim Einkommen liegt auch hier die Vermutung nahe, dass die berufliche Stellung in erster Linie eine vermittelnde Variable zwischen Bildung und Anomie ist. Das lässt sich überprüfen. Teilt man die Stichprobe nach Bildungsstand in zwei Gruppen⁸⁷ auf und erstellt jeweils eine neue Kreuztabelle, verschwindet die Signifikanz bei den Tiefergebildeten vollständig ($p = .276$), während in der Gruppe der Höhergebildeten⁸⁸ lediglich das 5%-Niveau erreicht wird ($p = .032$).

⁸⁷Gruppe 1: Bildungsabschluss bis und mit Lehre (54.7%); Bildungsabschluss ab Lehre (45.3%).

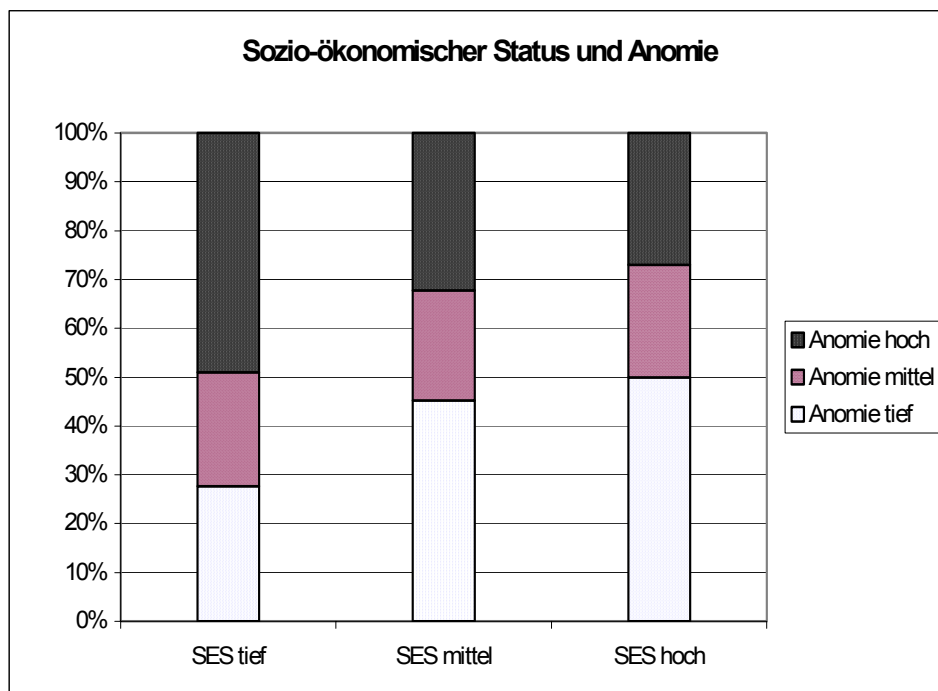
⁸⁸In dieser Gruppe sinkt die Zellenbesetzung bei den Arbeitern durchwegs unter 5, was die

Der sozio-ökonomische Status, nach der Regressionsrechnung mit signifikant negativem Einfluss auf die Anomie, weist im Vergleich zum Berufsstatus den Vorteil der stringenten Hierarchisierung seiner Kategorien auf.

Tabelle 8.1m: Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischem Status und Anomie

	SOZIO-ÖKONOMISCHER STATUS			total
	tief	mittel	hoch	
ANOMIE				
tief	27.6%	45.2%	49.9%	40.9%
mittel	23.4%	22.6%	23.1%	23.0%
hoch	49.0%	32.2%	27.0%	36.1%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	406	394	411	1211
Gamma = -.28				p < .001

Grafik 8.1n: Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischem Status und Anomie



Wirkt der SES lediglich als intervenierende Variable zwischen Bildung, Einkommen und Anomie? Aus einer multiplen Regression mit SES als abhängiger Variable resultieren folgende Werte:

Signifikanzrechnung problematisiert. Werden alle Arbeiter-Kategorien zusammengezogen und die Anomie dichotomisiert, um eine genügende Zellenbesetzung zu erreichen, verringert sich die Signifikanz auf $p = .239$.

Tabelle 8.1o: Regression von SES auf Bildung, Einkommen, Geschlecht und Alter

Variablen	Beta	p
Bildung	.25	.000
Einkommen	-.01	.767
Geschlecht (Frau)	-.15	.000
Alter	-.13	.001
Adj R ² = .34		N = 949

Den erwartungsgemäss grössten Einfluss weist die Bildung auf. Das Alter ist nicht, das Geschlecht eher knapp nicht signifikant, wobei doch erstaunt, dass das Merkmal Frau positiv mit der Höhe des SES korreliert.

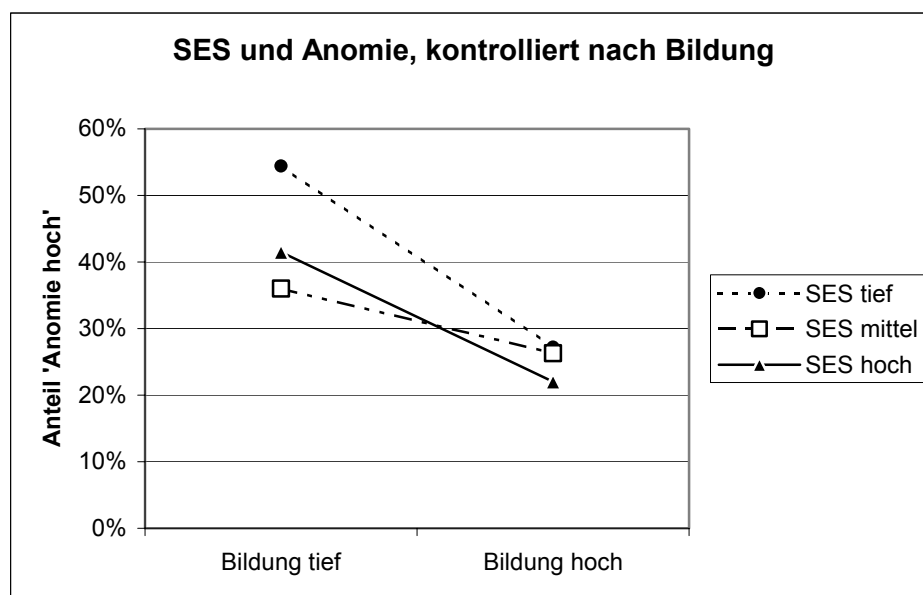
Wie verändert sich nun der Einfluss des SES auf Anomie, wenn er mit Bildung kontrolliert wird?

Tabellen 8.1p: Einfluss von SES auf Anomie, kontrolliert nach Bildung

BILDUNG bis und mit Lehre				
	SES			total
	tief	mittel	hoch	
ANOMIE				
tief	23.4%	40.9%	34.0%	31.4%
mittel	22.2%	23.1%	24.5%	22.9%
hoch	54.4%	36.0%	41.5%	45.7%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	325	242	106	673
Gamma = -.23 p < .001				

BILDUNG ab Lehre				
	SES			total
	tief	mittel	hoch	
ANOMIE				
tief	44.4%	52.0%	55.4%	52.8%
mittel	28.4%	21.7%	22.6%	23.2%
hoch	27.2%	26.3%	22.0%	24.0%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	81	152	305	538
Gamma = -.11 p = .431				

Grafik 8.1q: Einfluss von SES auf Anomie, kontrolliert nach Bildung



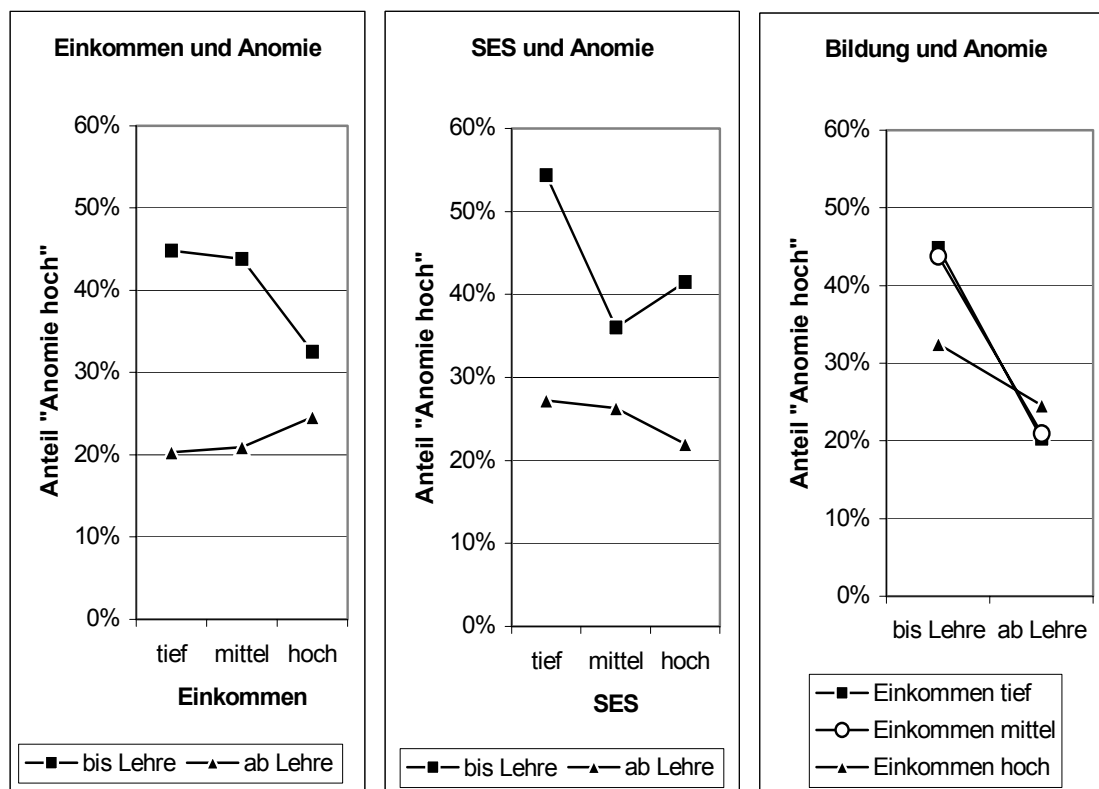
Bei den Tiefergebildeten ist der Einfluss des SES auf die Anomie wohl signifikant, doch sind Individuen mit mittlerem Status tendenziell weniger anomisch als jene mit hohem. Bei den Höhergebildeten zeigt sich zwar tendenziell das erwartete, aber nicht signifikante Bild. Analog zum Einkommen wird der Einfluss des Berufsprestiges bei den Tiefergebildeten potenziert. Allerdings ist hier ein negativer Interaktionseffekt festzustellen.

Fazit

Im Prinzip wird die Hypothese bestätigt. Mit einem R^2 von 8.5 Prozent ist die Erklärungskraft der drei Statusvariablen bezüglich der Anomie-Varianz allerdings eher schwach. Im Grundmodell erweist sich der Einfluss des Einkommens zudem als nicht signifikant; im erweiterten Modell überwindet diese "machthaltige Statuslinie" die Signifikanzgrenze lediglich aufgrund der reziproken Suppression mit "Alter".

Ohnehin sind die Nichtlinearitäten einiger Wechselwirkungen zu beachten:

Grafiken 8.1r: Hohe Anomie in Abhängigkeit von Einkommen, SES und Bildung, kontrolliert nach Bildung bzw. Einkommen



- In der Gruppe der Tiefergebildeten reduziert ein hohes Einkommen die Anomie.
- Bei Individuen mit hoher Bildung ist diese Wirkung tendenziell invers, jedoch deutlich schwächer ausgeprägt.

- Bei Individuen mit tiefer Bildung erhöht ein tiefer sozio-ökonomischer Rang den Grad der Anomie beträchtlich.
- Individuen mit hohem Einkommen sind bei tiefer Bildung deutlich weniger, bei hoher Bildung etwas stärker von hoher Anomie betroffen als jene mit tieferem Einkommen.

8.2 Hypothese 2: Ungleichgewichtsspannung

Individuen, deren erreichte Stufe der formalen Bildung unter derjenigen des Berufsstatus⁸⁹ liegt, weisen eine stärkere anomische Spannung auf als jene Individuen, die denselben Berufsstatus mit entsprechenden Bildungsabschlüssen legitimieren können. Desgleichen Individuen, deren Berufsstatus die Stufe der formalen Bildung nicht erreicht.⁹⁰

Ein Grundproblem in der Statusinkonsistenz-Forschung ist die Unmöglichkeit, die Ungleichgewichtsspannung analytisch von der Rangspannung zu trennen: Jedes Ungleichgewicht impliziert einen tiefen Rang auf einer Statuslinie. Wie aus den Ergebnissen zu Hypothese 1 folgt, ist zudem auf der "machthaltigen" Statuslinie Einkommen kaum Rangspannung festzustellen. Dennoch soll in einem ersten Schritt die prognostizierte Umsetzung der Ungleichgewichtsspannung in anomische Spannung mit statistischen Hilfskonstruktionen überprüft werden.

Anschaulich lässt sich der tendenzielle Einfluss der Ungleichgewichtsspannung auf die Anomie demonstrieren, wenn Bildung und Einkommen dichotomisiert, relationiert und die vier Gruppen mit Anomie kreuztabelliert werden.

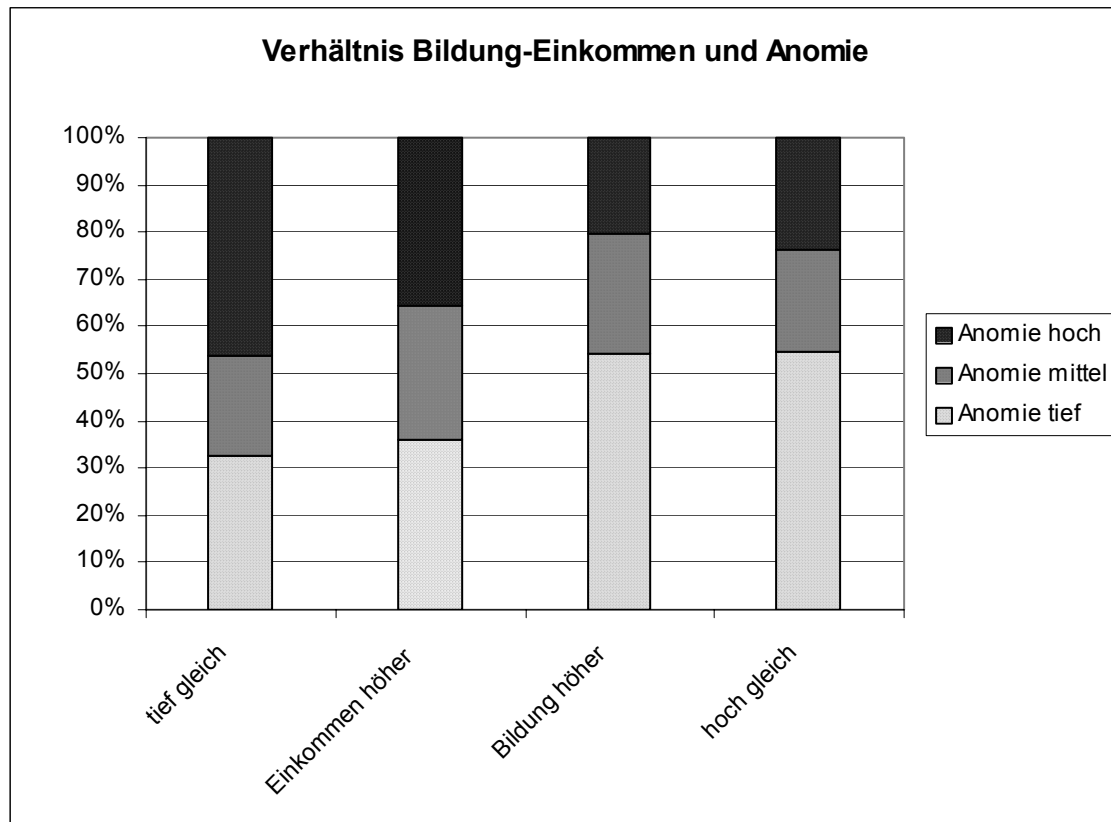
Tabelle 8.2a: Verhältnis Bildung/Einkommen und Anomie I

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich	
ANOMIE					
tief	32.7%	36.1%	54.4%	54.7%	43.8%
mittel	21.1%	28.3%	25.4%	21.6%	23.4%
hoch	46.2%	35.6%	20.2%	23.7%	32.8%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	318	180	169	287	954
p < .001					

⁸⁹Berufsstatus wird vorerst mit Einkommen operationalisiert; einerseits aufgrund der relativ hohen Korrelation zwischen Bildung und SES von .567 (gegenüber Bildung und Einkommen mit .295), andererseits, um der Terminologie der "machthaltigen Statuslinie" zu genügen, der Einkommen als Attribut etwas näher liegt denn sozio-ökonomischer Status. Zu Vergleichs- und Verifizierungszwecken wird der SES dennoch verwendet.

⁹⁰In diesem zweiten Fall ist allerdings eine geringere Erhöhung der Anomie zu erwarten, da Individuen mit einem Bildungsüberschuss damit rechnen können, dass diese "Investition in Bildungstitel" in Zukunft Früchte trägt.

Grafik 8.2b: Verhältnis Bildung/Einkommen und Anomie I



Das Statusungleichgewicht scheint sich nur in Abhängigkeit vom Bildungsrang in Anomie umzusetzen. Auf dem 5%-Niveau signifikant ist der tendenziell höhere Grad an Anomie bei den Individuen, die auf tiefem Niveau im Gleichgewicht sind im Vergleich zu jenen, die bei gleichem Bildungsniveau ein höheres Einkommen aufweisen. Dieses Resultat steht im Widerspruch zur Ungleichgewichtshypothese.⁹¹

Die zur Prognose tendenziell inverse Wirkung des Ungleichgewichts zwischen Bildung und Einkommen stellt die nachfolgende Tabelle noch plakativer dar. Die wiederum dichotomisierten Variablen Bildung und Einkommen werden in ihrem Verhältnis nur nach gleich/ungleich unterschieden.

⁹¹Man kann einwenden, dass die mindere Rangspannung auf der Einkommens-Statuslinie dafür verantwortlich ist. Allerdings zeigt Hypothese 1, dass diese Rangspannung als solche marginal in Anomie umgesetzt wird. Möglich aber, dass hier sehr hohe Einkommen die Anomie mässigen.

Tabelle 8.2c: Verhältnis Bildung/Einkommen und Anomie II⁹²

	BILDUNG / EINKOMMEN		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
ANOMIE			
tief	43.1%	45.0%	43.8%
mittel	21.4%	26.9%	23.4%
hoch	35.5%	28.1%	32.8%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	605	349	954
p < .05			

Mit der genaueren Varianzanalyse "Oneway", also dem F-Test mit der nicht-recodierten, als metrisch verstandenen Variablen Anomie, wird die Signifikanzgrenze nicht mehr erreicht ($p = .17$).

Eine alternative Möglichkeit, Statuskonsistenz zu messen, hat Gerhard Lenski bereits in seinem bahnbrechenden Artikel (1954) vorgeschlagen.⁹³ Sie bringt den Vorteil, die Ungleichgewichte in eine ordinale bzw. "metrische" Skala einzubetten.

Die Regression von Anomie auf Konsistenz (Bildung/Einkommen)⁹⁴, Bildung und Einkommen bringt folgendes Resultat:

Tabelle 8.2d: Regression von Anomie auf Konsistenz, Bildung und Einkommen

Variablen	Beta	p
Konsistenz	.06	.085
Bildung	-.22	.000
Einkommen	-.06	.094
Adj $R^2 = .070$		N = 954

Die Wirkung der Statuskonsistenz von Bildung und Einkommen auf die Anomie ist – im Modell mit Bildung und Einkommen – nicht signifikant. Der positive Beta-Wert entspricht der im ersten Teil beschriebene Tendenz, wonach Statuskonsistente eher anomisch sind als Inkonsistente. In

⁹²Die analoge Kreuztabellierung mit SES statt Einkommen bestätigt mit $p = .378$ den hier gezeigten Trend zur höheren Anomie der Gleichgewichtigen nicht.

⁹³Dem Individuum wird auf jeder Statuslinie der Mittelwert seiner prozentuierten, aufwärtskumulierten Kategorie zugewiesen. Die absolute Differenz dieser Werte wird von 100 subtrahiert (Konsistenz = $100 - \sqrt{(\sum d^2)}$). Beispiel: Einem Individuum mit Matura und 6000 Franken Einkommen wird auf der Bildungs-Statuslinie der Wert 74.0 zugewiesen (Cum-Percent Bildung [Matura] = 79.3, Kategorieumfang 10.6%), auf der Einkommens-Statuslinie der Wert 59.5 (Cum-Percent Einkommen [6000.- bis 6999.-] = 67.4, Kategorieumfang 15.8%). Die Differenz beträgt 14.5, der Konsistenzwert folglich 85.5. Kritik und weitere Beispiele siehe Stehr (1971).

⁹⁴Je höher der Wert, desto konsistenter.

einer einfachen Regression von Anomie auf Konsistenz wächst Beta auf .14 an; bei einer Signifikanz von $p < .001$ werden so 1.9% der Varianz erklärt.

Treiman (1970) präsentierte eine weitere Möglichkeit, Statusinkonsistenz mittels Regression zu berechnen. Dabei wird der erwartete Status mit einer Regression auf die Bildung berechnet. Der Unterschied zwischen dem tatsächlichen und dem so berechneten Status geht als Variable in eine zweite, umfassende Regression ein. In der folgenden Regression wurden der sozio-ökonomische Status sowie das Einkommen jeweils mit einer Regression auf die Bildung geschätzt.⁹⁵ Die absolute Differenz zwischen tatsächlichem und geschätztem Status bilden zwei neue Variablen.

Tabelle 8.2e: Regression von Anomie auf Bildung, SES und Einkommen

Variablen	Beta	p
Bildung	-.19	.000
SES	-.13	.001
Einkommen	-.02	.579
Adj R^2 = .084		N = 949

Tabelle 8.2f: Regression zusätzlich auf Differenz zu erwartetem SES und Einkommen

Variablen	Beta	p
Bildung	-.19	.000
SES	-.13	.001
Einkommen	-.01	.710
DSES	.05	.127
DEinkommen	-.03	.334
Adj R^2 = .084		N = 949

Auch mit diesem Modell lässt sich kein signifikanter Einfluss von Statusinkonsistenz auf Anomie nachweisen. Weder erreichen die beiden Inkonsistenz-Variablen die Signifikanzgrenze, noch nimmt mit ihrer Aufnahme die Varianzerklärungskraft zu. Die Inkonsistenz SES/erwarteter SES aufgrund von Bildung weist in ihrer Wirkung auf die Anomie immerhin das erwartete Vorzeichen auf, die entsprechende Variable auf der Basis des Einkommens hingegen nicht.

Analoge Ergebnisse resultieren aus folgender, von Andreas Bösch inspirierter Regression. Einbezogen werden die paarweisen Ungleichgewichte zwischen den Statuslinien, mit der

⁹⁵Die Regressionsgleichungen: Erwarteter SES= 8.6506 + 1.9498*Bildungsabschluss (wie gewohnt nach Alter beim Abschluss recodiert). Erwartete Einkommenskategorie: 1.7835 + .1811*Bildung.

Lenski-Formel berechnet. Adäquat wurden die strukturellen Variablen sowie Anomie recodiert, dem Individuum also jeweils der Mittelwert seiner Kategorie zugewiesen.

Tabelle 8.2g: Umfassende Regression der Anomie auf strukturelle Variablen und Ungleichgewichte

Variablen	Beta	p
Bildung	-.17	.000
SES	-.12	.003
Einkommen	-.04	.324
Konsistenz Bildung-Einkommen	.06	.150
Konsistenz Bildung-SES	-.01	.820
Konsistenz SES-Einkommen	-.02	.686
Adj R ² = .081	N = 949	

Auch diese Regression legt den Schluss nahe, dass Statusungleichgewichte nicht signifikant in Anomie umgesetzt werden.

Ein Thema, das in der Statusinkonsistenz-Forschung erstaunlich selten angesprochen wird, ist die mögliche Asymmetrie der Wirkung: Traditionellerweise wird davon ausgegangen, dass die Richtung des Statusdefizites keinen Einfluss habe; es also egal sei, ob etwa der Bildungsstatus über oder unter dem Einkommensstatus liegt. Diese Annahme entspricht dem vorherrschenden Paradigma, wonach aus den einzelnen Statuspositionen des Individuums sein Rang in der Schichtung kombiniert werden kann, wobei die konkrete Gleichung dieser Linearkombination jedoch unbestimmt ist. Bei einer funktionalen Sichtweise der Status-Interaktionen kann die Richtung des Defizites sehr wohl eine Rolle spielen. So hat etwa Kerschke-Risch (1990) in ihrer Arbeit einen Zusammenhang zwischen Legitimationsdefizit und Präferenz für konservative Parteien gefunden.⁹⁶

In der vorliegenden Untersuchung wird postuliert, dass ein Legitimationsdefizit in grösserem Masse in Anomie umgesetzt wird als ein Legitimationsüberschuss. Eine überproportional hohe Bildung mag einen gewissen sozialen Druck auf das Individuum zur Folge haben, seine sozio-ökonomische Position zu erhöhen. Doch bei einem vergleichsweise tiefen Bildungsabschluss drohen ungleich drastischere Konsequenzen: Der mögliche Verlustes der Stelle mangels Qualifikation.

Mit der zusätzlichen Unterscheidung nach Richtung der Inkonsistenz werden die methodologischen Probleme noch grösser. Mit einfachen Kontingenztabellen soll das Problem eingekreist werden. Dabei wird das Augenmerk auf die Relation Bildung/SES gerichtet. Gemäss

⁹⁶Dies entgegen der ursprünglichen Lenski-These, wonach Statusinkonsistente allgemein progressivere Parteien bevorzugen. Allerdings bleibt in der Untersuchung von Kerschke-Risch die Art der Kontrolle mit dem Bildungsstatus im Dunkeln.

der obigen Treiman-Regression liegen in diesem Paar die grössten "Chancen" für eine Bestätigung der Umsetzung von Statusinkonsistenz in Anomie.⁹⁷ Die Individuen werden in Bildungsdefizitäre, Konsistente und Bildungsüberschüssige eingeteilt⁹⁸; Bildung und Anomie im folgenden dichotomisiert.

Tabelle 8.2h: (In-)Konsistenz Bildung/SES und Anomie

	(In-)Konsistenz BILDUNG / SES			total
	Bildungs- defizit	konsistent	Bildungs- überschuss	
ANOMIE				
tief	39.5%	38.6%	46.7%	40.9%
hoch	60.5%	61.4%	53.3%	59.1%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	324	583	304	1211
p = .055				

Bildungsüberschuss wird in geringerem Masse in hohe Anomie umgesetzt als Bildungsdefizit und Konsistenz. Ohne Kontrolle⁹⁹ bleibt diese Kontingenztabelle allerdings wenig aussagekräftig, impliziert ein Bildungsüberschuss doch einen hohen Bildungsstatus. Die folgende Aufteilung in Subpopulationen ist jedoch kritisch, da in der tiefergebildeten Gruppe lediglich drei Kategorien von Bildungsabschlüssen zusammengefasst sind, darunter die absolut grösste Kategorie jener mit Lehrabschluss. Ein Bildungsüberschuss lässt sich dabei kaum erzielen und impliziert einen äusserst tiefen Rang auf der SES-Skala.

⁹⁷Natürlich wird hier nicht ein Weg gesucht, die Hypothese möglichst doch noch zu bestätigen. Sollten aus den folgenden Rechnungen signifikante Ergebnisse hervorgehen, wäre die Inkonsistenz-Hypothese keineswegs bestätigt. Es wäre lediglich die Wirkung eines interessanten Teilaspektes näher zu ergründen.

⁹⁸Dazu wurde die SES-Skala den relativen Gewichten der Bildungs-Kategorien angepasst. So entspricht der Primarschulabschluss – die untersten 1,5% der Bildungs-Abschlusskala – den untersten 1,5% Berufen auf der SES-Skala, usw. Darauf wurde der sozio-ökonomische Status vom Bildungsstatus subtrahiert. Negative Werte (27,5%) zeigen ein Bildungsdefizit an, 0 (47,4%) Konsistenz, positive Werte (25,1%) einen Bildungsüberschuss. Zur Problematik der arbiträren Kategorieneinteilung siehe Kapitel *Statusinkonsistenz*.

⁹⁹SES und Bildung lassen sich nicht gleichzeitig kontrollieren.

Tabellen 8.2i: (In-)Konsistenz Bildung/SES und Anomie, kontrolliert nach Bildungsstatus

BILDUNG bis und mit Lehre					BILDUNG ab Lehre				
	Konsistenz BILDUNG / SES			total		Konsistenz BILDUNG / SES			total
	Bildungs-defizit	konsistent	Bildungs-überschuss			Bildungs-defizit	konsistent	Bildungs-überschuss	
ANOMIE					ANOMIE				
tief	32.9%	31.9%	20.8%	31.4%	tief	52.8%	53.6%	52.2%	52.8%
hoch	67.1%	68.1%	79.2%	68.6%	hoch	47.2%	46.4%	47.8%	47.2%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	216	404	53	673	N	108	179	251	538
p = .22					p = .96				

Eingedenk der Vorbemerkung konnte dieses Ergebnis erwartet werden. In der Gruppe mit relativ tiefem Bildungsstatus führt ein Bildungsüberschuss zu hoher Anomie, da die Position auf dem SES äusserst tief ist. So lässt sich die isolierte Wirkung eines Bildungsüberschusses bzw. -defizites mangels geeigneter Kontrollmöglichkeiten nicht bestimmen.

Abschliessend soll die "klassische" Statusinkonsistenz-Hypothese geprüft werden. Lenski (1954) fand einen Zusammenhang zwischen Statusinkonsistenz und Bevorzugung liberaler Parteien.¹⁰⁰ Der folgenden Regression liegt das in Tabelle 8.2e verwendete Treiman-Modell zugrunde.

Tabelle 8.2j: Regression der Selbsteinschätzung "fortschrittlich-konservativ"¹⁰¹

Variablen	Beta	p
Bildung	-.07	.055
SES	-.09	.018
Einkommen	.07	.050
DSES	.04	.258
Deinkommen	.01	.783
Adj R ² = .016		N = 993

Mit einem R² von .016 erklärt das Modell einen erstaunlich geringen Anteil der Varianz dieser Einstellungsvariablen. Die Inkonsistenzen Bildung/SES und Bildung/Einkommen haben keinen signifikanten Einfluss; zudem läuft die Tendenz, erkennbar am positiven Vorzeichen von Beta, gegen die Lenski-Hypothese: je inkonsistenter, desto konservativer.

Die folgenden Kontingenztabelle sollen den Zusammenhang zwischen Inkonsistenz und politischer Einstellung¹⁰² verdeutlichen.

¹⁰⁰D.h. der demokratischen Partei in den USA.

¹⁰¹Die Skala reicht von 1 "sehr fortschrittlich" bis 10 "sehr konservativ".

¹⁰²Bildung, Einkommen und SES wurden jeweils dichotomisiert. Die vier bivariaten Kombinationen 1/1

Tabelle 8.2k: Verhältnis Bildung/Einkommen, Bildung/SES und Parteipräferenz¹⁰³

	BILDUNG / EINKOMMEN		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
PARTEI			
links	42.8%	45.4%	43.8%
mitte	14.5%	14.9%	14.7%
rechts	20.5%	22.8%	21.4%
keine	22.2%	16.9%	20.1%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	619	368	987
p = .25			

	BILDUNG / SES		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
PARTEI			
links	39.2%	45.9%	41.1%
mitte	16.1%	12.6%	15.1%
rechts	23.5%	21.9%	23.0%
keine	21.2%	19.6%	20.8%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	902	357	1259
p = .14			

Die Ergebnisse der Regressionsrechnung werden nicht bestätigt. Die Kontingenztabellen entsprechen der Lenski-These, wenn auch die Signifikanzgrenze nicht erreicht wird. Offensichtlich korrespondiert die Selbsteinschätzung fortschrittlich-konservativ schlecht mit dem Image der präferierten Parteien.¹⁰⁴

Dieser tendenziell der Statusinkonsistenz-Hypothese entsprechende, wenn auch nicht signifikante Einfluss des Ungleichgewichts (hier SES/Bildung) wird mit folgender Dummy-Regression¹⁰⁵ bestätigt:

Tabelle 8.2l: Dummy-Regression auf die Präferenz linker Parteien

Variablen	Beta	p
hohe Bildung	.11	.002
hoher SES	.10	.006
hohes Einkommen	-.15	.000
SI Bildung / SES	.05	.103
Adj R ² = .038	N = 984	

Das Ergebnis unterstützt Lenskis "Urhypothese" tendenziell. Allerdings ist diese im vorliegenden Projekt nicht von zentralem Interesse.

(Gleichgewicht auf tiefem Rang), 1/2, 2/1 und 2/2 (Gleichgewicht auf hohem Rang) wurden zu den beiden Kategorien Gleichgewicht/Ungleichgewicht zusammengefasst.

¹⁰³Die Parteienpräferenz wurde folgendermassen recodiert: links: SP, GP, AL, PdA, Frap, HP; mitte: CVP, CSP, LdU, EVP, LP; rechts: FDP, SVP, SD, FP. In die Kategorie "keine Präferenz" flossen ausserdem 19 Nennungen "anderer" Parteien ein. Bildung, Einkommen und SES wurden jeweils dichotomisiert und relationiert.

¹⁰⁴Die Skala fortschrittlich-konservativ läuft von 1-10. Modus und Median liegen beim Wert 3; lediglich 9% der Befragten gaben einen Wert von 6 oder höher an.

¹⁰⁵Alle Variablen, analog Kontingenztafel, dichotom. Also Variablenausprägungen jeweils hoch/nicht hoch. Die Parteien wurden links/nicht links recodiert.

Fazit

Die Hypothese 2, wonach Individuen Statusungleichgewichte in anomische Spannung transformieren, wird nicht bestätigt.

8.3 Hypothese 3: Substitution der legitimierenden Statuslinie

Von struktureller Spannung betroffene Individuen tendieren dazu, erwerbbare, legitimierende Statuslinien durch zugeschriebene Statuslinien, etwa die Zugehörigkeit zur eigenen Ethnie, zu ersetzen. Insbesondere wenig Gebildete neigen zur Substitution; sie profitieren am meisten von der alternativen Legitimationsmöglichkeit.

Als Versuch der Sicherung ihrer relativen Machtposition verstanden, bemühen sich demnach von struktureller Spannung Betroffene, Bildung durch eine andere, partikularistisch zugängliche Statuslinie legitimierenden Charakters zu ersetzen, auf der sie einen hohen Rang einnehmen. Im Vordergrund steht dabei die Abgrenzung der eigenen Gruppe gegenüber fremden Gruppen nach Massgabe der ethnischen bzw. staatlichen Zugehörigkeit.

In der Untersuchung existiert keine Variable, die konkret den Wunsch nach einer Veränderung der Legitimationskriterien in der ökonomischen Struktur erkennen liesse. Mit der Variablen *Bewahrung der Schweizer Eigenart unterstützen?* steht lediglich ein Item zur Verfügung, das als Operationalisierung des In-group/Out-group-Denkens verstanden werden kann. Die Interpretation dieses Bewahrungswunsches als Ausdruck einer alternativen Legitimationskonzeption machthaltiger Positionen wäre problematisch.

Tabelle 8.3a: Randauszählung CH-Eigenart

Bewahrung CH EIGENART unterstützen?		
Value Label	Frequency	Percent
JA	308	23.3
NEIN	1015	76.7
Missing	15	

Tabelle 8.3b: Regression von CH-Eigenart

Variablen	Beta	p
Bildung	-.11	.005
SES	-.11	.003
Einkommen	-.01	.765
Geschlecht (Frau)	-.02	.489
Alter	.22	.000
Adj R ² = .084		N = 983

In der Regression von der Variablen *Bewahrung der Schweizer Eigenart unterstützen* lassen sich mit den Statusvariablen Bildung, Einkommen und SES allein lediglich 4.3 Prozent der Varianz erklären. Unter Einbezug von Alter verdoppelt sich die Erklärungskraft des Modells. Doch mit 91.6 Prozent ungeklärter Varianz zeigt dieses erweiterte Modell, dass der Wunsch nach Bewahrung der Schweizer Eigenart kaum als Funktion der Statuspositionen beschrieben werden kann.

Innerhalb des Modells überrascht zudem der ebenbürtige Einfluss von SES und Bildung, erwartete man doch von den weniger Gebildeten einen stärkeren Willen zur Substitution der legitimierenden Statuslinie als von den Teilhabern der eher machthaltigen Statuslinie SES.

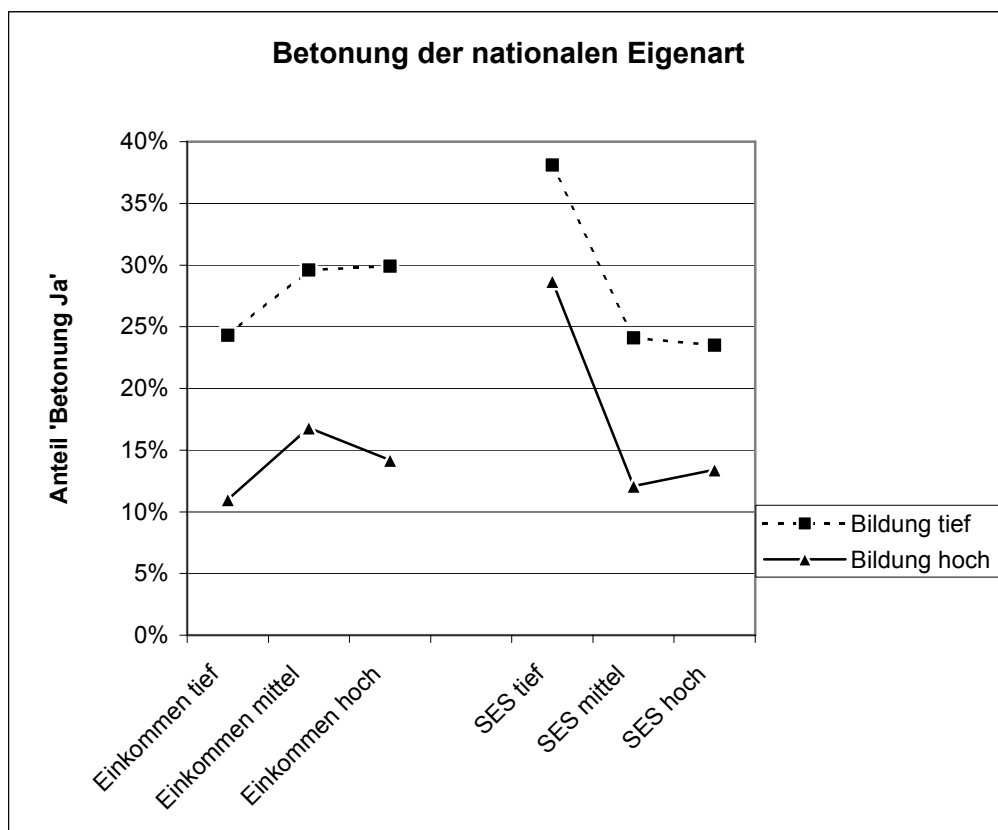
Dagegen bleibt das Einkommen ohne Einfluss. Zur Klärung der Interdependenzen tragen die folgenden Tabellen bei:

Tabellen 8.3c: Betonung der nationalen Eigenart abhängig von Bildung und Einkommen bzw. SES¹⁰⁶

	BILDUNG		Differenz
	tief	hoch	
EINKOMMEN			
tief	24.3% (54)	11.0% (14)	13.3%
mittel	29.6% (61)	16.8% (24)	12.8%
hoch	29.9% (26)	14.2% (29)	15.7%
Differenz	5.6%	3.2%	
	Gamma = -.11 p = .40	Gamma = -.06 p = .40	

	BILDUNG		Differenz
	tief	hoch	
SES			
tief	38.1% (126)	28.7% (25)	9.4%
mittel	24.1% (60)	12.1% (19)	12.0%
hoch	23.5% (28)	13.4% (43)	10.1%
Differenz	14.6%	15.3%	
	Gamma = .27 p = .00	Gamma = .23 p = .00	

Grafik 8.3d: Betonung der nationalen Eigenart abhängig von Bildung und Einkommen bzw. SES



Kontrolliert mit Bildung hat die Höhe des Einkommens keinen signifikanten Einfluss auf die Betonung der nationalen Eigenart, wobei die Tendenz der Wirkung der Erwartung nicht

¹⁰⁶ Jeweils der prozentuale Anteil derjenigen, welche die Bewahrung der Schweizer Eigenart unterstützen. In Klammern die absoluten Zahlen. Rechts und unten die Prozentsatzdifferenz. Bildung dichotomisiert, Einkommen und SES trichotomisiert.

entspricht: Je höher das Einkommen ist, desto stärker wird die nationale Eigenart betont. Der sozio-ökonomische Status hingegen weist eine von der Bildung unabhängige Wirkung auf, wobei der Unterschied lediglich zwischen tiefem und mittlerem Status – bei beiden Bildungsgruppen – besteht. Der Einfluss von Bildung und SES ist in etwa adäquat.¹⁰⁷

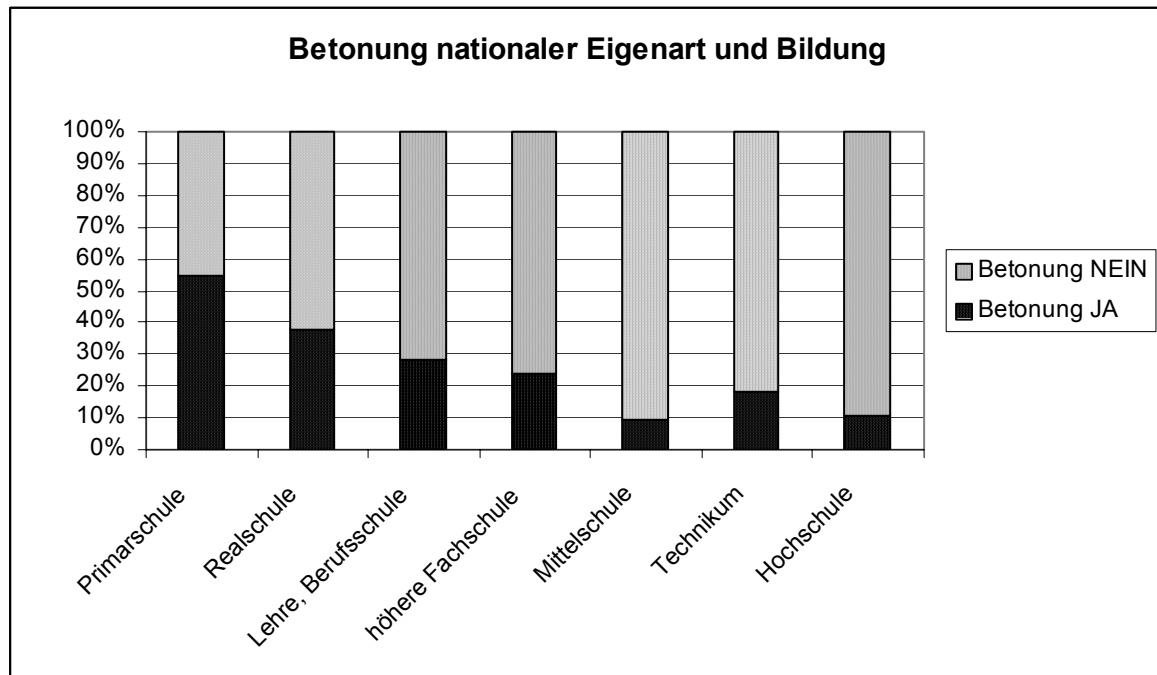
In exklusiver Betrachtung der Beziehung der Betonung von Schweizer Eigenart und Bildung zeigt sich das erwartete Bild.

Tabelle 8.3e: Betonung CH-Eigenart abhängig von Bildung

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	Primar- schule	Real- schule	Lehre, Be- rufsschule	höhere Fachschul	Mittel- schule	Techni- kum	Hoch- schule	
CH-EIGENART								
ja	55.0%	37.5%	28.3%	23.8%	9.2%	18.2%	11.0%	23.3%
nein	45.0%	62.5%	71.7%	76.2%	90.8%	81.8%	89.0%	76.7%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	20	80	625	185	141	44	228	1323
Gamma = .38				p < .001				

¹⁰⁷Tendenziell überwiegt der Einfluss des SES: Wird – zur besseren Vergleichbarkeit – auch der SES dichotomisiert, sind 22.9% mit tiefer Bildung und hohem SES für die Betonung nationaler Eigenart gegenüber 23.4% jener mit hoher Bildung und tiefem SES. Auch die Prozentsatzdifferenzen zwischen hohem und tiefem SES sind etwas grösser als jene zwischen hoher und tiefer Bildung (SES: 11.5% bei hoher und 10.4% bei tiefer Bildung; Bildung: 10.0% bei tiefem und 9.9% bei hohem SES).

Grafik 8.3d: Betonung CH-Eigenart abhängig von Bildung



Die Kreuztabelle demonstriert den Einfluss der Bildung auf den Wunsch nach Bewahrung der Schweizer Eigenart. Obwohl deren absolute Prädiktionskraft verhältnismässig bescheiden ausfällt, sind bedeutende Prozentsatzdifferenzen zwischen den Kategorien auszumachen.

Fazit

Die Herleitung der Hypothese und ihre Operationalisierung sind schwach abgesichert, die Ergebnisse tragen, gemessen am absoluten Erklärungsbeitrag der Statusvariablen, wenig zu ihrer Stützung bei. Relativ gesehen erstaunt der adäquate, tendenziell grössere Einfluss des SES im Vergleich zur Bildung. Erklären lässt sich diese Erkenntnis, wenn der SES als "Prestige-Statuslinie" verstanden wird. Die Prestigedefizitären bekunden ein Interesse, durch Betonung nationaler Eigenart ein partikuläres Segment des Prestiges (Schweizer sein) höher zu gewichten. Eine entsprechende Operationalisierung mit der untersuchten Variablen liegt der Intention des Begriffs auch näher als der Anspruch, mit "Betonung der nationalen Eigenart" den Wunsch nach Legitimationssubstitution zu messen.

8.4 Hypothese 4a: Sperrung des politischen Bereichs

Von struktureller Spannung betroffene Individuen tendieren dazu, Statuslinien für Ausländer zu sperren, um deren Aufstieg zu unterbinden. Die politische Diskriminierung ist stärker ausgeprägt als die beiden anderen untersuchten Diskriminierungsformen, da mit der Gewährung der politischen Mitbestimmung ganz grundsätzlich Macht (als bestimmender Begriff des Politischen) an Ausländer abgegeben würde. Mit diesem eigentlichen Machtmittel können im demokratischen System die Rahmenbedingungen für die Umsetzung und gegebenenfalls Umverteilung finanzieller "Macht" verändert werden. Deshalb ist damit zu rechnen, dass die Ränge auf "Einkommen" und "berufliche Position" positiv mit der politischen Diskriminierungsbereitschaft korrelieren.

Tabelle 8.4a: Verteilung des Variablenkomplexes zur Stimmrechtsgewährung

Stimmrecht für Ausländer bezüglich:				
	Schule	Gemeinde	Kanton	Bund
JA	75.6%	67.0%	49.7%	35.9%
NEIN	24.4%	33.0%	50.3%	64.1%

Mit einer linearen Skalierung¹⁰⁸ der vier Variablen zur Stimmrechtsfrage lässt sich folgende Regression rechnen:

Tabelle 8.4b: Regression von Stimmrechtsgewährung

Variablen	Beta	p
Bildung	.02	.642
SES	.15	.000
Einkommen	-.08	.028
Geschlecht (Frau)	.03	.307
Alter	-.19	.000
Adj R ² = .068		N = 986

Mit diesem Modell kann nur ein relativ geringer Teil der Varianz erklärt werden. Wieder weist das Alter den grössten Einfluss auf, doch fällt ins Auge, dass die Wirkung der Bildung weit unter dem Signifikanzniveau liegt.¹⁰⁹ Hingegen ist der Einfluss des Einkommens auf dem 5%-Niveau signifikant.

¹⁰⁸Die Skala "Integrationsbereitschaft" hat eine Spannweite von 0 (Stimmrecht wird auf jedem Niveau verweigert) bis 4 (Stimmrecht für Ausländer wird für alle Niveaus befürwortet).

¹⁰⁹In der einfachen Regression erklärt sie lediglich 0.7% der Varianz.

Fazit

Das Ergebnis entspricht den Erwartungen, wobei die eher geringe Erklärungskraft des Modells zu beachten ist. Der Wechsel der Legitimation politischer Partizipation vom Inländer- zum Inlandsprinzip ist den Bildungspositionen gegenüber indifferent – Verteilung und Legitimationskraft der Bildung selbst bliebe unberührt – während einkommensstarke Positionen Umverteilungsabsichten der ökonomisch eher unterprivilegierten Ausländer befürchten dürften. Davon würden einkommensschwache Inländer ebenfalls profitieren – Schichtbewusstsein vor In-group-Denken?

8.5 Hypothese 4b: Sperrung des ökonomischen Bereichs

Der Grad der ökonomischen Diskriminierung ist abhängig von der beruflichen Stellung. Die Sperrung dieser Statuslinie liegt speziell im Interesse der Positionsinhaber tiefer Ränge, da Ausländer im Falle einer Aufwärtsmobilität zuerst diese Stellen für sich reklamieren werden. Auf diesen tiefen Rängen werden Höhergebildete die ökonomische Diskriminierung weniger stark befürworten, da sie eine universalistische (Über-) Legitimation aufweisen können.

Die Hypothese zur ökonomischen Diskriminierungsbereitschaft kann nur ungenügend geprüft werden. Die beiden entsprechenden Variablen deuten auf einen breiten Konsens in dieser Frage hin, was an sich ein bemerkenswertes Ergebnis ist.

Tabelle 8.5a: Randauszählung Bedenken ggü ausländischem Vorgesetzten

Gegen ausländischen Vorgesetzten ?		
Value Label	Frequency	Percent
JA	68	5.1
NEIN	1266	94.9
Missing	4	

Tabelle 8.5b: Randauszählung Entlassungsregelung

Wen zuerst entlassen ?		
Value Label	Frequency	Percent
Ausländer	41	3.1
Nationalität egal	1278	96.9
Missing	19	

Die folgenden Kreuztabellen illustrieren den Zusammenhang zwischen den strukturellen Variablen und der Bereitschaft zur Diskriminierung am Arbeitsplatz.

Tabelle 8.5c: Einfache Wirkung von Bildung, Einkommen, SES und Alter auf Einstellung zu einem ausländischen Vorgesetzten

	BILDUNG		EINKOMMEN		SES		ALTER		total
	bis Lehre	ab Lehre	bis 5000 Fr.	ab 5000 Fr.	tief	hoch	bis 40	ab 40	
AUSL. CHEF									
nicht egal	7.9%	3.0%	6.3%	4.8%	8.4%	3.3%	3.8%	7.3%	5.6%
egal	92.1%	97.0%	93.7%	95.2%	91.6%	96.7%	96.2%	92.7%	94.4%
N	516	474	508	482	439	551	497	493	990
	p = .001	γ = .48	p = .294	γ = .15	p = .000	γ = .46	p = .017	γ = -.33	

Der sozio-ökonomische Status diskriminiert signifikant, während die Höhe des Einkommens bezüglich der Einstellung zu einem ausländischen Chef indifferent bleibt. Bei der tiefen Zellenbesetzung (minimal 14) ist eine weitere Bearbeitung, etwa die Kontrolle von SES mit Bildung, nicht sinnvoll.

Fazit

Die Hypothese lässt sich nicht befriedigend überprüfen; der hohe Konsens in der Ablehnung ökonomischer Diskriminierung nach ethnischen Kriterien an sich ist bemerkenswert.

8.6 Hypothese 4c: Sperrung des sozialen Bereichs

Von sozialer Diskriminierung in Form der Verweigerung der erfragten Kontaktintensität kann keine Spannungsadaption oder gar -lösung erwartet werden. Strukturelle Variablen sollten dementsprechend keinen Einfluss auf diese Grösse aufweisen.

Die Bereitschaft zur sozialen Diskriminierung kann mit den Fragen zur sozialen Distanz nur ungenügend operationalisiert werden. Zudem taucht auch hier, analog zu Hypothese 4b, das Problem der Konsensualität auf. Einzig die Einstellung zur Heirat der eigenen Tochter mit einem Ausländer diskriminiert die Grundgesamtheit in nennenswertem Mass. Es ist zu beachten, dass die Fragen zur sozialen Distanz gesplittet, also von je einem Drittel in Bezug auf Italiener, Jugoslawen und Türken beantwortet wurde. Diese Unterteilung fliesst in Hypothese 6b ein; hier werden die Antworten global dargestellt.

Tabelle 8.6a: Einstellung zu Kontaktmöglichkeiten mit Ausländern

Möglicher Kontakt mit Ausländern				
	im Verein	als Nachbar	bei Arbeit	Heirat Tochter
nicht egal	75.6%	67.0%	49.7%	35.9%
egal	24.4%	33.0%	50.3%	64.1%

Die überwiegende Mehrheit sieht keinerlei Veranlassung, allein aufgrund des Prädikates "Ausländer" soziale Interaktion abzulehnen. Mit grösserer Intensität dieser potentiellen Kontakte werden die Ressentiments allerdings stärker; der Aufnahme eines Ausländers in die familiäre Gemeinschaft steht mehr als ein Viertel skeptisch gegenüber. Die Nähe der sozialen Interaktion wird gewichtet. Von "sozialer Diskriminierung" als solcher kann also nicht oder nur bei einer verschwindenden Minderheit die Rede sein. Die ablehnende Haltung gegenüber der Aufnahme eines Ausländers in die Familie stellt gewiss auch eine Form von Diskriminierung dar, doch wäre es verfehlt, allein mit dieser Antwortkategorie "soziale Diskriminierung" zu operationalisieren.

Fazit

Die Hypothese in der präsentierten Form lässt sich nicht befriedigend überprüfen; in modifizierter Form wird die Frage unter Hypothese 6b weiter behandelt.

8.7 Hypothese 5: Neofeudale Absetzung

Individuen mit hoher beruflicher Stellung ohne entsprechende Bildungslegitimation tendieren zur neofeudalen Absetzung. Die neofeudale Absetzung ist, gemäss Hoffmann-Nowotny (1973), eine Kombination von Substitution und Sperrung von Statuslinien mit der gewünschten Beibehaltung des Status quo in der Ausländerpolitik. Ausländer sollen also im Lande bleiben dürfen, doch sind ihnen Assimilation und Integration – und somit der Aufstieg – möglichst zu verwehren. Zu erwarten ist diese Tendenz bei Individuen mit relativ hoher beruflicher Stellung und geringer Bildung, da sie einerseits von der Anwesenheit "billiger und williger" ausländischer Arbeiter profitieren, andererseits aufgrund ihres Legitimationsdefizites einen möglichen Aufstieg der Ausländer auf universalistisch zugänglichen Statuslinien verhindern möchten. Inhaber hoher beruflicher Stellungen, welche diese Position durch entsprechende Bildungsabschlüsse legitimiert haben, wären von einem Aufstieg weniger gefährdet und sind dementsprechend eher bereit, die Ausländer zu integrieren.

Die eigentliche Neofeudalismus-Variable eignet sich nur beschränkt zur Überprüfung dieser Hypothese. Die von den Befragten zu beurteilende Aussage «Die Italiener sollen sich mit der jetzigen Situation abfinden und froh sein, dass wir sie überhaupt ins Land lassen» klingt 1995 reichlich seltsam; die Italiener werden als weitgehend integriert und assimiliert erfahren. Die Rolle der Italiener anno 1969 nehmen heute die Immigranten und Asylsuchenden aus Ex-Jugoslawien, der Türkei oder Sri Lanka ein. Und doch erklärte sich ein Siebtel der Befragten mit der zitierten Behauptung einverstanden. Im gewählten Modell zeigt sich wieder die Bildung als einzig diskriminierende Variable. Weder die Höhe des Einkommens noch der Gleichgewichtszustand spielen eine Rolle.

Tabelle 8.7a: Neofeudale Absetzung gegenüber Italienern

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich	
NEOFEUDALE ABSETZUNG					
einverstanden	20.6%	20.8%	9.0%	7.9%	14.8%
nicht einverstanden	79.4%	79.2%	91.0%	92.1%	85.2%
N	325	183	178	290	976

Das folgende Modell soll dem Prinzip der neofeudalen Absetzung besser entsprechen: Eine neofeudale Absetzung liegt vor, wenn die Präsenz der Ausländer bejaht, ihre Integration jedoch verhindert wird. Diese beiden Bestandteile wurden mit der Variablen Meinung zum Ausländerbestand und dem Fragenkomplex zur Integrationsbereitschaft erhoben.¹¹⁰

¹¹⁰Die acht Teilfragen zur Integrationsbereitschaft werden in einer neunstufigen Skala zusammengefasst und trichotomisiert (siehe Anhang 18.6).

Tabelle 8.7b: Konstruktion "neofeudal"

	INTEGRATIONSBEREITSCHAFT			total
	hoch	mittel	tief	
MEINUNG ZU AUSLÄNDERBESTAND				
verringern	2.2%	4.7%	16.2%	23.1%
belassen	17.5%	16.5%	19.4%	53.4%
Erhöhung zulassen	15.0%	6.1%	2.4%	23.5%
total	34.7%	27.3%	38.0%	100.0%
N	456	358	498	1312

Gemäss der Definition können die 365 unterhalb der Diagonale liegenden, fettgedruckten Fälle mit einiger Plausibilität als Befürworter neofeudaler Absetzung bezeichnet werden.

Unterscheidet man diese Individuen wie in Tabelle 8.7a nach ihrem Einkommens- und Bildungsstatus, werden die folgenden Beziehungen offengelegt:

Tabelle 8.7c: Neofeudale Absetzung in Abhängigkeit des Statusgleichgewichtes

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total	Nur (Un-)Gleichgewicht	
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich		Gleich- gewicht	Ungleich- gewicht
NEOFEUDAL							
Ja	76.8%	64.2%	79.8%	67.7%	72.3%	72.5%	71.9%
Nein	23.2%	35.8%	20.2%	32.3%	27.7%	27.5%	28.1%
N	332	187	183	297	999	629	370
p < .001						p = .837	

Das Statusungleichgewicht hat keinerlei signifikante Wirkung. Offensichtlich ist hier nicht die Bildung, sondern das Einkommen jene Variable, die im Statusmodell die abhängige Variable beeinflusst.

Tabelle 8.7d: Regression von "neofeudal" auf die Strukturvariablen

Variablen	Beta	p
Bildung	.00	.982
SES	-.02	.641
Einkommen	.10	.009
sex (Frau)	.03	.450
Alter	.08	.024
Adj R ² = .012	N = 994	

Tatsächlich zeigt die Regression, dass das Einkommen den Wunsch nach neofeudaler Absetzung signifikant beeinflusst, im Gegensatz zu Bildung und sozio-ökonomischem Status.¹¹¹ Mit einer Varianz-Erklärungskraft von 1.2 Prozent eignen sich die sozio-strukturellen Variablen allerdings äusserst schlecht als Prädiktoren der konstruierten binären Variablen "neofeudal".

Fazit

Die Hypothese wird im Wortlaut nicht bestätigt. Statusungleichgewichte zeigen auch hier keine Wirkung. Das Einkommen ist die einzige Statusvariable mit Erklärungskraft. Generell neigen also Besserverdienende, unabhängig von ihrer Bildung, zu neofeudaler Absetzung. Damit wird zumindest ein Teil der grundlegenden Idee dieser Hypothese gestützt: Ökonomische Gutsituierte scheinen vom Heer der billigen Arbeitskräfte profitieren zu wollen, ohne ihnen die Chance zur Aufwärtsmobilität einzuräumen. Allerdings wird ein zu geringer Teil der Varianz erklärt, als dass dieser Aussage eine besondere Relevanz beigemessen werden könnte.

¹¹¹Die beiden konstituierenden Variablen der neofeudalen Absetzung, die Meinung zum Ausländerbestand und die Integrationsbereitschaft, werden jeweils hochsignifikant – in der erwarteten Richtung – von der Bildung beeinflusst, während das Einkommen auf die Meinung zum Ausländerbestand gar keinen, auf die Integrationsbereitschaft mit $p=.04$ einen signifikanten Einfluss dahingehend hat, dass ein tieferes Einkommen die Integrationsbereitschaft begünstigt.

8.8 Hypothese 6a: Strukturelle Weitsicht

Je höher die Bildung eines Individuums, desto toleranter ist dessen Einstellung gegenüber Ausländern. Ein Teil dieses Einflusses lässt sich nicht mit der kleineren Rangspannung bzw. Ungleichgewichtsspannung erklären.

Nimmt man die konstruierte Skala der Einstellung gegenüber Ausländern zur Grundlage, weist die Bildung tatsächlich einen Einfluss jenseits der Anomie auf.

Tabellen 8.8a: Regression der EA-Skala auf Anomie und Bildung

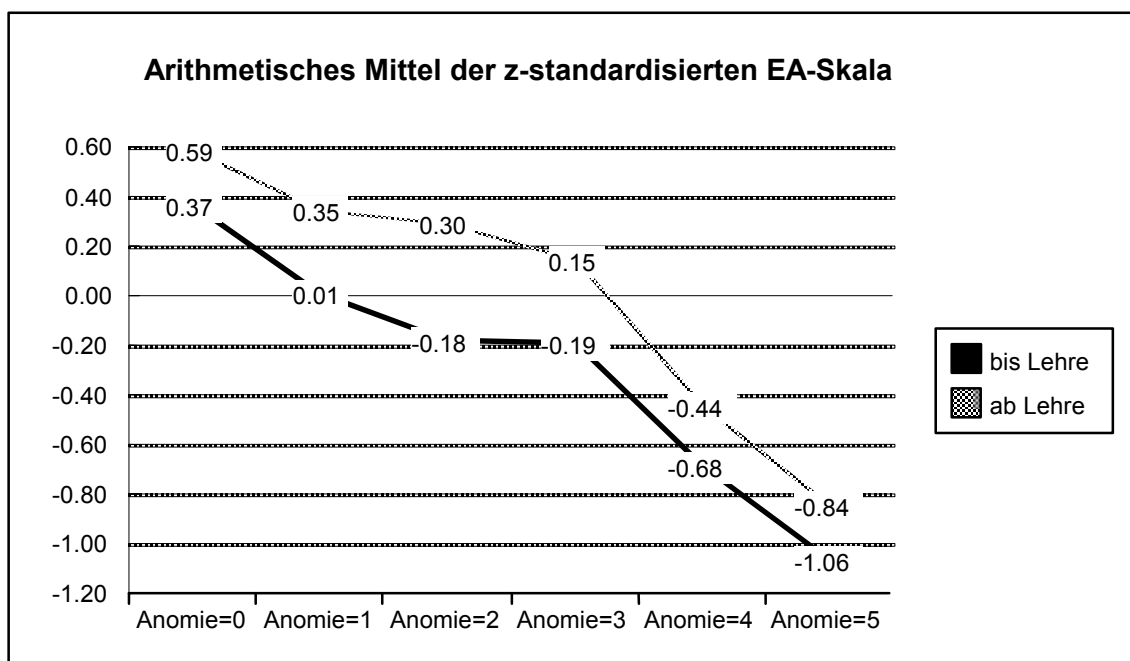
Variablen	Beta	p
Bildung	.26	.000
Adj R ² = .066	N = 1186	

Variablen	Beta	p
Bildung	.16	.000
Anomia	-.36	.000
Adj R ² = .182	N = 1186	

Der quadrierte semipartielle Korrelationskoeffizient, also der unique Beitrag der Bildung zur Varianzerklärung der EA-Skala, beträgt .023.

Dieser direkte – oder zumindest nicht via Anomie vermittelte – Einfluss der Bildung erstreckt sich jedoch nicht linear über die gesamte Population. Der "toleranzfördernde" Einfluss der Bildung bei den Nicht- und bei den Starkanomischen entspricht wohl tendenziell der Erwartung, fällt jedoch relativ marginal aus. Die folgende Grafik illustriert dies in Bezug auf die "Kerngruppe" und insbesondere den Einfluss der Anomie .

Grafik 8.8b: Mittelwerte der EA-Skala abhängig von Anomie und Bildung



Dieser Grafik liegt der gemittelte, nach Anomie kontrollierte und auf den Bildungsstand bezogene Wert der EA-Skala zugrunde. Deutlich ist zu erkennen, wie in der Gruppe der mässig Anomischen weniger der Grad der Anomie als vielmehr der Bildungsstand diskriminiert, während in den Extremgruppen der Schritt zur nächsthöheren bzw. -tieferen Anomiegruppe in Bezug auf die Einstellung zu Ausländern enorm ist. Trotzdem bleibt der Einfluss der Bildung stets auf dem 5%-Niveau signifikant, wie folgende T-Test-Reihe zeigt:¹¹²

Tabelle 8.8c: T-Test Abhängigkeit der Einstellung gegenüber Ausländern von Bildung, kontrolliert nach Anomie

T-Test tiefe/hohe Bildung --> EA-Skala			
Anomie	n	df	p
0	226	138.53	.027
1	254	252	.001
2	270	267.97	.000
3	215	213	.005
4/5	221	219	.049

Fazit

Im gegebenen, einfachen Modell unter Berücksichtigung von Anomie, Bildung und EA-Skala wird die Hypothese bestätigt, wonach Höhergebildete eine tendenziell positivere Einstellung gegenüber Ausländern aufweisen und sich dieser Effekt nicht nur durch den niedrigeren Grad der Anomie erklären lässt. Allerdings ist der Effekt mit lediglich 2.3% Varianzerklärung – gegenüber 15.9% durch Anomie – relativ marginal. Zudem ist der "toleranzbegünstigende" Einfluss der Bildung nicht linear über alle Anomiegruppen verteilt. Bei Nichtanomischen ist diese unvermittelte Wirkung bedeutend schwächer ausgeprägt, bei Starkanomischen liegt sie gar hart an der Signifikanzgrenze.

¹¹²Mit "p" ist die Zufallswahrscheinlichkeit der einseitigen Hypothese bezeichnet, wonach die Höhergebildeten eine positivere Einstellung zu Ausländern haben. Die Gruppen Anomie=4 und Anomie=5 wurden zusammengefasst (Durchschnittswerte dieser aggregierten Gruppe: Bildung hoch: -.55, Bildung tief: -.83), um jeweils eine ähnlich grosse Grundgesamtheit beim T-Test zu erreichen. Dies mit dem Ziel, die Signifikanzen in einem gewissen Masse vergleichen zu können. Bekanntlich ist der T-Test abhängig vom jeweiligen Freiheitsgrad; in kleinen Stichproben nimmt entsprechend der Standardfehler – und damit die Zufallswahrscheinlichkeit – überproportional zu. Ausserdem wurde bei den Gruppen Anomie=0 bzw. 2 aufgrund des signifikanten F-Wertes jener t-Wert gewählt, welcher die unterschiedliche Varianz der beiden Stichproben berücksichtigt. Das erklärt den rationalen Wert des Freiheitsgrades. Für Anomie=0 läge die Signifikanz bei df=224 bei p=.019.

8.9 Hypothese 6b: Kulturelle Distanz

In der Formulierung der gewünschten sozialen Distanz zu den Italienern lässt sich kein Einfluss der Bildung feststellen. Deren relative kulturelle Nähe verlangt kein besonderes Toleranzpotential¹¹³. Gegenüber den Bürgern aus Jugoslawien und der Türkei werden dagegen Höhergebildete im Vergleich zu Tiefergebildeten eine nähere soziale Distanz zulassen.

Die Ergebnisse der Fragebatterie zur sozialen Distanz eignet sich gesamthaft nur bedingt als Ausgangsmaterial für Berechnungen. Einerseits sind die Fragen, mit Ausnahme des potenziellen Schwiegersohns, sehr konsensual beantwortet worden, andererseits steht zur Diskussion, ob die Validität gewährleistet ist, ob mit diesen Fragen also tatsächlich die soziale Distanz gemessen wurde.

In der folgenden Tabelle ist jeweils der Anteil der Antwortkategorie "nicht egal" in Prozent und absolut dargestellt. In der Umfrage wurde der Fragebogen dreifach gesplittet, entsprechend umfassen die Ausländerkategorien je rund ein Drittel der Grundgesamtheit (mindestens 415, maximal 478).

Tabelle 8.9a: Einstellung zu Kontakt mit verschiedenen Ethnien

	Nicht egal, wenn Kontakt mit folgenden Ausländern			
	im Verein	als Nachbar	bei Arbeit	als Schwiegersohn
Italiener	1.3% (6)	2.1% (10)	0.6% (3)	7.4% (35)
Jugoslawen	10.5% (45)	18.3% (78)	12.2% (52)	35.4% (147)
Türken	6.7% (29)	13.8% (59)	6.5% (28)	45.1% (190)
total	6.0% (80)	11.0% (147)	6.2% (83)	28.4% (372)

Die Befragten unterschieden offenbar zwischen Kontakten im gesellschaftlichen und im familiären Umfeld. Deutlich wird in diesen Prozentsatzunterschieden die unterschiedliche Einschätzung von Italienern einerseits sowie Jugoslawen und Türken andererseits. Zudem fällt auf, dass die Jugoslawen im Vergleich zu den Türken im gesellschaftlichen Umfeld tendenziell zurückgestellt, im familiären Umfeld diesen jedoch vorgezogen werden.¹¹⁴

Da hinter dieser Fragenbatterie offenbar mehr als ein Faktor steht, wird einzig die Frage zur Akzeptanz eines ausländischen Schwiegersohnes weiterverfolgt, um die Hypothese 6b zu testen.¹¹⁵

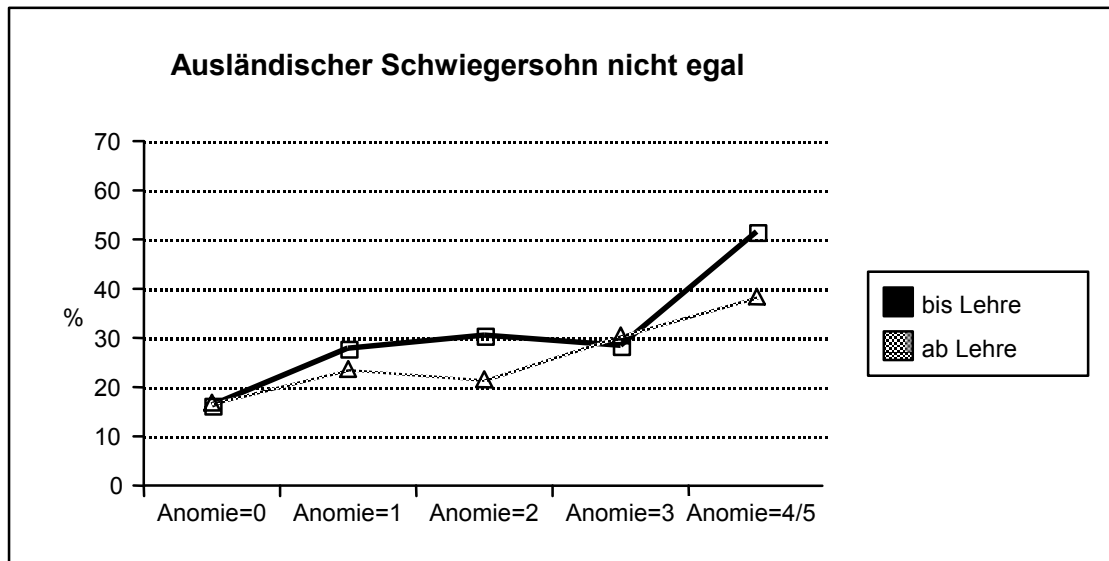
¹¹³Im Sinne der "strukturellen Weitsicht".

¹¹⁴Signifikanzen der unterschiedlichen Bewertung Jugoslawen – Türken im 2x2-Chi²-Test: Bei Frage "Verein" sehr knapp nicht, bei Frage "Nachbar" knapp nicht signifikant auf 5%-Niveau, die Unterschiede in den beiden übrigen Fragen jeweils signifikant auf 1%-Niveau. Mögliche Erklärung: Die Türken sind den Befragten tendenziell "sympathischer", bei einer Aufnahme in die Familie würden jedoch aufgrund der unterschiedlichen Religion und entsprechender Werthaltungen grössere Probleme erwartet werden.

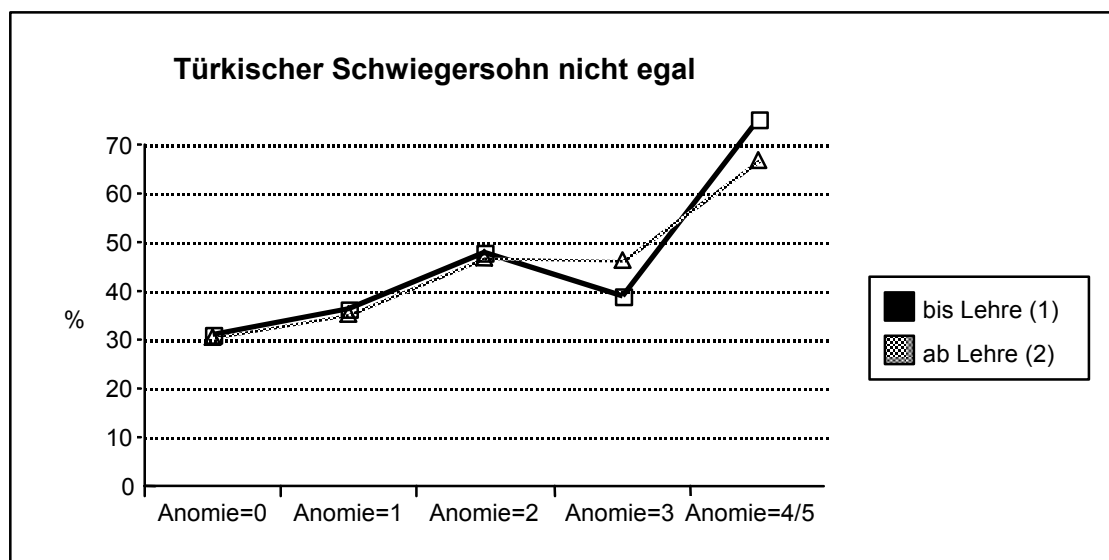
¹¹⁵Auch das betrifft lediglich die Antworten zu Türken und Jugoslawen; der hohe Konsens in der Akzeptanz eines italienischen Schwiegersohns erlaubt keine sinnvolle Auswertung.

Regressionsanalysen (Bildung¹¹⁶, Anomie) zeigen, dass sich Bildung schlecht zur Erklärung der Unterschiede in der gewünschten sozialen Distanz eignet. In den drei Teilgruppen wird die Signifikanzgrenze nirgends erreicht, im Aggregat mit $p=.027$ eher knapp. Am Beispiel der Akzeptanz eines ausländischen Schwiegersohnes allgemein und eines türkischen Schwiegersohnes im speziellen sei dies grafisch dargestellt:

Grafik 8.9b: Anteil jener, denen ein ausländischer Schwiegersohn nicht egal wäre, abhängig von Anomie, gesplittet in Bildungsgruppen



Grafik 8.9c: Anteil jener, denen ein türkischer Schwiegersohn nicht egal wäre, abhängig von Anomie, gesplittet in Bildungsgruppen



¹¹⁶In der (nicht dargestellten) Regression ist die Bildung nicht – wie unten in der Grafik – dichotomisiert, sondern wie üblich nach Alter beim Bildungsabschluss recodiert.

Ein gewisser – allerdings nicht signifikanter – Toleranzeffekt der Bildung bezüglich eines türkischen Schwiegersohnes kann lediglich in der hochanomischen Gruppe festgestellt werden. Ansonsten sind die Ergebnisse inkonsistent.¹¹⁷

Fazit

Die Hypothese wird nicht bestätigt; die Bildung per se hat keinen signifikanten Einfluss auf den Unterschied in der Akzeptanz der drei Ethnien.

¹¹⁷Ein ähnliches Bild bietet sich bei der Einstellung gegenüber den Jugoslawen.

9. Zwischenbilanz

Die bisherigen Auswertungen folgten der Untersuchung von 1969. Welches Fazit lässt sich ziehen? Die Ergebnisse verweisen auf eine in der Gesamtstichprobe grundsätzlich signifikante Umsetzung von Rangspannung in anomische Spannung, mit der Einschränkung des marginalen Einflusses tiefen Einkommens. Eine signifikante Umsetzung der Ungleichgewichtsspannung kann nicht festgestellt werden. Doch auch die Relevanz der Rangspannung fällt mit 8.4% erklärter Anomievarianz eher bescheiden aus. Weshalb?

Betrachten wir noch einmal die Leithypothese: Strukturelle Spannungen führen auf tiefen bzw. statusinkonsistenten Rängen zu Anomie. Die beiden Seiten dieser Behauptung, Ursache und Wirkung, sollen im Folgenden noch genauer analysiert werden. Konkret: Welche Wirkung haben die besprochenen Prozesse der Differenzierung – der Erweiterung des Spektrums leitender Werte – und der Individualisierung – der tendenziellen Subjektivierung der Wahlmöglichkeiten – auf das Konzept der strukturellen Spannungen, wird mit ihnen doch das Paradigma der gesellschaftsweiten Verbindlichkeit der Ziele und Normen in Frage gestellt? Und wie ist der Begriff "Anomie" in Zusammenhang mit den strukturellen Spannungen zu verstehen? Ist hier Durkheims Definition der "Normlosigkeit" massgebend? Oder eher Mertons Deprivationsspannung? Und betrifft sie das Individuum, die Gesellschaft, oder beide?

10. Anomie

Es folgt eine grundsätzliche Diskussion des Anomiebegriffs, mit dem Ziel, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konzeption bei Durkheim und Merton herauszuarbeiten und deren strukturelle Bedingungen zu analysieren.¹¹⁸

10.1 Emile Durkheim

Den Anomiebegriff führte Emile Durkheim mit seinem Werk *De la division du travail social* in die Soziologie ein. Er bezeichnet eine der anormalen Formen der Arbeitsteilung als "anomisch".

Im Gegensatz zu Comte, der unter dem Motto "Teilung ist Zerstreuung" die Einheit der Gesellschaft durch den Verlust der sozialen Ähnlichkeit gefährdet sieht und diese durch einen mächtigen Staat bewahren möchte, ist Durkheim der Ansicht, dass die durch Arbeitsteilung entstehende Solidarität normalerweise genügt, eine Ordnung zu schaffen, da es «bestimmte Arten, aufeinander zu reagieren» gibt, «die, weil sie der Natur der Dinge gemässer sind, sich öfter wiederholen und zu Gewohnheiten werden» (Durkheim 1992: S. 435).

Diese Gewohnheiten wandeln sich im Laufe der Zeit zu Verhaltensregeln; letztere sind also lediglich Ausdruck einer vorhandenen gegenseitigen Abhängigkeit der solidarischen Organe, nicht deren Ursprung. Der Normalzustand ist dort erreicht,

«[...] wo die solidarischen Organe in hinreichendem und genügend langem Kontakt miteinander stehen. Da sie sich berühren, sind sie in jeder Lage leicht über ihre wechselseitigen Bedürfnisse unterrichtet und haben folglich ein lebhaftes und beständiges Gefühl ihrer gegenseitigen Abhängigkeit.» (Durkheim 1992: S. 437)

Ein Mangel an dauerhafter und intimer Interaktion ist demzufolge der Grund, weshalb sich kein gemeinsames Regelsystem entwickeln kann bzw. weshalb dieses zusammenbricht. Ist ein solches nicht mehr vorhanden, so lässt sich das Verhalten und das Handeln anderer nicht mehr vorhersehen; Erwartungen können nicht mehr aufeinander abgestimmt werden. Es werden sich gegenseitig ausschliessende Ziele anvisiert, Verwirrung und soziale Desintegration sind die Folge. Diesen nicht geregelten Zustand der Organe untereinander nennt Durkheim "Anomie".

Die Ursache dieser anormalen Entwicklung der Arbeitsteilung liegt in raschem sozialen Wandel, welcher die langsam fortschreitende Habitualisierung von Gewohnheiten zu festen Regeln verunmöglicht.

¹¹⁸ Zu beachten ist, dass die beiden vorgestellten Anomie-Konzepte nicht als generelle soziologische Theorie formuliert wurden. Durkheim konkretisierte seine in der Organ-Analogie entwickelte Idee anhand des Selbstmords; Merton brachte mit seiner Arbeit die Devianzforschung weiter.

Vier Jahre später greift Durkheim den Anomiegedanken in seinem Werk *Le suicide* wieder auf. Er erkennt drei Typen des Selbstmordes: den egoistischen, den altruistischen und den anomischen.

Im Gegensatz zu den physiologischen Bedürfnissen ist das geistige bzw. soziale / moralische Verlangen des Menschen, z.B. Wohlstand, per se grenzenlos. «Weder in der organischen noch in der psychologischen Konstitution des Menschen findet man etwas, was Grenze für ähnliche Neigungen sein könnte» (Durkheim 1983: S. 280).

Grenzenlose Bedürfnisse sind nicht zu befriedigen; der Versuch ihrer Erfüllung wäre Ursache von Qualen, da «[...] das Ziel, das man zu erreichen sucht, im Unendlichen liegt. Die Entfernung, die dahin noch zurückzulegen ist, wird immer die gleiche bleiben» (Durkheim 1983: S. 281).

Es ist also notwendig, den Wünschen Grenzen zu setzen. Da der Mensch als Individuum dafür kaum in der Lage ist, muss eine äussere Instanz dafür besorgt sein: Die Gesellschaft; sie stellt die Schranken der erlaubten Begierden auf.

Versagt diese Kraft, so werden die menschlichen Bedürfnisse demzufolge ins Unerfüllbare steigen. Diese Absenz der gesellschaftlichen Normen nennt Durkheim, analog zum "nicht geregelten Zustand der Organe untereinander", Anomie. Wann aber bricht diese kollektive, Ordnung schaffende Kraft zusammen? Durkheim nennt hier zwei Phasen: plötzliche Depression und plötzlichen Wohlstand.

Bei wirtschaftlicher Depression sind die Betroffenen gezwungen, ihre Bedürfnisse einzuschränken, «ihre moralische Erziehung muss erneut vollzogen werden» (Durkheim 1983: S. 288). Doch ist die Gesellschaft nicht in der Lage, dies in einer ausreichend kurzen Zeitspanne zu bewerkstelligen. Die Ziele bleiben somit dieselben, doch genügen die vorhandenen Mittel nicht mehr, diese auch zu erreichen.

Bei plötzlichem Wohlstand verliert die Ordnung, an welcher bis anhin die Bedürfnisse orientiert wurden, ihre Bedeutung; eine neue kann von der Gesellschaft nicht von einem Augenblick zum anderen bereitgestellt werden, die Wünsche der Individuen wachsen ins Unendliche. Sie sind auch mit den vermehrt vorhandenen Mitteln niemals zu erreichen. Der Anstieg der Bedürfnisse wird zusätzlich durch den Umstand beschleunigt, dass das Angebot, der Reiz des Neuen, ungleich höher ist. «Der Zustand der gestörten Ordnung oder Anomie wird also dadurch noch verschärft, dass die Leidenschaften zu einem Zeitpunkt, wo sie einer stärkeren Disziplin bedürfen, weniger diszipliniert sind» (Durkheim 1983: S. 289)!

Durkheim ist der Meinung, dass Armut gegen Selbstmord schützt, da die gegebenen Mittel den Ausgangspunkt für das bilden, was man erreichen möchte, während Reichtum die Illusion, alles erreichen zu können, schafft, «indem sie den Widerstand, den die Dinge uns entgegensetzen, verringert. Je weniger man sich eingeengt fühlt, um so verhasster wird doch die Einengung» (Durkheim 1983: S. 290). Der Wandel ist jedoch entscheidender für das Auftreten von Anomie

als der Zustand: Durch die plötzliche Veränderung zerbricht die kollektive Ordnung. In einem Fall wachsen die Bedürfnisse in unerreichbare Höhen, im anderen genügen die in geringerem Ausmass vorhandenen Mittel nicht mehr zur Zielerreichung.

Durkheim entwickelt den Begriff der Anomie somit anhand von zwei Phänomenen. In beiden Arbeiten ist damit dasselbe gemeint: Ein Zustand der Normlosigkeit, herbeigeführt durch raschen Wandel. Im ersten Fall verhindert dieser Wandel das Wachsen der organischen Solidarität und somit des Regelungssystems, im zweiten nimmt er den Individuen die Sicherheit des gesellschaftlichen Normensystems.

10.2 Robert K. Merton

Rund zwanzig Jahre nach Durkheims Tod nahm Robert K. Merton die Idee der Anomie in seinem 1938 erschienenen Aufsatz *Social Structure and Anomie* wieder auf. Darin versuchte er folgendes zu ergründen: «[...] to discover how some social structures exert a definite pressure upon certain persons in the society to engage in nonconforming rather than conforming conduct» (Merton 1967, p. 132). Er war also bestrebt, eine systematische Theorie abweichenden Verhaltens auf der Grundlage der Anomie zu schaffen und entwickelte seine bekannte Typologie:

Tabelle 10.2a: A typology of modes of individual adaption¹¹⁹

<i>Modes of Adaption</i>	<i>Culture Goals</i>	<i>Institutionalized Means</i>	
I. Conformity	+	+	
II. Innovation	+	-	
III. Ritualism	-	+	
IV. Retreatism	-	-	
V. Rebellion	+/-	+/-	(Merton 1967, p 140)

¹¹⁹ Konformität: Sie ist in einer stabilen Gesellschaft die am weitesten verbreitete Form. Das Individuum hat die Möglichkeit, mit den verfügbaren Mitteln auf den erlaubten Wegen die vorgegebenen Ziele zu erreichen.

Innovation: «This response occurs when the individual has assimilated the cultural emphasis upon the goal without equally internalizing the institutional norms governing ways and means for its attainment» (Merton 1967, p. 132).

Hier versucht er, das Phänomen 'White-collar crime' ansatzweise zu erklären: Die Mittel zur normgerechten Erreichung allgemeiner (Mittelstands-) Ziele wären vorhanden, doch werden die Normen zugunsten weitergehender Ziele vernachlässigt. Davon ist die Innovation in der Unterschicht zu unterscheiden. Hier stehen die institutionalisierten Mittel schon gar nicht erst zur Verfügung.

«For our purposes, these situations exhibit two salient features. First, incentives for success are provided by the established values of the culture *and* second, the avenues available for moving toward this goal are largely limited by the class structure to those of deviant behavior.» (Merton 1967, p.145)

Hier wird Mertons Kerngedanke ersichtlich: Der Spannungszustand zwischen Kultur und Struktur, hervorgerufen durch die Allgemeingültigkeit von Zielen und Normen sowie der ungleichen Verteilung der zur Erfüllung dieser gesellschaftlichen Imperative notwendigen Mittel.

«It is only when a system of cultural values extols, virtually above all else, certain *common* success-goals *for the population at large* while the social structure rigorously restricts or completely closes access to approved modes of reaching these goals *for a considerable part of the same population*, that deviant behaviour ensues on a large scale.» (Merton 1967, p.146)

Ritualismus: Genügen die Mittel der normgerechten Zielerreichung nicht, ist dies eine andere Möglichkeit zur Lösung der Spannung, invers zur Innovation: nicht die Normen, sondern die Ziele werden aufgegeben bzw. reduziert. Der Weg mutiert zum Ziel.

Rückzug: In dieser Form der Anpassung werden sowohl die Normen als auch die Ziele aufgegeben, diese Individuen missachten die gesellschaftlichen Werte. Sie sind «[...] in the society, but not of it. Sociologically these constitute the true aliens» (Merton 1967, p. 153).

Rebellion: Vom oben genannten Typus unterscheidet sich dieser grundlegend dadurch, dass die negierten Werte durch neue ersetzt werden.

Er erkennt in der Gesellschaft vorerst zwei wichtige Elemente: Die kulturell festgelegten Ziele, welche den Mitgliedern der Gesellschaft gemeinsam sind, sowie die erlaubten bzw. tradierten Wege zur Erreichung dieser Ziele, sprich Normen.

Das dritte Element von Bedeutung ist der Status, also die Position in der Sozialstruktur. Merton bezeichnet diesen Variablenkomplex als "opportunity structure". Mit dem sozialen Ort ist die Verfügbarkeit über Ressourcen verbunden, die zumindest prinzipiell eine Zielerreichung innerhalb der Normen ermöglichen – oder diese allenfalls verunmöglichen.

In seiner Typologie hat Merton in der Kategorie "institutionalized means" den Aspekt der Einhaltung der Normen und der verfügbaren Mittel zusammengefasst. Sie sind die reale Verteilung von Möglichkeiten, die kulturellen Ziele in einer mit den Normen vereinbaren Weise zu erreichen. (vgl. Cohen 1968, S. 133)

Die reale, ungleiche Verteilung von bestimmten, für die Zielerreichung erforderlichen Ressourcen, die globale Verbindlichkeit kultureller Ziele (i.e. ökonomischer Erfolg) und die Definition erlaubter Wege zu diesem Erfolg (i.e. Normen) sind somit die Voraussetzungen von Anomie bei Merton. Doch unter welchen Bedingungen führen diese Elemente zu Anomie, und was ist das bei Merton genau?

«The first thing to note about the sociological concept of anomie is that it is sociological. Anomie refers to a property of a social system, not to the state of mind of this or that individual within the system. It refers to a breakdown of social standards governing behavior and so also signifies little social cohesion.»¹²⁰ (Merton 1964, p. 227)

Zuerst ist festzuhalten, dass Ziele und Normen in keiner festen Beziehung zueinander stehen. In meritokratischen, offenen Gesellschaften wird der materielle Erfolg hoch bewertet; dabei sind deutliche Unterschiede zu erkennen, inwiefern das normgemässe Erreichen dieser Ziele Einfluss auf das Prestige des Erfolgreichen hat.¹²¹

Es ist für das Verständnis von Mertons Ansatz wichtig zu erkennen, dass er in der Entwicklung seines Anomie-Verständnisses mehr oder weniger implizit von der realen, ökonomisch florierende US-Gesellschaft der Nachkriegszeit mit der ihr innewohnenden Betonung des individuellen materiellen Erfolges ausgeht. Merton betont die Bedeutung dieser paradigmatischen Zielfixierung für das Auftreten von Anomie. Mit der starken Gewichtung der Ziele geht zum einen eine Erosion der Verbindlichkeit von Normen einher, zum anderen erhöht sie die Spannung auf jenen Positionen, die nicht genügend Ressourcen zur Zielerreichung aufweisen. Diese Spannung kann als "relative Deprivation" bezeichnet werden: Die

¹²⁰ In dieser Definition nimmt Merton offensichtlich Bezug auf Durkheims Konzept.

¹²¹ So hatten etwa die "robber barons" der USA Ende des 19. Jahrhunderts ihre industriellen Imperien mit nicht immer legalen Mitteln aufgebaut, was ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung kaum schadete. Anders auf den Philippinen: Estrada bereicherte sich, wie so manche Potentate der dritten Welt, schamlos am Volksvermögen, hatte aber "Pech", dass dieses Volk im Vergleich zu Marcos' Zeiten an Mündigkeit zugelegt hat.

Erwartungen – abgeleitet von den gesellschaftlichen Zielvorstellungen – decken sich nicht mit dem real Erreichbaren. "Relativ" ist diese Deprivation insofern, als sie im Vergleich zu gewissen kulturellen Standards oder den tatsächlichen Verhältnissen einer Bezugsgruppe zu Stande kommt (vgl. Williams, 1975), also kein absoluter Status bezeichnet werden kann, der als depriviert gilt. Merton selbst bezeichnet in einem späteren Beitrag sein Verständnis von Anomie als «anomie of deprivation» (Merton, 1964: p. 219), wobei er füglich den Begriff "relative" vermeidet.¹²²

Was ist nun bei Merton konkret "Anomie"? Ist es die relative Deprivation? Ist es die abnehmende Verbindlichkeit der Normen im Zuge der Überbetonung der Ziele und der tatsächlichen Normübertretungen, welche die Erosion verstärken? Ist es das Übertreten der Normen selber, wäre Anomie also mit "deviantem Verhalten" gleichzusetzen? Und auf welcher Ebene ist Mertons Vorstellung von Anomie anzusiedeln, bei den betroffenen Individuen, oder ist sie Eigenschaft der Struktur?

Wie oben angeführt, spricht Merton selbst von "anomie of deprivation". Diese Ziel-Mittel-Spannung mag eine wichtige Voraussetzung für Anomie sein, doch ist sie nicht mit dieser gleichzusetzen:

«The culture may be such as to lead individuals to center their emotional convictions upon the complex of culturally acclaimed ends, with far less emotional support for prescribed methods of reaching out for these ends. With such differential emphasis upon goals and institutional procedures, the latter may be so vitiated by the stress on goals as to have the behavior of many individuals limited only by considerations of technical expediency. In this context, the sole significant question becomes: Which of the available procedures is most efficient in netting the culturally approved value. The technically most effective procedure, whether culturally legitimate or not, becomes typically preferred to institutionally prescribed conduct. As this process of attenuation continues, the society becomes unstable, and there develops what Durkheim called "anomie" (or normlessness).» (Merton, 1957: p. 134 f.)

In dieser frühen Formulierung definiert er Anomie – ganz in der Tradition Durkheims – als Normlosigkeit. Deren Ursache sieht er in der angesprochenen paradigmatische Zielfixierung.

In einem späteren Beitrag erweitert und verdeutlicht er diese Definition:

¹²² Merton geht ja von einer gesellschaftsweiten Verbindlichkeit der Ziele und Normen aus. Das ist jedoch ein idealtypisches Konstrukt; in der Realität sind subkulturelle Differenzierungen von grosser Bedeutung. Wer sich im Umfeld der Hochfinanz bewegt und seine signifikanten Andern in diesem Kreis findet, dürfte mit einem Jahresgehalt von 150'000 Franken ohne grosse Boni relativ depriviert sein.

«Yet we know, that in this same society that proclaims the right, and even the duty, of lofty aspirations for all, men do not have equal access to the opportunity-structure. Social origins do variously facilitate or hamper access to the forms of success represented by wealth or recognition of substantial power. Confronted with this contradiction in experience, appreciable numbers of people become estranged from a society that promises them in principle what they are denied in reality. And this withdrawal of allegiance from one or another part of prevailing social standards is what we mean, in the end, by anomie.» (Merton, 1964: p. 218)

Mit dem Einbezug der "opportunity-structure" zeichnet er ein differenzierteres Bild. Bei strukturell ungleich verteilten Ressourcen ist es auf den unterprivilegierten – relativ deprivierten – Positionen schwierig bis unmöglich, die Ziele innerhalb der Normen zu erreichen. Da metakulturell dem Erreichen der Ziele ein starkes Gewicht beigemessen wird, ist der Druck gross, die Normen zu missachten. Deren Verbindlichkeit geht zurück. Tendenziell steigt die Normlosigkeit in der Gesellschaft. Die Alternative – Aufgabe der Ziele – ist in Mertons Definition entsprechend seiner Typologie berücksichtigt, spielt in seinen Überlegungen jedoch nur eine untergeordnete Rolle.

So erweist sich Mertons Verständnis von Anomie als jenem von Durkheim sehr ähnlich. Die Ursachen und Rahmenbedingungen sind nicht dieselben, doch im Kern der Sache meinen sie dasselbe: Anomie ist Normenzerfall.

Tabelle 10.2b: Anomiekonzeptionen bei Durkheim und Merton

	Durkheim	Merton
Kerndefinition von Anomie	Normenzerfall	Normenzerfall bzw. Verbindlichkeitsreduktion
Theorie konzipiert im Hinblick auf ...	Erklärung einer gewissen Form von Suizid	Erklärung von abweichendem Verhalten generell
Auftreten von Anomie	bei Wandel	bei paradigmatischer Betonung der Zielerreichung
Verbreitung innerhalb der Gesellschaft	global	lokal
Dauer	temporär	bis zum Paradigmenwechsel
Folge bei den betroffenen Individuen	Orientierungslosigkeit	Orientierungskonflikt, abweichendes Verhalten
Natur des Menschen	Definiert, wichtig für die Zieldefinition bei Anomie	Nicht definiert, unwichtig

Nun ist Durkheims Konzept von Anomie relativ einfach, logisch stringent, aber der Komplexität der Realität kaum angemessen. Mertons differenzierterer Ansatz weist hingegen einige konzeptuelle Unklarheiten auf: So wurde ihm bereits von Cohen (vgl. Clinard, 1964: p. 31) vorgeworfen, sein Konzept sei zwar systemisch gedacht, aber atomistisch konzipiert. Diese Kritik bezieht sich in erster Linie auf Mertons Typologie möglicher Adaptionen. Tatsächlich wird

der Eindruck erweckt, als ob ein Individuum quasi autonom darüber "entscheiden" könne, welche Form der Anpassung es denn wähle.¹²³

Vor allem aber stellt sich die Frage, ob Anomie bei Merton tatsächlich – wie von ihm behauptet – eine Eigenschaft des Systems ist oder ob es bei ihm nicht schlicht anomische Individuen gibt, die induktiv zur Systemanomie aufaddiert werden.

Bei Durkheim ist der Fall zumindest theoretisch klar: Bei sozialem Wandel zerfallen die Normen.¹²⁴ Bei Merton weniger, führt er doch mit den Adaptionskategorien des Individuums an die Ziel-Mittel-Spannung ein potenziell atomistisches Element ein. Und doch ist Mertons Anspruch gerechtfertigt, dass Anomie eine Eigenschaft des sozialen Systems ist: Diese Ziel-Mittel- bzw. Deprivationsspannung ist eben nicht mit Anomie gleichzusetzen; erst die Reaktion darauf – unter den spezifischen Rahmenbedingungen einer erfolgsorientierten Gesellschaft – lassen im System Anomie aufkommen. Mit der in dieser Arbeit skizzierten Vorstellung von Struktur soll das nochmals verdeutlicht werden:

Merton unterscheidet zwischen:

- global verbindlichen Zielen, Teil der "kulturellen Struktur"
- den erlaubten Mitteln und Wegen, diese Ziele zu erreichen – Normen, ebenfalls Teil der kulturellen Struktur;
- den ungleich verteilten Gelegenheiten und Chancen, diese Ziele auch tatsächlich innerhalb der Normen zu erreichen – die Positionen in der Sozialstruktur mit den differentiell zugänglichen Ressourcen.

Wenn nun, wie im ersten Teil dieser Arbeit skizziert, die "Norm" nicht exklusiv der kulturellen Sphäre zugeschlagen, sondern als Bindeglied zwischen Kultur und (Sozial-) Struktur betrachtet wird, das analytisch Element beider Bereiche ist, lässt sich Mertons Gedankengang einfacher nachvollziehen.

Zur Erinnerung: Der kulturelle Aspekt von Norm ist in deren Ableitung von Werten begründet. Aus dieser Verankerung in den geteilten Werten einer Gesellschaft beziehen sie auch ihre Legitimation – oder besser: ihre Verbindlichkeit. Der strukturelle Aspekt von Norm liegt in deren Funktion als Verhaltensvorschrift durch Erwartungshaltung begründet. Diese Vorschriften sind an Rollen und definierte Situationen gebunden, vom realen, hier und jetzt handelnden Individuum unabhängig, von Dauer – eben strukturell.

¹²³ Merton bestritt nicht, dass dieser Eindruck in seiner ersten Fassung von "Social Structure and Anomie" entstehen konnte, er habe aber später seinen interaktionistischen Standpunkt verdeutlicht, bei dem es sich – vereinfacht formuliert – um eine Feedback-Wirkung von (erfolgreichem) abweichendem Verhalten auf Anomie handelt (vermehrte Normübertretung beschleunigt den Normzerfall auf Ebene des Systems), was vermehrtes abweichendes Verhalten nach sich zieht.

¹²⁴ Ob das in der Realität so absolut gilt, ist eine andere Frage.

Normen sind die Bausteine im normativen Feld der Interaktion von Akteuren (vgl. Heintz' Strukturdefinition, 1968: S. 280). Das "Wesen der Struktur" ist die Erwartungssicherheit. Anomie bedeutet den Verlust dieser Sicherheit durch Normenzerfall. Dieser Erosion kann sowohl von der kulturellen wie der strukturellen Seite von Norm einsetzen. In der kulturellen Sphäre ist es die Delegitimation durch den Wandel des Leitwertes bzw. das Aufkommen konkurrierender Werte. Auf der strukturellen Seite braucht die Norm Bestätigung durch Umsetzung: Erwartungshaltungen wollen durch Entsprechung dieser Erwartung im realen Handeln auch bestätigt werden. Ist dem nicht so, wird die Erwartungshaltung zur Erwartungsunsicherheit.

Was kann nun dazu führen, dass Normen (Erwartungshaltungen) trotz bestehender Legitimation nicht eingehalten werden? Ein Grund ist in strukturellen Zwängen zu suchen. Wo es die zur Verfügung stehenden Ressourcen nicht erlauben bzw. erschweren, der Erwartungshaltung gerecht zu werden, muss die Norm übertreten werden. Diese Erosion der Norm wirkt früher oder später auch auf den dahinter liegenden Wert zurück – das Phänomen des "cultural lag".

Betrachten wir nun Mertons Vorstellung von Anomie: Mit der starken Betonung der Ziele in einer erfolgsorientierten Gesellschaft erwächst den Leitwerten der gültigen Normen eine Konkurrenz. Dieser Metawert – "Erfolg ist das Mass aller Dinge" – reduziert die Legitimationskraft aller anderen Werte, die weniger stark gewichtet werden, sofern diese Werte nicht vereinbar sind. In der strukturellen Sphäre erlaubt es die ungleiche Verteilung der Ressourcen und Möglichkeiten nicht allen, diese Ziele innerhalb der Normen zu erreichen. Diese werden übertreten; die nicht gelebten Normen zerfallen.¹²⁵ Diese beiden Prozesse – *Delegitimierung* und *Destrukturierung* – laufen nicht unabhängig voneinander ab, sondern verstärken sich gegenseitig.¹²⁶

Damit soll verdeutlicht werden, dass Mertons Anomiekonzept in letzter Konsequenz tatsächlich mit Durkheims Vorstellung eines Normenzerfalls übereinstimmt und damit auch auf der Systemebene anzusiedeln ist.

Wie sind aber die Reaktionen der Individuen gemäss der Adaptionstypologie einzuordnen? Es

¹²⁵ Ist natürlich idealtypisch formuliert.

¹²⁶ So beide Vorzeichen gleich sind. Vorstellbar ist eine Delegitimierung, der keine Destrukturierung gegenüber steht, da etwa keine knappen Ressourcen für die Erfüllung der (schwächer legitimierten) Norm eingesetzt werden müssen. Im Beispiel Mertons also die hypothetische Vorstellung, dass auch bei starker Gewichtung der Ziele dank egalitärer Verteilung der Ressourcen und Möglichkeiten prinzipiell alle die Chance haben, die Ziele innerhalb der Normen zu erreichen. Oder invers eine Destrukturierung, der keine Delegitimierung gegenüber steht, da der Leitwert tief verankert ist. Wieder am Beispiel Mertons: Auch ohne besondere Gewichtung der Ziele würde es zu Normübertretungen kommen, da bei gegebener ungleicher Verteilung der Ressourcen und Möglichkeiten eine Teilpopulation von relativer Deprivation betroffen ist, auch wenn diese – infolge der weniger starken Gewichtung der Zielerreichung – geringer ausfällt. In beiden Fällen ist das Ausmass von Anomie geringer als bei sich verstärkenden Prozessen.

wird der Anschein erweckt, als ob jedes einzelne von relativer Deprivation betroffene Individuum jeweils autonom darüber "entscheidet", wie es reagieren soll. Wobei die statistische Wahrscheinlichkeit der Wahl der Adaptionsform mit der Wichtigkeit des Metawerts "Zielerreichung" in der jeweiligen Gesellschaft korreliert. In der Tat ist in Mertons Arbeit ausser dieser systemischen Einschränkung nichts erkennbar, das die Entscheidungsfindung des Individuums beeinflussen würde. Und da es Merton um die Erklärung von abweichendem Verhalten geht, wobei die Anomietheorie bloss ein "Mittel zum Zweck" ist, ergibt sich daraus eine eher unbefriedigende Situation: Mit seinem Ansatz kann nicht erklärt werden, weshalb denn einige von struktureller Spannung Betroffene den Weg der Innovation wählen, der grössere Teil aber eine ritualistische Reaktion zeigt oder aber Frustrationstoleranz an den Tag legt (auf künftige Mobilität vertraut und Deprivationsspannung Spannung sein lässt).¹²⁷

So mag sein Ansatz im Vergleich verschiedener Gesellschaftstypen durchaus von Nutzen sein; für absolute Aussagen sind jedoch theoretische Ergänzungen notwendig, die etwa von Cohen mit den "delinquenten Subkulturen" oder mit kontrolltheoretischen Ansätzen wie bei Ross auch geleistet wurden.

Wie steht es nun um die anomischen Individuen? Welche Individuen sind in einer zu einem gewissen Grad anomischen Gesellschaft von Anomia¹²⁸ betroffen? Und wie verhält es sich mit dem Verhältnis anomisches System – anomisches Individuum?

Für gewöhnlich wird in Umfragen Anomia – zumeist mit Abwandlungen der Fragebatterie von Srole – erhoben, daraus ein Anomiaindex erstellt und die Ergebnisse schliesslich als Projektion der Systemanomie interpretiert. Dieses Vorgehen empfiehlt auch Merton:

«[...] measures of anomia for individuals in a particular social unit (neighborhood, clubs, gangs, formal organization and the like) can of course be aggregated to find out the rate or proportion having a designated degree of anomia. This aggregated figure would then constitute an index of anomie for the given social unit.» (Merton, 1964: p. 229)

Natürlich setzt Merton die aufaddierten Anomia-Fälle nicht mit Anomie gleich, sondern verwendet sie als Indikator für Anomie. Doch wer genau ist in einer anomischen Gesellschaft von Anomia betroffen? Dazu ist bei Merton keine befriedigende Antwort zu finden. Sind es alle relativ Deprivierten? Bloss die Innovativen? Die Resignierten? Grundsätzlich alle Gesellschaftsmitglieder?

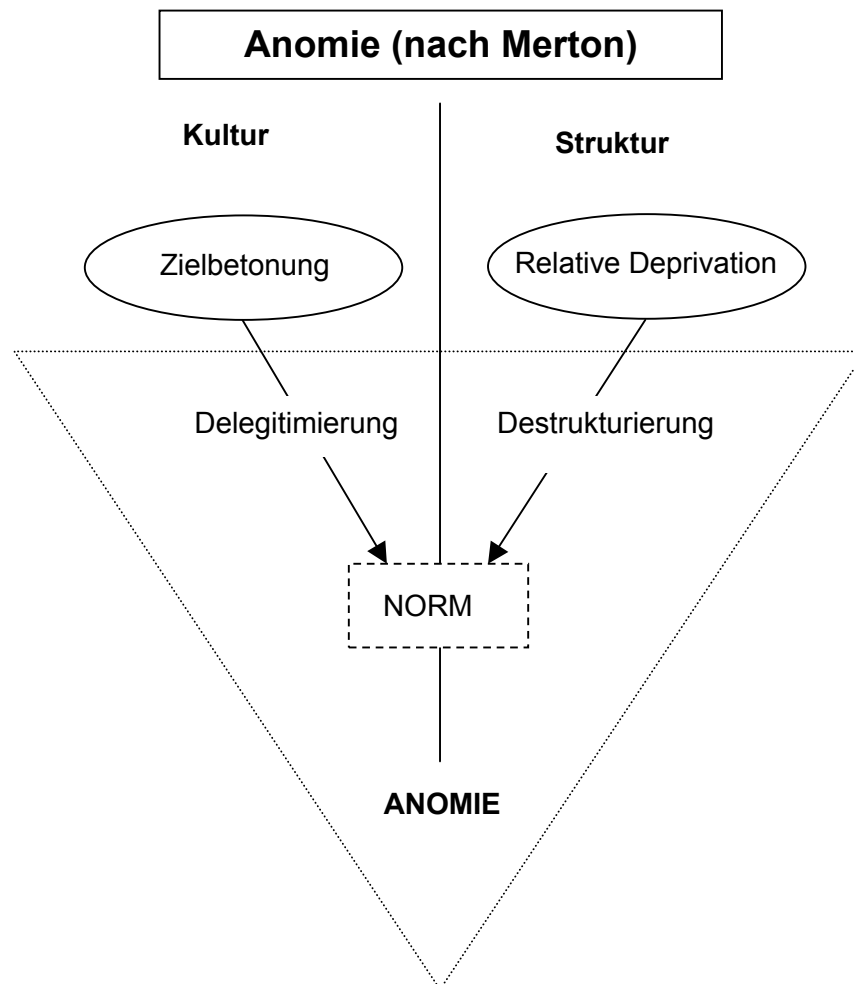
Nochmals zur Verdeutlichung: Mertons Adaptionsformen sind keine Anpassung an Anomie,

¹²⁷ Der Faktor Zeit spielt in Mertons Überlegungen keine Rolle; entsprechend lässt er Potenziale ausser Acht.

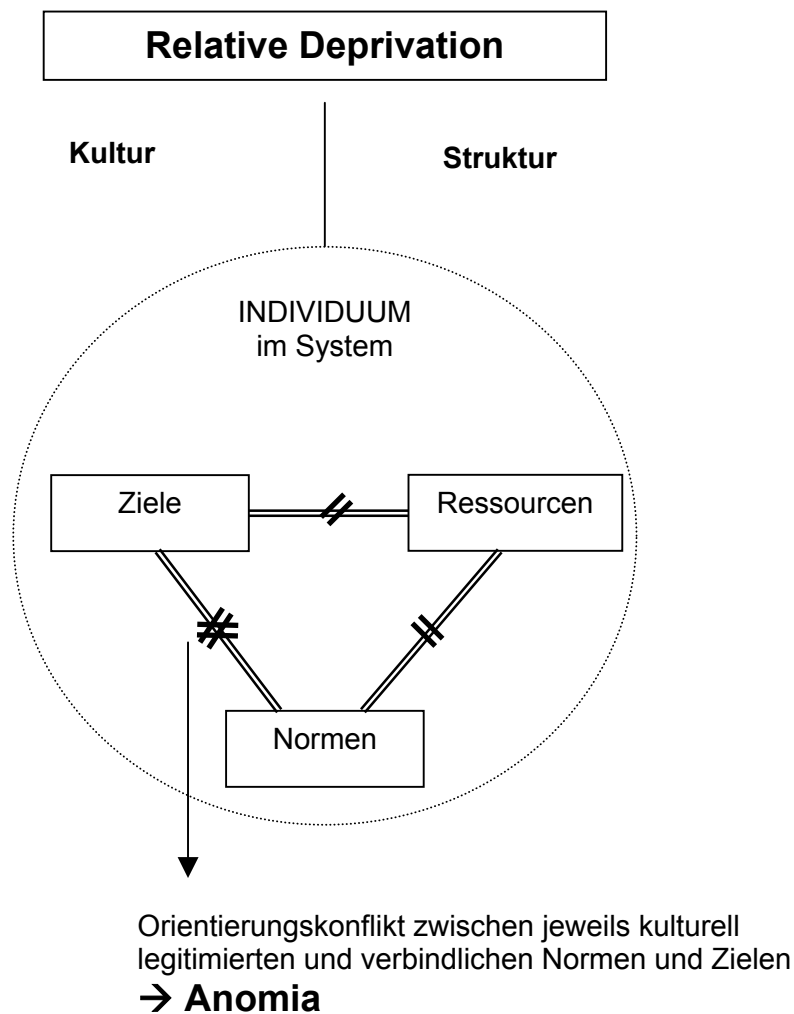
¹²⁸ Um einen Begriff zu übernehmen, der nach Srole und Merton den anomischen Zustand des Individuums kennzeichnet.

sondern an relative Deprivation, was nicht dasselbe ist. Im Verbund mit der starken Zielfixierung kann relative Deprivation Anomie zur Folge haben. Anfällig für Anomia sind die betroffenen Positionen selbst.

Grafik 10.2c: Anomie nach Merton



Grafik 10.2d: Relative Deprivation



Diesen Modellen gemäss ist Anomia nicht direkt abhängig von Anomie, ihr aber kausaltheoretisch auch nicht vorgelagert, sondern steht in einem interdependenten Verhältnis zu ihr – was nicht gegen die Verwendung von Anomia als Index für Anomie spricht. Bei relativer Deprivation auf einer Position gerät das Individuum in einen Orientierungskonflikt zwischen jeweils kulturell legitimierten, internalisierten Normen und Zielen, die es mangels adäquater Ressourcen nicht vereinbaren kann.

Dieser Orientierungskonflikt konstituiert beim Individuum Anomia – im Sinne einer generellen Verunsicherung im Bezug auf die Gesellschaft, wird diese doch insofern als "ungeordnet" erlebt, als dass sie Ziele stellt, aber nicht genügend oder falsche Mittel, um diese innerhalb der Normen zu erreichen. Diesen Orientierungskonflikt muss es, zumindest fallweise, lösen. Entweder durch Aufgabe der Ziele, der Normen, oder der Rückweisung beider. Aufgrund der starken Betonung der Zielerreichung in meritokratischen Gesellschaftssystemen wird die Missachtung der Normen tendenziell häufiger sein.

Dieser Metawert ist auch ein Faktor, der Anomie auf der Ebene der Gesellschaft induziert. Der

andere ist die negative Rückwirkung auf die Verbindlichkeit der Normen durch die Normübertretung von Individuen auf relativ deprivierten Positionen.

Da Anomia, im Gegensatz zu Anomie, ein individueller Zustand ist, darf der psychologische Aspekt nicht ausgeklammert werden. Anomia wird wohl qua relativer Deprivation systemisch induziert, doch längst nicht jedes Individuum auf einer relativ deprivierten Position weist in Untersuchungen Anomia auf. Sei es, weil das Unvermögen der Vereinbarung von Zielen und Normen nicht externalisiert, sondern eigenem Verschulden zugeschrieben wird, sei es, weil die relative Deprivation als bloss vorübergehend erlebt wird, sei es, weil die Referenzgruppe sich genügend stark subkulturell differenziert hat und man innerhalb jenes Ziel- und Normensystems auf einer durchaus ausgeglichenen Position ist.

Diese und andere Gründe "fehlender" Anomia mögen insbesondere im Hinblick auf die Folgen von Anomie und Anomia von entscheidender Bedeutung sein; hier interessiert jedoch in erster Linie, ob strukturelle Spannungen *überhaupt* in Anomia umgesetzt werden bzw. Anomie bewirken.

Welche Folge hat nun die Adaption – gemäss der Mertonschen Typologie – an die relative Deprivation? Löst sie diese? Vermindert sie die Anomia?

Nun, in der Ausgangssituation steht das Individuum bekanntlich vor dem Problem, dass in seiner Position nicht die notwendigen Ressourcen zur Verfügung stehen, um die Ziele innerhalb gültiger Normen zu erreichen. Dieses Dilemma reduziert sich grundsätzlich auf einen Orientierungskonflikt.¹²⁹ Endgültig gelöst werden kann dieser nicht – mit Ausnahme einer erfolgreichen "Rebellion", also der Einführung eines neuen Normen- und Ziele-Systems. In allen anderen Fällen bleibt aber die prinzipielle Legitimitätsanspruch der Kultur bestehen, womit eigentlich keine Reduktion der Anomia zu erwarten ist.

Der Schlüssel zum Verständnis liegt im Umstand, dass die Adaption – in welcher Form auch immer – kein einmaliger, endgültiger Schritt ist. Niemand, der "innovativ deviant" ist, missachtet überall und immer gesellschaftliche Normen, die mit seinen persönlichen Zielen nicht in Einklang stehen. Vielmehr sind zahlreiche Adaptionen temporärer Natur; im Prinzip stellt sich vor jeder neuen Situation die Frage, wie denn nun zu handeln ist. D.h. die eigene Verhaltenssicherheit ist nicht wieder hergestellt. So wird denn die anomische Spannung beim Individuum durch Adaption nicht reduziert. Es adaptiert an relative Deprivation, weil schlicht keine andere Möglichkeit besteht. Ihm steht zwar die Möglichkeit offen, nicht zu handeln, damit ist jedoch auch ein Statement verbunden – im Bezug auf die Adaptionstypologie meist im Sinne des Ritualismus.

¹²⁹ Insofern keine Möglichkeit besteht, dass die notwendigen Ressourcen doch noch zugeführt werden – bei Mobilitätserwartung dürfte demnach eine gewisse Frustrationstoleranz gegeben sein.

Kurz: Die Adaption löst keine Spannung, sondern ist eine Entscheidungssituation ohne Stillstandsoption.

Bleibt zumindest noch ein Problem: Die paradigmatisch postulierte Zielfixierung in der Kultur. Wie angetönt, bezieht sich Merton mehr oder weniger anekdotisch auf die US-Gesellschaft der Nachkriegszeit. Was natürlich bedeutet, dass seine These nicht unbesehen auf eine beliebige Gesellschaft übertragen werden kann.

Nun mag die Tendenz zur starken Gewichtung der Ziele (im Verhältnis zu den Normen) für liberale, meritokratische Gesellschaften eine plausible Annahme sein. Dennoch sind hier Vorbehalte zur Generalisierung anzubringen. Entlastend kann angeführt werden, dass auch ohne diese (Über-) Betonung der theoretischen Implikation gemäss Anomie auftreten wird, wenn auch in geringerem Masse. Zudem muss hier auf die bei Merton kaum erörterte Möglichkeit hingewiesen werden, wonach auch eine Vernachlässigung der Ziele auf der Ebene der Gesellschaft ein Orientierungsdefizit impliziert. Normen und Ziele sind ihrem Wesen nach ohnehin nicht immer klar zu trennen; sind beide kulturell legitimiert und weisen darüber hinaus einen gewissen Verbindlichkeitscharakter auf, sind also ein "Gesolltes".

Insofern wirken beide – in ihrer qua Sozialisation internalisierten Form – handlungsleitend, auch in der Annahme, dass andere Individuen sich an einem ähnlichen oder gleichen Muster orientieren. Werden nun kulturell verbindliche Ziele von Gesellschaftsmitgliedern vermehrt zurückgewiesen, hat dies Rückwirkungen auf ihren generellen Legitimitätsanspruch, was es den anderen, konformen Mitgliedern erschwert, sich daran zu orientieren.

Fazit

- Mertons Vorstellung von Anomie unterscheidet sich im Kern kaum von jener Durkheims: Anomie ist ein Zustand relativer Normlosigkeit in einem Gesellschaftssystem.
- Unterschiede sind in den Gründen für diesen Zustand auszumachen. Bei Durkheim sind sie im eigentlichen Normenzerfall zu finden, hervorgerufen durch raschen gesellschaftlichen Wandel. Merton sieht eine Abnahme der Verbindlichkeit der Normen, hervorgerufen durch eine starke Zielfixierung und die reale Übertretung der Normen, in Folge relativer Deprivation und der starken Gewichtung der Ziele.
- Anomie auf der Ebene des Individuums, also Anomia, ist nicht einfach eine Ableitung von Anomie. Anomie und Anomia beeinflussen sich gegenseitig, sind kausaltheoretisch nicht eindeutig in einen Wirkungszusammenhang zu bringen. Dabei ist es durchaus gerechtfertigt, Anomia als Indikator für Anomie zu instrumentalisieren – aber nur als genau das, nicht als direkte Messung von Anomie, d.h. Anomie ist nicht aufaddierte Anomia, Anomia ist keine abgeleitete Anomie.

- Anomia selbst bezeichnet beim Individuum einen Zustand mangelnder Orientierungssicherheit, hervorgerufen durch die Erosion zentraler Normen bzw. den Norm-Ziel-Konflikt bei relativer Deprivation. So oder so bietet die Struktur dem Individuum nicht das, was es von ihr erwartet: institutionalisierte Erwartungssicherheit und Komplexitätsreduktion – worauf es als "Mängelwesen" doch angewiesen wäre.

Entsprechend wird hier die These aufgestellt, dass kein fundamentaler Unterschied zwischen den bisweilen Orientierungs- und Deprivationsanomie genannten Konzepten existiert, zumindest auf der Ebene der Gesellschaft.

10.3 Anomia – ein eindeutiges Konzept?

Es ist allerdings diskussionswürdig, ob auf der Ebene der Anomia – also beim Individuum – zwischen den Ideen Mertons und Durkheims nicht doch eine erhebliche Differenz besteht: Macht es also einen Unterschied, ob das Individuum

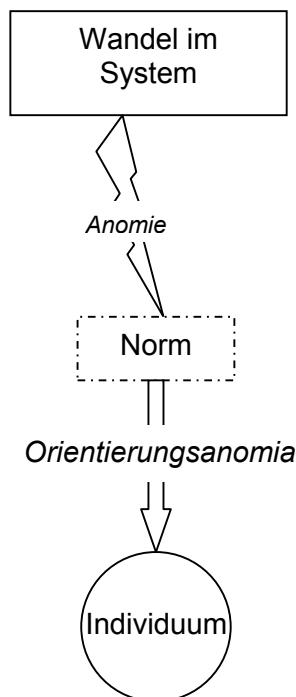
- a) aufgrund der Erosion von Normen die Erwartungs- und damit die Orientierungssicherheit in der Gesellschaft zunehmend einbüsst , oder
- b) aufgrund des Auseinanderklaffens von universellen Zielen bei gegebenen Normen und ungenügenden Mitteln in einen Orientierungskonflikt gerät?

Zur Beantwortung dieser Frage bezeichnen wir a) als Orientierungsanomia, b) als Deprivationsanomia.

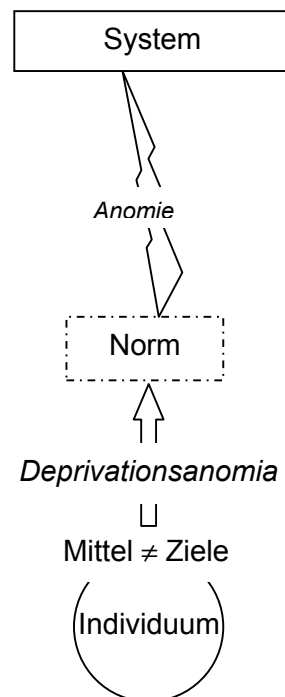
Oberflächlich betrachtet scheint sich folgendes Bild zu bieten:

Grafik 10.3a: Geläufige Interpretation von Anomia

Orientierungsanomia



Deprivationsanomia



Eine bisweilen etwas vernachlässigte "Randbedingung" von relativer Deprivation rückt diese in ein etwas anderes Licht: relative Deprivation ist nicht (nur) ein Zustand der betroffenen Position, sondern prinzipiell eine Eigenschaft des Systems: erst die ungleiche Verteilung in der Struktur bei gleichzeitiger globaler Verbindlichkeit der Normen und insbesondere der Betonung der Ziele schaffen das Phänomen "relative Deprivation".

Relative Deprivation ist also zuallererst eine Eigenschaft eines Systems, in dem Struktur und Kultur ein gewisses Mass an Desynchronisation aufweisen.¹³⁰ So gibt es nur in einem desynchronisierten System relativ deprivierte Positionen, deren Inhaber diese mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in Anomia umsetzen.

Egos Anomia ist aber Alters Anomie: «It is not one's private estrangement from the goals and rules laid down by society that constitutes anomie – that, as we have seen, is the individual attribute of anomia – but the visible estrangement from these goals and rules among the the others one confronts» (Merton, 1964: p. 234).

Kurz: Deprivationsanomia ist kein individuelles Problem, das sich zur Systemanomie aufaddieren lässt, sondern ein systeminduzierter Zustand, der Dritten als Anomie erscheint.

Doch versetzen wir uns zur Analyse der Orientierungsanomia in ein idealtypisches Individuum: Nehmen wir an, dass die Gesellschaft – etwa aufgrund eines abrupten Wandels in der kulturellen wie auch strukturellen Sphäre – ein hohes Mass an Anomie aufweist. Nun wird nicht jedes Individuum auf jeder Position bar jeder Orientierung sein.

Zumindest drei Faktoren scheinen hier das Mass an Orientierungssicherheit zu beeinflussen: Die erlebten Gesellschaftssegmente im eigenen Umfeld, die Position in der Struktur sowie die Komplexitätsreduktionskompetenz, wobei diese drei Faktoren nicht unabhängig voneinander sind. Wer das eigene Umfeld als einigermaßen geordnet erlebt, eine Position mit befriedigendem Zugang zu relevanten Ressourcen einnimmt und ein gewisses Mass an Wissen, Erfahrung sowie Selbstbewusstsein mitbringt, um Unsicherheiten zu bewältigen, wird mit geringerer Wahrscheinlichkeit von der "objektiven" Anomie betroffen sein.

Wer hingegen eine relativ tiefe Position einnimmt, lebt mit grösserer Wahrscheinlichkeit im Umfeld eines Gesellschaftssegmentes, das von Anomie mangels Verankerung in den Institutionen stärker betroffen ist und dessen Positionsinhaber der gestiegenen Komplexität aufgrund geringerer Bildung ratloser gegenüberstehen. Somit werden tiefere Positionen stärker von Orientierungsanomie betroffen sein – jene tiefen Positionen, die sich im allgemeinen auch mit relativer Deprivation konfrontiert sehen.

So mögen "Orientierungsanomia" und "Deprivationsanomia" theoretisch gesehen einige Unterschiede aufweisen, dürften aber analytisch nicht zu separieren sein. Diese beiden Konzepte wurden in der empirischen Forschung ohnehin kaum je getrennt untersucht.¹³¹

¹³⁰ "Synchrone" Systeme mögen aus unserer Warte nicht sonderlich erstrebenswert sein, wären sie doch durch klassenspezifische Zielsetzungen (Kastensystem mit kulturell geschlossenen Schichten) bzw. Normkodizes (Feudalismus ohne Rechtsgleichheit) oder zentral gesteuerte, "gerechte" Allokation der Güter (Kommunismus) gekennzeichnet. Womit aber die Frage aufgeworfen wird, ob unsere westlichen, liberaldemokratisch-meritokratischen Gesellschaftssysteme latent anomisch sind.

¹³¹ Wo einmal der Versuch unternommen wurde, die beiden "Dimensionen" getrennt zu untersuchen, z.B. bei Hämmig (2000), kommt eine genuin eigene Operationalisierung zum Zuge, die m.E. nicht Anomia misst, sondern direkt subjektive relative Deprivation. Das heisst, es wurde erhoben, ob das Befragungssubjekt mit seinem jeweiligen Status zufrieden ist. Dabei handelt es sich allerdings

Der Operationalisierung von Anomie bzw. Anomia haften weitere Unsicherheiten an. Macht es einen Unterschied, ob das Individuum die Gesellschaft als ungeordnet erlebt oder ob es sich selbst davon betroffen fühlt? Liessen sich die Fragen so trennscharf stellen, würden mit ersterem Anomie, mit letzterem Anomia erhoben. Und gemäss dem bisher Dargelegten ist es durchaus vorstellbar, dass die Gesellschaft als anomisch erlebt wird, das Individuum sich davon aber nicht betroffen sieht, etwa aufgrund subkultureller Differenzierung.

Diese Differenzierung operativ umzusetzen, dürfte sich jedoch als schwierig erweisen. Bislang wurde diese Unterscheidung jedenfalls kaum erörtert, geschweige denn stringent umgesetzt.

Je nach Formulierung der Aussage, welche die Interviewten zustimmend bzw. ablehnend beantworten¹³², wird persönliche Betroffenheit oder eine allgemeine Einschätzung erhoben – oder es ist dem Interviewten überlassen, die Aussage zu interpretieren.¹³³

Fazit

Theoretisch gesehen ist Anomia ein Konzept mit zwei interdependenten Dimensionen: Orientierungsanomia und Deprivationsanomia: Ein System mit den strukturellen Voraussetzungen für Deprivationsanomia ist selbst anomisch; diese Anomie bewirkt Orientierungsanomia. Umgekehrt führen externe Ursachen von Anomie auf der Makroebene – Wandel in der kulturellen bzw. strukturellen Sphäre – zwangsläufig in bestimmten Segmenten des Systems auch zu Deprivation. In jedem Fall sind die am stärksten von Orientierungsanomia bzw. Deprivationsanomia betroffenen Positionen in denselben, statusniederen Lagen zu finden. Insofern ist eine analytische Unterscheidung von Orientierungsanomia und Deprivationsanomia kaum möglich.¹³⁴

weitgehend um ein Labeling-Problem: Die Variable ist in Hämmigs Modell eine sinnvolle Grösse, ob sie nun "relative Deprivation" oder "Deprivationsanomie" genannt wird.

¹³² Je nach Design steht auch ein "weder...noch" bzw. Abschwächungen der Ablehnung bzw. Bejahung mit "eher" zur Verfügung, was die Vergleichbarkeit der Daten nicht verbessert.

¹³³ Beispiele: «It is hard for me to tell what is right or wrong these days» (*Anomie in the Asia Pacific Region: The Australian Study*, Western/Lanyon, 1999).

«Today most of the people get worse and not better» (*Bulgaria in the Circle of Anomie*, Vladimirov et al, 1999).

«Each one sweeps the snow from his own doorstep and doesn't bother about the frost on his neighbor's roof.» (*Anomie Scales: Measuring Social Instability*, Li et al, 1999).

¹³⁴ Hingegen kann relative Deprivation selbst sehr wohl erhoben werden. Diese ist allerdings nicht mit Deprivationsanomia gleichzusetzen; ersteres ist das Gefühl, nicht das zu erhalten, was man eigentlich möchte, letzteres das Schwinden des Vertrauens in das Gesellschaftssystem aufgrund dieser Deprivation (im Unterschied etwa zur Selbstzuschreibung dieses Unvermögens oder der Frustrationstoleranz in Erwartung zukünftiger Bedürfniserfüllung.)

11. Strukturelle Spannungen und Anomie

Wie steht es nun im Lichte des bislang Dargelegten um das Verhältnis von struktureller Spannung und Anomie? Wenn Merton von Zielen spricht, die innerhalb der geltenden Normen mit den verfügbaren Mitteln nicht erreicht werden können, lässt sich das ebenso in der Terminologie der strukturellen Spannungen formulieren – als Marginalität des relativ tiefen Ranges:

Der tiefe Rang der Position korrespondiert mit einem beschränkten Zugang zu Machtmitteln, welche die Realisierung allgemein geteilter Ziele (Reichtum, sorgenfreies Leben) ermöglichen würden. Rangspannung entspricht auf der Ebene des Individuums somit relativer Deprivation. Auch auf der Ebene des Systems sind die beiden Ansätze weitgehend deckungsgleich: Mertons allgemein verbindliche Ziele und Normen bei ungleich verteilten Ressourcen entsprechen Heintz' partikularistisch zugänglichen Machtstatuslinien bei universalistisch zugänglichem Prestige. In einer umgangssprachlichen Metapher zusammengefasst: Die Plätze an der Sonne sind rar, aber alle wollen dorthin.

Statusinkonsistenz ist ein genuin eigener Spannungszustand in der Struktur. Gemäss Lenski und Heintz ist eine Position bei Statusinkonsistenz nicht gesättigt. Individuen auf diesen Positionen sind demnach einer Spannung ausgesetzt. Einer anomischen? Diese implizite Annahme liegt Heintz' und Hoffmann-Nowotnys Arbeiten zu den strukturellen Spannungen zu Grunde. Wohl mit einer gewissen Berechtigung: Gemäss dem vorgängig Dargelegten handelt es sich bei Anomia prinzipiell um einen Orientierungskonflikt. Bei Statusinkonsistenz befindet sich das Individuum auf einer instabilen Position, entweder mit einem Legitimationsdefizit oder -überschuss. Ist eine Aufwertung der Macht- bzw. Legitimationsstatuslinie auf das jeweils höhere Niveau nicht möglich, verharrt das Individuum in einem Zustand nicht unähnlich jenem der relativen Deprivation: Ein Ziel – Ausgleich der Statuslinien – kann nicht erreicht werden.

Nun ist aber mit der Besetzung einer relativ hohen Position auf einer Statuslinie ein Teilziel erreicht, d.h. die Spannung als solche ist geringer.¹³⁵ Zudem macht es für das Individuum sehr wohl einen Unterschied, auf welcher Statuslinie es denn einen relativ hohen bzw. relativ tiefen Rang einnimmt. So resultiert ein Legitimationsüberschuss im Sinne eines Berufsprestige/Einkommensdefizits bei hohem Bildungsabschluss mit einiger Plausibilität in einem Gefühl von Deprivation: Eine Stellung mit hohem Berufsprestige und/oder hohem Einkommen einzunehmen ist ein weitestgehend geteiltes Ziel in unserer Gesellschaft. Um so grösser muss die Enttäuschung für jene sein, die eigentlich qua hoher formaler Bildung für eine einträgliche Position legitimiert wären, diese aber nicht erreichen.

Beim inversen Fall ist ein Zustand ähnlich dem der Deprivation weniger evident. Wer bei relativ geringer Legitimation dennoch einen hohen Rang auf der Machtstatuslinie einnimmt, hat – in

¹³⁵ Analytisch wird die Interpretation der Folgen für das Individuum dadurch erschwert, dass mit der Statusinkonsistenz Rangspannung einhergeht – zumindest ein Status ist in dieser Konstellation zwangsläufig relativ tief.

einer meritokratischen Gesellschaft – zumindest das Hauptziel erreicht. Wohl mag die fehlende (Bildungs-) Legitimation nicht unproblematisch sein, insbesondere bei einer Rezession oder bei einem Jobwechsel, doch es "dennoch geschafft" zu haben, bringt Prestige eigener Ordnung mit sich, analog dem "American Dream" vom Aufstieg des Tellerwäschers zum Millionär. So ist auf der Ebene des Individuums Statusinkonsistenz im Sinne eines Legitimationsdefizits keine plausible Quelle von Anomia, da sie keine Deprivation bewirkt: Das Hauptziel "ökonomischer Erfolg" ist erreicht; Adaption nicht mehr notwendig. Zu beachten ist, dass ein tiefer Bildungsstatus bei tiefem Machtstatus sehr wohl einen eigenständigen Beitrag zu relativer Deprivation leistet, ist doch gerade Bildung eine jener Ressourcen, die zu ökonomischem Erfolg führen können. Wer es dennoch schafft, braucht sich jedoch darum nicht mehr sonderlich zu sorgen – vorbehaltlich grösserer Veränderungen im ökonomischen System.

Um Durkheims Vorstellung der Genese von Anomie in die Theorie der strukturellen Spannungen zu integrieren,¹³⁶ muss die Analyse der Struktur um die Dimension "Zeit" erweitert werden. Was verstand Durkheim unter "raschem Wandel"?¹³⁷ Er erwähnt raschen Wohlstand und plötzliche Depression, geht also von einem Wandel in der ökonomischen Sphäre aus. Im ersten Fall bricht die alte Ordnung zusammen, im zweiten müssen die Bedürfnisse den Gegebenheiten angepasst, die "moralische Erziehung neu vollzogen" werden. Was heisst das aus strukturtheoretischer Sicht?

Mit einem raschen ökonomischen Aufschwung nimmt im System die Zahl machthaltiger Güter rapide zu. Im Durchschnitt steigt damit der machtbegleitende Status. Da aber die Verteilung nicht gleichmässig ist, verschieben sich auch die Positionen relativ zueinander.¹³⁸ Dies und die erweiterten Handlungsmöglichkeiten durch mehr Wohlstand brechen die Normen und damit die eingespielten Rollenverhältnisse auf. Ob nun die Ziele der menschlichen Konstitution wegen tatsächlich ins Unermessliche wachsen, sei dahingestellt. Wichtig ist die plausible Destrukturierung bei raschem Wirtschaftswachstum. Ein ähnliches, inverses Szenario lässt sich bei einer plötzlichen ökonomischen Krise zeichnen.¹³⁹ Allgemein gesprochen bricht die soziale Struktur bei rapidem ökonomischem Wandel auf; neue Routinen müssen sich erst einspielen; im Sinne des "cultural lag" werden diese neuen Normen erst später in der kulturellen Sphäre legitimiert.

Wie verhält es sich bei kulturellem Wandel; bei der Verbreitung neuer Werte? Da Normen

¹³⁶ Wie angeführt ist wohl die Bedeutung von Anomie bei Merton und Durkheim dieselbe, doch deren Ursachen sind zu unterscheiden.

¹³⁷ Durkheim argumentierte nicht mit Begriffen wie "Struktur" und "Kultur"; seine Gedanken müssen aus moderner Perspektive interpretiert werden.

¹³⁸ Damit einher geht eine verstärkte Rangspannung jener Positionen, die nicht vom Aufschwung profitieren.

¹³⁹ Wobei hier mit stark zunehmender Rangspannung der besonders betroffenen Positionen zu rechnen ist.

Konkretisierungen allgemeiner Werte sind und damit als Bindeglied zwischen Kultur und Struktur fungieren, werden bestehende Normen bei raschem kulturellem Wandel delegitimiert; mit diesem Verlust der Verbindlichkeit werden sie in kürzester Zeit zerfallen. Beispiele dafür finden sich in den 90er Jahren mit dem Zerfall der kommunistischen Regimes zuhauf. Innert Wochen brachen ganze Gesellschaftssysteme auf; die liberalen Ideen des offensichtlich erfolgreicher Westens ersetzen die bestehenden Werte über Nacht, wenn auch nicht unwidersprochen und ohne Nachwehen. Die traditionellen Normen und Institutionen im Bereich von Arbeit, Staat, Kommunikation und anderen zerfielen in ähnlichem Rekordtempo. Wie alle Beteiligten schmerzlich erfahren mussten und müssen, ist der Aufbau einer neuen Struktur bedeutend langwieriger; die Gärten der "blühenden Landschaften" gedeihen nur zögerlich auf Schutt und Asche.

Dieser Bruch in der Struktur ist eine Quelle möglicher Orientierungsanomie. Eine weitere entspringt der beschriebenen Pluralisierung der Werte in der Kultur: «The point is not normlessness, the point is that they are not binding» (Galtung, 1995: p. 135). In zahlreichen Bereichen des Sozialsystems haben sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts akzeptierte Alternativen zu den hergebrachten Werten entwickelt, die heute nicht bloss Nischen besetzen, sondern Eingang in den Mainstream gefunden haben. An Stelle des linearen Nacheinanders von dominierenden Werten scheint heute das Nebeneinander möglicher Orientierungen getreten zu sein. So wird etwa die Idee der intakten Kernfamilie noch immer als Ideal tradiert, doch im Zuge der Individualisierung und Ökonomisierung der Lebensstile und Lebenslagen haben sich alternative Lebensformen etabliert, deren Legitimation im kulturellen Bereich nun mit der Schliessung des "cultural lag" nachgereicht wird.

Diese Ausweitung der generell akzeptierten Möglichkeiten der Lebensführung hat freilich ihren Preis: Möglichkeit der Wahl heisst für das Individuum auch Zwang zur Wahl; was früher fraglos gegeben war, wird heute zum Problem, dessen sich das Individuum bewusst annehmen muss.

Es sind somit zwei Ursachen für Anomie im Sinne Durkheims zu erkennen: Einerseits ein Bruch in der Struktur, entweder direkt durch einen raschen Wandel in der Struktur selbst oder indirekt durch einen raschen Wechsel in der kulturellen Sphäre. Andererseits eine Strukturentropie; entweder indirekt infolge der Pluralisierung dominanter Werte oder direkt durch zentrifugale Kräfte, die Positionen aus einem fixen Zusammenhang reissen – i.e. Individualisierung durch funktionale Differenzierung, Subjektivierung der Wahlmöglichkeiten und die erhöhte Distribution von ökonomischen und kulturtechnischen Ressourcen, die eine individuelle Gestaltung des Lebensweges erlauben.

So präsentiert sich folgendes Modell: Die Struktur besteht aus Positionen, die durch Rollen miteinander verbunden sind (Normen sind Erwartungen an typisches Handeln; interdependente Erwartungen an Teilaspekte von Positionen sind Rollen). Normen sind damit die Bausteine der

Struktur, die ihrerseits ihre Legitimation aus den geteilten Werten der Kultur beziehen. Institutionen sind funktionale Rollenzusammenhänge, die dauerhafte Lösungen für Handlungsfragen bereithalten und damit Normen stabilisieren, adaptieren oder generieren, indem sie Werte konkretisieren und intergenerationell sowie gruppenübergreifend verbreiten. Institutionen sind damit stabilisierenden und organisierenden Elemente der Struktur. Geordnet sind die Positionen primär nach Macht, bestimmt durch die Allokation von Gütern zu der Position und den Berufsstatus; i.e. die Verfügungsgewalt über Rollenaspekte andere Positionen; "Prestige" kennzeichnet in der Diktion Heintz' die legitimierende Funktion von Bildung.

Diese Struktur ist latenter Spannung ausgesetzt, da tiefe Positionen von einem Machtdefizit betroffen sind: In einer liberal-meritokratischen Gesellschaft sind Statusverbesserung und Nutzenmaximierung allgemein geteilte Ziele. Das "Ideal" eines guten Lebens bedingt die Akkumulation gewisser Güter und das Erreichen eines Berufsstatus, der ein gewisses Prestige mit sich bringt.¹⁴⁰

Die Struktur erodiert bei raschem Wandel – sei es bei schnellem Wechsel der vorherrschenden Werte, sei es bei sprunghaften Positionsveränderungen im grossen Stil bei rapidem Wirtschaftswachstum¹⁴¹ oder – was de facto wahrscheinlicher ist – unvermittelter ökonomischer Depression.

Eine andere Form von Erosion ist bei einer Pluralisierung der herrschenden Werte zu erwarten, wobei die Positionen auch direkt durch institutionalisierte Prozesse aus der festen Verankerung in der Struktur gelöst werden, i.e. Individualisierung.

¹⁴⁰ Bei uns etwa ausreichend Wohnraum, ein (möglichst neues) Auto, Auslandsurlaub, genügend Mittel, um an der Freizeitkultur partizipieren und Modetrends folgen zu können sowie ein "white collar"-Beruf. Zudem rückt immer mehr die Frage in den Mittelpunkt, ob man sich Kinder und den gewohnten Lebensstil gleichzeitig leisten kann.

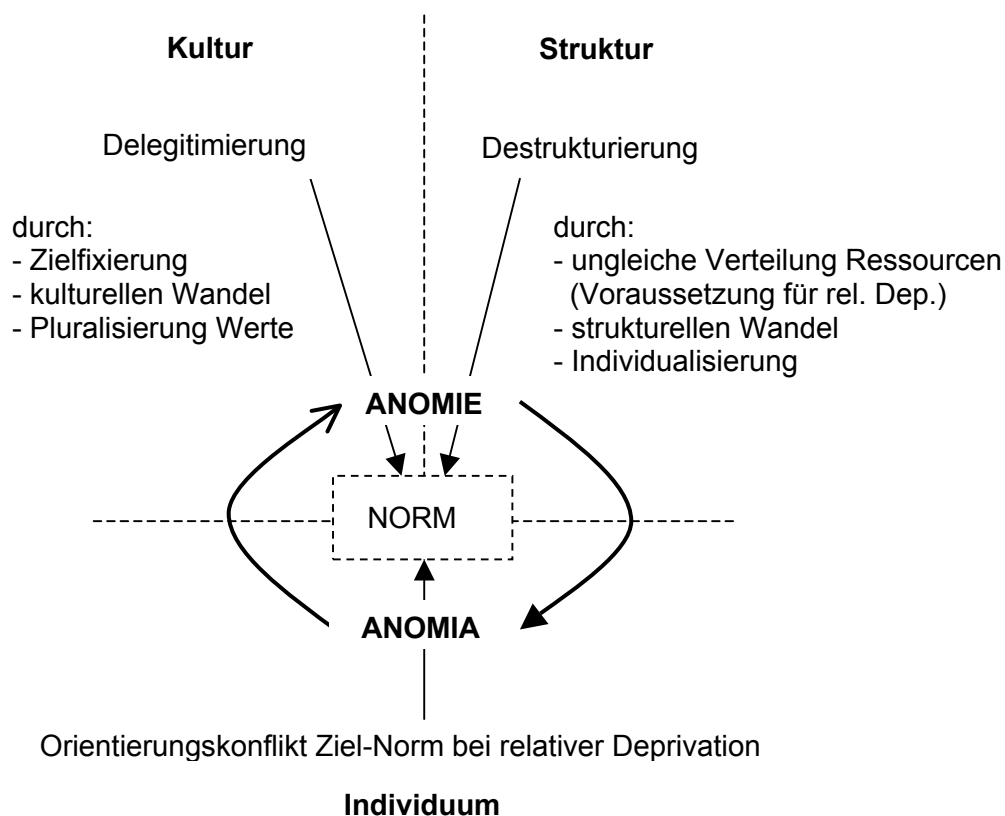
¹⁴¹ Es fällt realiter allerdings schwer, sich ein genügend schnelles Wirtschaftswachstum vorzustellen, das die Flexibilität der Struktur überfordern würde.

12. Das Modell

Dem ersten Teil dieser Arbeit lag die Leithypothese zu Grunde, dass strukturelle Spannungen zu anomischer Spannung führt. Gemessen wurde Anomia als Indikator für Anomie.

Unter Berücksichtigung der vorgängigen Analyse von Durkheims und Mertons Anomiekonzeptionen geht dieses Modell nun in einem wesentlich komplexeren Konstrukt auf.

Grafik 12a: Faktoren der Genese von Anomie/Anomia



Faktoren der Indifferenz gegenüber Anomie bzw. Abschwächung von Anomia

- subkulturelle Differenzierung (bei Wertepluralisierung)

- hohe Komplexitätsreduktionskompetenz (bei Individualisierung)

→ Die Wertepluralisierung mit entsprechender Vervielfältigung erstrebenswerter Ziele und deren Legitimierung in Segmenten der Kultur sowie die Individualisierung in Folge funktionaler Differenzierung der Struktur stellen auch das Konzept der relativen Deprivation in Frage. Wo sich das Individuum nicht an einheitlichen, verbindlichen Zielen orientieren muss, allenfalls ein Grundbestand an global legitimierten Normen allen Gesellschaftsmitgliedern gemeinsam ist und bei absolut gesehen hohem Niveau der ökonomischen Grundversorgung die funktionale

Differenzierung neue Möglichkeiten der autonomen Gestaltung eigener Lebensstile eröffnet, verliert die Modellierung mittels Mertons Adaptionstypologie an Validität.

Diesen Thesen ist ein gewisser Widerspruch zu der bislang aufrecht erhaltenen Behauptung inhärent, wonach Anomia als Indikator für Anomie gilt: Wenn die Wertepluralisierung und Individualisierung Anomie verstärken, indem sie zur Erosion hergebrachter Ziele und Normen beitragen – was stringent erscheint –, aber die Verbindlichkeit eben dieser Ziele und Normen auch verringern und damit subkulturelle Differenzierungen wie auch individuelle Gestaltungsmöglichkeiten des Lebensstils erlauben und zudem die relative Deprivation devalidieren, verringert sich gleichzeitig die Anzahl jener, die von Anomia betroffen sind.

Kurz: In einer pluralistischen, individualisierten Gesellschaft sind bei einem relativ hohem Grad an Anomie weniger Individuen von Anomia betroffen, diese aber in einer stärkeren Masse.

Oder noch kürzer: Viel Anomie, aber wenige kümmert's.

Nun ist diese Behauptung schwierig zu überprüfen, da ein eigentliches Mass für Anomie selbst fehlt. Vorschläge für eine Operationalisierung "objektiver" Anomie gibt es zur Genüge, doch keine überzeugt wirklich. Grössen wie Kriminalitätsrate, Urbanisierungsgrad, Arbeitslosigkeit, Teenager-Schwangerschaften, ethnische Diversität, geografische Mobilität, Suizidrate, Drogenmissbrauch und andere mehr mögen von Anomie zeugen oder vermittelnd auf ihren Grad einwirken; ihre Validität als Indikatoren muss aber bezweifelt werden. Zur Erinnerung: «In a word, the degree of anomie in a social system is indicated by the extent to which there is a lack of consensus on norms judged to be legitimate, with its attendant uncertainty and insecurity in social relation» (Merton, 1964: p. 227).

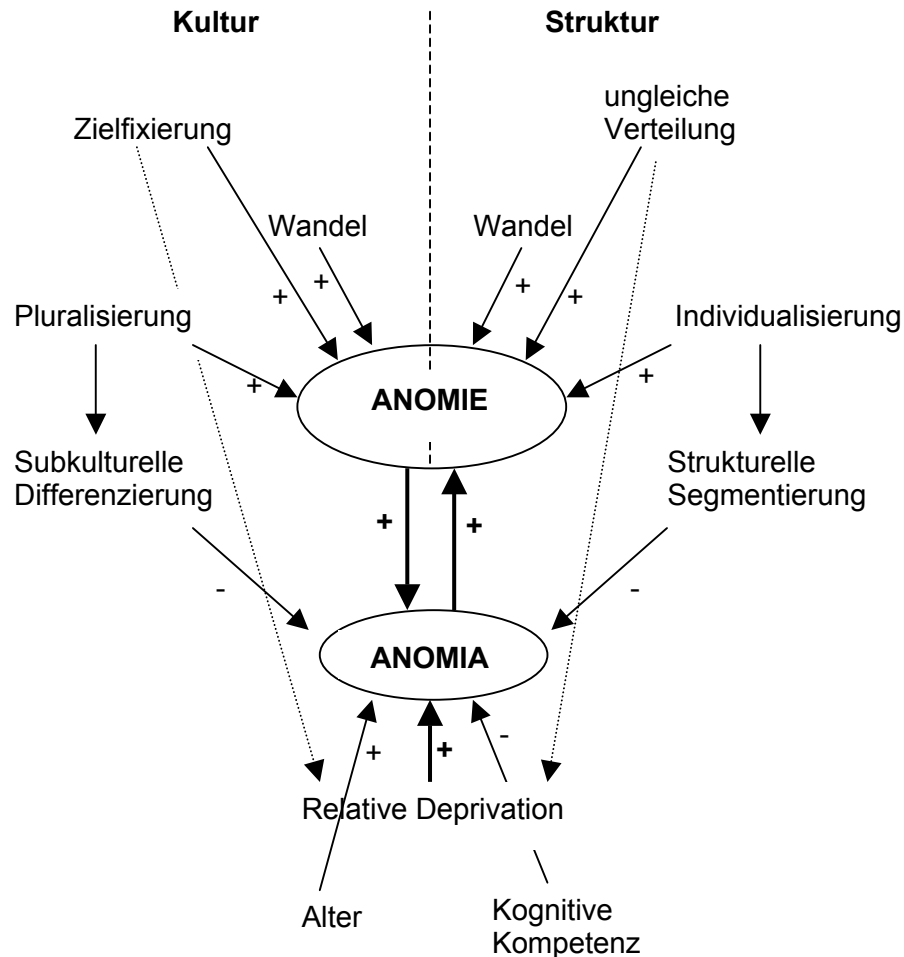
Die Verbindlichkeit von Normen zu messen, ist kaum möglich. Normübertretungen werden nur in spezifischen Fällen protokolliert: bei Verletzung des formalen Rechts (Kriminalitätsrate, Drogenmissbrauch), oder wenn sie Statusveränderungen betreffen, die ohnehin bürokratisch erfasst werden, mit den routinemässig erfassten Zusatzinformationen aber als "Abweichung" zu erkennen sind (Tod durch Suizid, Gebären im unmündigen Alter). Den internationalen Vergleich erschwert zudem das unterschiedliche Qualitätsniveau entsprechender Daten sowie die jeweils spezifische Ausgestaltung formalen Rechts. So liesse sich allenfalls in einer Zeitreihenanalyse ein Anomie-Index erstellen; für den transnationalen Vergleich ist die Validität nicht gewährleistet.

Augenscheinlich stellen sich ähnliche Probleme bei einem allfälligen Vergleich des Anomia-Niveaus. Nicht überall werden die gleichen Fragebatterien verwendet, wenn auch die meisten jener von Srole zumindest ähnlich sind. Interkulturelle Differenzen in der Bedeutung sozialer Konzepte erleichtern die Arbeit ebensowenig. Wer im individualistischen, liberalen Westen der Aussage "ich fühle mich oft allein" zustimmt, muss nicht zwingendermassen dasselbe meinen wie sein Gegenpart aus dem noch eher gruppenorientierten China, von eventuellen

semantischen, Übersetzungsbedingten Verständnisdifferenzen ganz abgesehen.

Die Operationalisierung des folgenden Modells ist damit mit einigen Problemen verbunden:

Grafik 12b: Modell der Genese von Anomie/Anomia



Um den unterstellten Zusammenhang zwischen Anomia und Anomie hier nochmals zu verdeutlichen: Anomie ist ein Zustand der Gesellschaft, der eine Abnahme der Verbindlichkeit von Normen (vereinfachend: "Normenzerfall" bzw. "Normlosigkeit") bezeichnet.

Anomia ist ein Zustand der Individuen, der einen Mangel an Orientierungssicherheit bezeichnet, hervorgerufen "deduktiv" durch den Normenzerfall (im Sinne Durkheims) und "induktiv" durch relative Deprivation (Orientierungskonflikt zwischen den tendenziell stärker gewichteten Zielen und den schwächer werdenden Normen, wobei eine Übertretung dieser Normen ihrerseits wieder auf den gesellschaftlichen Normenzerfall rückwirkt).

In Studien zur Anomie wird zumeist Anomia als Indikator für Anomie verwendet – die Anzahl von Anomia betroffener Individuen soll den Grad der Anomie in der Gesellschaft reflektieren. Hier wird die Behauptung aufgestellt, dass im Zuge der Individualisierung und Pluralisierung

dieser lineare Zusammenhang mit der tendenziellen Delegitimierung global verpflichtender Normen und Ziele aufgebrochen wird, also relative Deprivation weniger häufig in Anomia umgesetzt wird, was den tatsächlichen Grad der Anomie nicht reflektiert. Das heisst umgekehrt, dass jene Gesellschaftssegmente, die sich den traditionellen Normen und Zielen verpflichtet fühlen, relative Deprivation vergleichsweise stark in Anomia umsetzen bzw. den Grad gesellschaftlicher Anomie adäquater widerspiegeln.

Diese Segmente können in der Zürcher Untersuchung mittels der Wertetypologien isoliert werden.

13. Empirische Erweiterung unter Berücksichtigung der Werttypen

13.1 Thesen zur Werttypenabhängigkeit der Umsetzung von Spannung

In diesem Teil soll untersucht werden, ob die Umsetzung struktureller Spannungen in Anomia wie behauptet von der Werthaltung der befragten Individuen abhängig ist.

Die Dimensionen sind dabei nicht Materialismus-Postmaterialismus; die Argumentation folgt nicht der These des Wertewandels, sondern der Pluralisierung der Werte.

Ingleharts prominente Wertewandel-These wird von zahlreichen Autoren kritisch reflektiert, etwa von Klein (1987), der das eindimensionale Konzept des Wertewandels in Frage stellt. Klein vertritt die Meinung, dass Materialismus und Postmaterialismus zwei voneinander weitgehend unabhängige Wertbereiche sind. Bei Umfragen mit der Inglehart-Skala wird stets ein grosser, meist überwiegender Teil dem Mischbereich zugeordnet, so auch in einer Schweizer Umfrage 1988/89 (vgl. Aligisakis, 1991). Nach Ansicht Kleins ist dieser Mischbereich ein forschungstechnisches Artefakt, in dem sich, bei anderen Fragevorgaben, die wertesynthetisierenden Realisten und die werteeindifferenten Resignierten erkennen liessen.

Auch Herbert (1992), dessen Skala für die Zürcher Umfrage übernommen wurde, argumentiert ähnlich, wenn er betont, dass der weitgehend abgeschlossene einmalige Wertewandlungsschub Ende der 70er Jahre zu einer Pluralisierung und Offenheit von Bewusstseinslagen geführt hat. Auf dieser Grundlage könne sich nun weiterer gesellschaftlicher Wertewandel durchaus auch als neuartige Kombination von Werten und nicht bloss als Verschiebung in den bekannten Dimensionen (Konventionalismus und Selbstentfaltung) äussern.

Mittels nachfolgend kurz skizzierter Analyse isoliert Herbert ein dritte Dimension, die von den beiden ursprünglichen allerdings nicht völlig unabhängig ist. Hedonismus war bis anhin Teil der Selbstentfaltung, Materialismus Element des Konventionalismus. Erst in den vier von Herbert untersuchten Stichproben in den Jahren 1987 und 1988 hat sich dieser Faktor erstmals eigenständig herauskristallisiert, wenn auch weiterhin Konventionalismus und Selbstentfaltung die grundlegend voneinander unabhängigen Variablen bleiben.

Da Herberts Skala in der Umfrage verwendet wurde, liegt es nahe, seine Auswertungsmethode zu übernehmen. Er unterzog die Items zuerst einer Faktoranalyse; so wurden die schliesslich 16 Items¹⁴² auf drei Faktoren reduziert: Konventionalismus, Selbstentfaltung & Engagement, Hedonismus & Materialismus. Mit einer Clusteranalyse ordnete Herbert die Befragten den drei

¹⁴²Die Wertekomplexe Harmonie, Unversehrtheit, Kommunikativität und Autonomie schied er, mangels Diskriminierungskraft, aus. Die entsprechenden Items wurden in das Projekt *Das Fremde in der Schweiz* gar nicht erst aufgenommen.

z-standardisierten Werttypen zu und errechnete so fünf Werttypen: Konventionalisten (22.8%), Idealisten (20.1%), Hedonisten-Materialisten (13.1%), Realisten (32.1%), Resignierte (11.9%). Es wird sich weisen, ob in der Zürcher Untersuchung eine ähnliche Faktorenstruktur und eine adäquate Gruppenzuordnung festgestellt werden kann. In der Annahme, dass aus den multivariaten Berechnungen entsprechende Ergebnisse resultieren, werden folgende Thesen formuliert:

Immunität

Idealisten sind struktureller Spannung und Anomie gegenüber weitgehend immun und setzen diese folglich nicht oder nur unwesentlich in Anomia um.

Strukturgebundenheit

Konventionalisten sind struktureller Spannung und Anomie gegenüber am empfindlichsten und setzen diese am stärksten in Anomia um.

13.2 Faktoranalyse¹⁴³

Tabelle 13.2a: Mittelwerte und Standardabweichung der Wert-Items

Item	Mean	Stddev	Item	Mean	Stddev
Wertvo01	6.16	1.06	Wertvo09	4.83	1.61
Wertvo02	5.18	1.54	Wertvo10	2.05	1.30
Wertvo03	4.51	1.92	Wertvo11	3.08	1.49
Wertvo04	4.22	2.20	Wertvo12	2.28	1.15
Wertvo05	2.48	1.36	Wertvo13	1.67	0.87
Wertvo06	3.08	1.60	Wertvo14	2.33	1.19
Wertvo07	3.34	1.50	Wertvo15	2.30	1.25
Wertvo08	4.18	1.57	Wertvo16	3.88	1.75

Die Items 01 ("Das tun, was die anderen machen") und 13 ("Phantasie und Kreativität entwickeln") sind jeweils nahe an den Extremwerten der Skala und weisen zudem die kleinste Streuung auf. Tatsächlich wählten bei Item 01 81.1% und Item 13 gar 87.2% der Befragten die Antwortkategorien 6 und 7 respektive 1 und 2. Nach Herberts impliziten Kriterien wird hier das Kriterium der Nicht-Konsensualität verletzt.¹⁴⁴ Diese Werte sind also für sich genommen wichtig bzw. unwichtig, vermögen aber die Unterschiede zwischen den Individuen nicht aufzuzeigen und tragen nicht dazu bei, die Befragten in Gruppen einzuteilen.

Ohne diese beiden Items gestaltet sich die Faktoranalyse wie folgt:

Tabelle 13.2b: Ausschnitt aus der Faktoranalyse

FACTOR	EIGENVALUE	PCT OF VAR	CUM PCT
1	3.41208	24.4%	24.4%
2	1.80735	12.9%	37.3%
3	1.61688	11.5%	48.8%
4	1.24068	8.9%	57.7%
5	0.95676	6.8%	64.5%
usw.			

KMO: .775 (Variablenauswahl eignet sich somit ziemlich gut für Faktoranalyse)

Bartlett Test Signifikanz: .00000

¹⁴³ In der Zürcher Umfrage wurde Herberts Wertskala mit sechzehn Items verwendet. Seine eigene Untersuchung umfasste ursprünglich sieben zusätzliche Aussagen (z.B. "Einen Partner haben, dem man vertrauen kann", "Gesundheitsbewusst leben"). Aufgrund ihrer hohen Konsensualität und folglich mangelnder Diskriminierungskraft nahm er sie nicht in die Faktoranalyse auf. So erreichte etwa das Item "Partner vertrauen können" einen Mittelwert von 6.5, das Item "Gesundheitsbewusst" brachte es auf einen Mittelwert von 5.65, wobei ein hoher Wert mit einer starken Zustimmung korrespondiert.

¹⁴⁴ In Herberts Untersuchung (BRD 1987/88) ergaben sich folgende Mittelwerte: Wertvo01 2.5; Wertvo13 5.3.

Aus einer Varimax-Rotation der vier Faktoren mit einem Eigenwert >1 resultiert folgende Matrix (nur Werte >0.6):

Tabelle 13.2c: Faktorladungen

	FACTOR1	FACTOR2	FACTOR3	FACTOR4	
02	0.6636				am Althergebrachten festhalten
03	0.74857				stolz sein auf die Schweiz
04	0.60892				an Gott glauben
05	0.76606				Gesetz und Ordnung respektieren
06	0.79554				auf Sicherheit bedacht sein
07	0.63053				fleissig und ehrgeizig sein
08		0.74754			einen hohen Lebensstandard haben
09		0.83348			Macht und Einfluss haben
10			0.718		Leben in vollen Zügen geniessen
11			0.69384		Bedürfnisse besser durchsetzen
12			0.64492		bei Entscheidungen von Gefühlen leiten lassen
14				0.70428	Benachteiligten und Randgruppen helfen
15				0.70169	auch andere Meinungen tolerieren
16				0.62168	sich politisch engagieren
	Sicherheit/ Tradition	Materialismus	Hedonismus	Idealismus	

Im Gegensatz zu Herberts Untersuchung fallen hier die Werttypen Hedonismus und Materialismus nicht zusammen.¹⁴⁵

Diese vier Faktoren bilden im folgenden die Grundlage der Clusteranalyse.

¹⁴⁵Diese vier Faktoren sind tatsächlich weitgehend unabhängig voneinander, wie eine alternative Berechnung mit obliquen Rotation zeigt. Die Faktorstruktur ist dieselbe, in der Faktorkorrelations-Matrix liegt kein Wert über (bzw. unter) +/- .11.

13.3 Clusteranalyse

Das Berechnen von Clustern ist weniger strukturiert als etwa die Faktoranalyse. Zwei Entscheidungen sind vor der Analyse zu treffen:

- 1) Wie viele Cluster sollen gebildet werden?
- 2) Welche Ausgangswerte werden gewählt?

Zu 1): Vom Rechenverfahren her ist die Zahl der zu bildenden Cluster kaum eingeschränkt. Sie variiert zwischen 1 und der Fallzahl N. Anders als die Prozedur *Cluster* bietet die Prozedur *Quick Cluster*, die hier zur Bearbeitung der beträchtlichen Datenmenge gewählt werden muss, keine grafische Hilfestellung zur Beurteilung der Grösse der Vereinigungsschritte an. So kann die Entscheidung nur nach theoretischen Kriterien erfolgen – a priori oder a posteriori. Entweder legt man also vor der Auswertung die Zahl der Cluster fest – in der Praxis mit vordefinierten Ausgangswerten – oder variiert die Zahl der Cluster, interpretiert die verschiedenen Modelle und wählt das geeignetste aus. In der Praxis wird in diesem Fall die Wahl der Ausgangszentren meist dem Programm überlassen.

Hier schliesst Grundfrage 2) an. Ohne vorgegebene Werte sucht *Quick Cluster* mit einem iterativen Algorithmus im Raum – dessen Dimensionalität durch die Anzahl der Variablen bestimmt wird – optimale Cluster. Es erkennt also "Punktwolken", deren Zentren den maximal möglichen Abstand voneinander aufweisen, nach Massgabe der Euklidischen Distanz.¹⁴⁶ Die Distanzmaximierung der Cluster hat Priorität vor der Homogenisierung der Cluster selbst.¹⁴⁷ Demgegenüber besteht die Möglichkeit, die Ausgangszentren vorzugeben, entweder aufgrund der Ergebnisse einer Clusterrechnung mit einer Stichprobe oder aus theoretischen Überlegungen.

Herbert wählte in seiner Untersuchung letzteren Weg. Er bestimmte die Ausgangszentren entsprechend folgender Werttypen-Matrix, und zwar mit ± 2.0 ¹⁴⁸:

¹⁴⁶SPSS wählt bei gegebenen Clusterzahl k die ersten k Fälle der Ausgangsvariablen aus. In dieser Arbeit also die Werte der Faktoren 1 bis 4 der ersten k Individuen. Jeder folgende Fall wird mit den Ausgangswerten verglichen. Ist seine geringste (quadrierte) Euklidische Distanz zu einem provisorischen Clusterzentrum grösser als die geringste Distanz zwischen zwei provisorischen Clusterzentren, ersetzt er ein bestehendes Zentrum.

¹⁴⁷Nach Festlegung der Ausgangszentren werden in einem zweiten Durchgang alle Fälle einem dieser Zentren zugewiesen, der Schwerpunkt dieser provisorischen Cluster berechnet, in einem dritten Durchgang diesen neuen provisorischen Zentren wieder Fälle, immer nach Massgabe der kürzesten Euklidischen Distanz, zugewiesen und abschliessend die Schwerpunkte dieser neu berechneten Cluster bestimmt. Sie sind die endgültigen Clusterzentren.

¹⁴⁸Vgl. Herbert, 1991.

Tabelle 13.3a: Werttypen-Matrix nach Herbert

Cluster	Faktor		
	Konvention- alismus	Selbst- entfaltung	Hedomat
Konventionalist	+	-	-
Idealist	-	+	-
Hedomat	-	-	+
Realist	+	+	+
Resignierter	-	-	-

Die drei Faktoren sind weitgehend voneinander unabhängig¹⁴⁹, jede Kombination ist somit möglich. Von den neun theoretischen Kombination wählte Herbert fünf mehr oder weniger willkürlich aus. Er liess seine Faktoren in drei "reinen" Werttypen und dem Realismus- bzw. Resignationstyp aufgehen.

Ist die Clusterbildung überhaupt sinnvoll? Weshalb nicht gleich mit den Faktoren selbst die Hypothese überprüfen, wenn doch Herbert ohnehin die "reinen" Cluster in seine Analyse miteinbezieht?

Problematisch bei diesem Vorgehen wäre die Skala der Faktoren. Sie sind z-standardisiert und erlauben deshalb keine begründete Interpretation. Wählt man beispielsweise Individuen mit einem positiven Wert auf dem Traditionsfaktor, wird schlicht jene Hälfte der Befragten in die Analyse miteinbezogen, die relativ zur anderen Hälfte traditionalistischer eingestellt ist. Dass sie aber in Realität den "Traditionalisten" zuzurechnen ist, kann nicht behauptet werden.

Hier hilft die Clusteranalyse, indem sie in der komplexen Datenmenge Muster erkennt, die sich mit absoluten Begriffen adäquater etikettieren lassen als willkürlich getroffene Auswahlen bestimmter Faktorabschnitte. Zumindest trifft dies zu, wenn man beispielsweise "echte Traditionalisten" begründeterweise zugleich als "Nicht-Idealisten" und "Nicht-Hedonisten" definiert.

Es wäre ideal, wenn die Prozedur *Quick Cluster* mit ihrem auf maximale Distanz der Gruppen programmierten Algorithmus eine derartige Gruppe "von selbst", also ohne Vorgabe, erkennen würde. Das hiesse, dass in der vierdimensionalen Datenwolke tatsächlich eine Wertestruktur besteht, die auf die Existenz von "Traditionalisten" rückschliessen lässt. Mit statistischen Kunstgriffen, wie sie Herbert vorexerziert, ist eine gewisse Beliebigkeit verbunden.

Die Prozedur "Quick Cluster" erkennt immer Cluster, weist jeden Fall einer vermeintlichen Verdichtung von Werten zu, auch wenn die Verteilung im Raum sehr homogen ist. Zudem

¹⁴⁹Varimax-rotierte Faktoren sind per Definition voneinander unabhängig; die Überprüfung mit der obliquen Rotation bestätigte diese theoretische Annahme in hinreichendem Masse.

erkennt sie genau so viele Cluster, wie sie nach Vorgabe erkennen soll. Mit der Vorgabe eines hohen Wertes auf der Traditionsskala und tiefer Werte auf den übrigen Skalen liefert die Prozedur ohne Zweifel ein "final cluster center", das den Erwartungen an ein Traditionalismus-Cluster genügt.

Aber dieses errechnete Cluster ist eventuell gar kein Cluster im geometrischen Sinn (also eine Verdichtung von Datenpunkten im Raum). Es kann auch aus den weit verstreuten Werten in diesem Sektor berechnet werden, mit dem Schwerpunkt als "final cluster center". Eine gewisse Kontrolle bietet hier die Option, Distanz innerhalb und zwischen Clustern zu berechnen, was eine Ahnung ihrer Homogenität vermittelt.

So wird hier zuerst versucht, mit A-posteriori-Clustern die Hypothese zu überprüfen. Die Clusterbildung wird also dem Algorithmus überlassen, der in erster Linie auf eine möglichst grosse Distanz zwischen den Clustern abzielt. Existiert nun eine Gruppe von Traditionalisten, die sich im Bezug auf ihre Wertvorstellung deutlich von den anderen unterscheidet, wird die Prozedur sie nach einem (nicht vorbestimmten) Agglomerationsschritt erkennen.

Traditionalisten sollten einen stark positiven Wert auf dem Traditionalismus-, einen stark negativen auf dem Selbstentfaltungs- und einen negativen auf dem Hedonismusfaktor aufweisen. Weniger klar ist ihre Positionierung auf dem Materialismusfaktor, ein tendenziell negativer Wert darf aber erwartet werden.

Es folgen die Ergebnisse von fünf unabhängigen Quick-Cluster-Rechnungen mit den entsprechenden Vorgaben zur Anzahl der Cluster.

Tabelle 13.3b: Ergebnis der Clusteranalyse ohne vorgegebene Ausgangswerte mit sechs Werttypen

	Faktoren				N
	Trad.	Mat.	Hedo.	Ideal.	
Cluster					
1	.447	.113	.363	-1.851	96
2	-.862	-.812	-1.735	.979	54
3	-.984	1.082	-.566	-.879	105
4	-.725	-.918	.610	-.112	281
5	.339	.355	.196	.467	662
6	.745	-.499	-1.577	-.524	116

Aus der Rechnung mit sechs Clustern resultiert erstaunlicherweise annähernd das Idealmodell Herberts – die vier "reinen" Cluster sind ebenso vertreten wie die Realisten. Einzig die Resignierten fehlen; an ihrer Stelle stehen die "Anti-Idealisten". Dieses Modell scheint sich gut

zur Überprüfung der Hypothese zu eignen. Probleme könnten die relativ geringen Fallzahlen bereiten.

Tabellen 13.3c: Ergebnisse der Clusteranalyse ohne vorgegebene Ausgangswerte mit Werttypen <6

	Faktoren				N
	Trad.	Mat.	Hedo.	Ideal.	
Cluster					
1	.093	.872	-.309	.311	451
2	.265	-.964	-1.711	-.069	127
3	.841	-.510	.642	.050	327
4	.089	.407	.148	-2.075	77
5	-1.076	-.408	.407	.036	332

	Faktoren				N
	Trad.	Mat.	Hedo.	Ideal.	
Cluster					
1	.542	-.510	-1.346	-.371	215
2	.423	.388	.297	.418	611
3	-.790	-.810	.471	-.021	342
4	-.719	1.023	-.364	-1.156	146

	Faktoren				N
	Trad.	Mat.	Hedo.	Ideal.	
Cluster					
1	.008	.130	.340	.285	938
2	.068	-.593	-1.384	-.142	252
3	-.200	.224	.243	-1.868	124

	Faktoren				N
	Trad.	Mat.	Hedo.	Ideal.	
Cluster					
1	-.233	-.067	-.189	.428	891
2	.491	.141	.398	-.901	423

Allgemein fällt auf, wie grundsätzlich verschieden die einzelnen Modelle in ihrer Struktur sind.¹⁵⁰ Das lässt den Schluss zu, dass kaum echte Ballungen im Raum der Faktordaten vorhanden sind, die Prozedur somit aus relativ geringen Dichteunterschieden Cluster "formt". Dies bestätigt die Distanzstatistik des Modells mit sechs Clustern. Danach beträgt der Wert der durchschnittlichen Euklidischen Distanz zwischen den Clusterzentren 2.50, die durchschnittliche Distanz der Fälle zu ihrem Zentrum innerhalb eines Clusters 1.60. Die durchschnittliche Entfernung eines Zentrums zu einem anderen Zentrum ist also bloss 1.56 Mal grösser als die mittlere Entfernung eines Falles. Diese Ratio lässt sich mit vorgegebenen Ausgangswerten nicht verbessern; entsprechend erübrigt sich eine Rechnung mit vorgegebenen Ausgangswerten, wie sie Herbert verwendete.

Für die Prüfung der Hypothese erweist sich neben dem Modell mit sechs Clustern jenes mit vier als fruchtbar. Die Zahl der Traditionalisten (Cluster 1) ist um einiges höher; wie ein Blick auf die Clusterzentren zeigt, geht diese Zunahme zu Lasten der Trennschärfe: Der Wert auf dem

¹⁵⁰Zur Erinnerung: Jedes Modell wurde einzeln berechnet, mit jeweils einem "Kondensationskern" weniger. Das Modell mit fünf Clustern ist also nicht der nächste Vereinigungsschritt des Modells mit sechs Clustern.

Traditionalismusfaktor ist, wie jener auf dem Idealismusfaktor, näher bei Null als im entsprechenden Cluster des ersten Modells. Idealerweise stehen auch in diesem vierclustrigen Modell die "reinen" Gruppen der Materialisten und der Hedonisten sowie die Realisten als Reverenz zur Verfügung.

Die folgende Kreuztabelle zeigt das Ausmass der Anomie in Abhängigkeit des Einkommens- und Bildungsstatus (alle dichotomisiert) für das Traditionscluster aus dem Modell mit sechs Clustern:

Tabelle 13.3d: Anomie im Traditionscluster (6 Werttypen) abhängig von Statusgleichgewichten

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total	Nur (Un-)Gleichgewicht	
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich		Gleichgewicht	Ungleichgewicht
Anomie							
tief	28.6%	20.0%	63.6%	78.6%	39.7%	45.2%	33.3%
hoch	71.4%	80.0%	36.4%	21.4%	60.3%	54.8%	66.7%
N	28	25	11	14	78	42	36
p < .001						p = .284	

Auf den ersten Blick dominiert auch hier der Einfluss der Bildung gegenüber jenem des Einkommens. Allerdings scheint sich erstmals die Ungleichgewichtsspannung entsprechend der Theorie in Anomie umzusetzen. Dieser Trend erreicht jedoch das Signifikanzniveau nicht. Die geringe Fallzahl relativiert die Aussagekraft des Modells. Es folgt dieselbe Kreuztabellierung mit der erweiterten Gruppe der Traditionalisten aus dem Modell mit vier Clustern:

Tabelle 13.3e: Anomie (dichotomisiert) im Traditionscluster (4 Werttypen) abhängig von Statusgleichgewichten

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total	Nur (Un-)Gleichgewicht	
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich		Gleichgewicht	Ungleichgewicht
Anomie							
tief	24.5%	32.6%	58.8%	62.1%	38.7%	37.8%	40.0%
hoch	75.5%	67.4%	41.2%	37.9%	61.3%	62.2%	60.0%
N	53	43	17	29	142	82	60
p < .002						p = .791	

In dieser rund doppelt so grossen, erweiterten Traditionalistengruppe wird der Trend zur theorieadäquaten Umsetzung der Ungleichgewichtsspannung nicht bestätigt.

Wie verhält es sich mit der Rangspannung? Die folgenden multiplen Regressionen – mit Ausnahme der vergleichshalber abgebildeten Regression in der Gesamtstichprobe alle mit den Daten des vierclustrigen Modells gerechnet und mit Anomie als abhängiger Variable – erlauben eine Annäherung an diese Frage:

Tabelle 13.3f: Regression von Anomie auf Strukturvariablen in der Gesamtstichprobe

Variablen	Beta	p
Bildung	-.15	.000
SES	-.13	.001
Einkommen	-.10	.005
Geschlecht (Frau)	-.01	.767
Alter	.25	.000
Adj R ² = .137		N = 949

Tabelle 13.3g: Regression im Cluster
Traditionalisten

Variablen	Beta	p
Bildung	-.18	.044
SES	-.23	.011
Einkommen	-.15	.099
Geschlecht (Frau)	.02	.791
Alter	.25	.002
Adj R ² = .252		N = 141

Tabelle 13.3h: Regression im Cluster
Realisten

Variablen	Beta	p
Bildung	-.19	.001
SES	-.16	.005
Einkommen	-.11	.053
Geschlecht (Frau)	-.11	.028
Alter	.17	.000
Adj R ² = .138		N = 421

Tabelle 13.3i: Regression im Cluster
Hedonisten

Variablen	Beta	p
Bildung	.01	.916
SES	-.03	.705
Einkommen	-.08	.236
Geschlecht (Frau)	.07	.288
Alter	.24	.000
Adj R ² = .044		N = 261

Tabelle 13.3j: Regression im Cluster
Materialisten

Variablen	Beta	p
Bildung	-.18	.103
SES	-.08	.426
Einkommen	-.14	.163
Geschlecht (Frau)	.08	.370
Alter	.34	.000
Adj R ² = .170		N = 113

Die strukturellen Variablen weisen, je nach Werttyp, eklatante Unterschiede in ihrer Erklärungskraft der Anomievarianz auf. Das strukturelle Modell hat in der Subpopulation der Traditionalisten mit 25.2 Prozent erklärter Gesamtvarianz die grösste Relevanz. Die relativ geringe Fallzahl erlaubt es natürlich nicht, die Signifikanzen zu vergleichen. Hingegen lässt sich am standardisierten Regressionskoeffizient Beta ablesen, dass Bildung, Einkommen und

speziell der sozio-ökonomische Status in dieser Gruppe vergleichsweise gut dazu geeignet sind, den Grad der Anomie vorauszusagen. Diese drei Variablen allein erklären 20.3% der Anomievarianz.

Ist damit die Hypothese bestätigt, wonach in diesem Werttypus die Rangspannung einen stärkeren Einfluss hat? Relativ zur Gesamtstichprobe bestimmt. Die Frage "Rangspannung bei Traditionalisten grösser – Ja oder Nein" darf trotzdem nur unter Vorbehalt mit "Ja" beantwortet werden. Wohl sind die drei Statusvariablen zusammen nirgends einflussreicher als bei den Traditionalisten, doch sind die Regressionskoeffizienten der Bildung und des Einkommens bei den Realisten und den Materialisten gleich oder ähnlich gross.

Kurz: Die Rangspannung äussert sich bei den Traditionalisten, relativ zu den anderen Werttypen, weniger prägnant als erwartet.

Noch ein Blick auf eine weitere Auffälligkeit, welche der ursprünglichen These entspricht: Der Erklärungsanteil der Anomievarianz mit den verwendeten Variablen fällt bei den Hedonisten erstaunlich klein aus. Zudem scheint lediglich das Alter einen signifikanten Einfluss auszuüben, alle anderen Variablen sind fern jeder statistischen Bedeutung – ein Ergebnis, das bei den Idealisten zu erwarten wäre. Diese tauchen als "reine Cluster" im Sechs-Cluster-Modell auf, mit 39 verwertbaren Fällen allerdings in zu kleiner Zahl, als dass eine Regressionsrechnung sinnvoll wäre. Ihr zweites Auftreten, im Zwei-Cluster-Modell, ist in Anbetracht der 891 Fälle mit einiger Vorsicht zu geniessen. Einerseits liegen die drei anderen Koordinaten des Clusterzentrums relativ nahe bei Null, andererseits ist bei dieser grossen Fallzahl mit einer extremen Streuung im Cluster zu rechnen. Trotzdem zeigt die Regressionsrechnung in etwa das erwartete Ergebnis: Das Strukturmodell erklärt lediglich 8.8% der Varianz, wovon 4.3% allein auf das Alter entfallen.

Fazit

Die Hypothese zur Werttypenabhängigkeit der Umsetzung von strukturellen Spannungen kann in Bezug auf die Ungleichgewichtsspannung nicht bestätigt werden, obwohl Ansätze eines entsprechenden Trends vorhanden sind. Die Umsetzung von Rangspannung scheint bei den Traditionalisten tatsächlich stärker ausgeprägt zu sein als bei den übrigen Gruppen; Anomie bei Hedonisten (und Idealisten) wird kaum von Rangspannung hervorgerufen. Insofern wird die These bestätigt, dass die Wirkung struktureller Spannung von der Werthaltung beeinflusst wird.

13.4 Pfadanalyse

Mittels einer Pfadanalyse wird der Einfluss der Werthaltung auf die strukturell bedingte Anomia in einem Modell integriert. Mit der Einstellung zu Ausländern¹⁵¹ wird hier zudem die zentrale Variable der Zürcher Untersuchung 1995 miteinbezogen. Ausser den strukturellen Variablen Bildung, Einkommen und sozio-ökonomischer Status, den demographischen Variablen Alter und Geschlecht sowie der intervenierenden Variable Anomie wird zusätzlich das Mobilitätspotenzial¹⁵² berücksichtigt.

Und die Werthaltung? Soll sie als zweite intervenierende (Dummy-) Variable neben der Anomie eingegliedert werden? Oder ist mit dem Wertepluralisierung tatsächlich ein Paradigmenwechsel verbunden? Hat also der kulturelle Wandel eine strukturelle Veränderung nach sich gezogen, gleichsam die "normativen Felder der Interaktion von Akteuren"¹⁵³ umgepflügt?

Zumindest beim hier als "Idealisten" bezeichneten Segment dürfte ein Wandel institutionalisierter Muster von Interaktion und Verteilung in der Struktur eingesetzt haben. Die Erwerbsarbeit hat bei ihnen die Rolle als dominanter Kristallisationspunkt der Identitätsbildung verloren. Die Maxime der Statusoptimierung bei Einkommen und Prestige verliert ihre Bedeutung; ab einer bestimmten Sättigungsgrenze werden die (Bildungs- und Leistungs-) Ressourcen anderweitig eingesetzt.

Hier wird bewusst von der Wertepluralisierung gesprochen, ist sie doch insgesamt die überzeugendere These als der viel zitierte Wertewandel. Es sind keine wirklich neuen, dominanten Werte zu erkennen, sondern ein Patchwork an segmentären Leitideen, wobei traditionelle Werte wie der berufliche Erfolg oder ein geregeltes Familienleben nicht unbedingt ihre Vormachtstellung verloren haben, aber sowohl in der Gesellschaft als auch beim Individuum selbst¹⁵⁴ Konkurrenz von anderen, mittlerweile legitimen Werten erhalten haben. Das geht Hand in Hand mit dem Individualisierungsschub, der seinen Anteil an der Erosion der herkömmlichen Strukturmuster geleistet hat. Die Wertewandel-These hingegen ist mit der Individualisierungsthese kaum kompatibel: Wenn die Individualisierung den gemeinsamen Wertehorizont auflöst, wären davon nicht bloss die traditionellen, sondern auch die aufkommenden "neuen" Werte betroffen. In der Wertepluralisierung wird der Wertewandel obsolet:

«Wenn es richtig ist, dass die bundesrepublikanische Gesellschaft eine Phase der gesellschaftlichen Individualisierung und damit auch der *partiellen Entstrukturierung* hinter sich hat, dann erklärt dies zunächst die *abnehmende Determinationskraft sozialstruktureller Unterschiede* in Hinblick auf das Selbstverständnis und das *gesellschaftliche Bewusstsein*

¹⁵¹ Operationalisiert mit der EA-Skala [siehe Anhang 18.4].

¹⁵² Operationalisiert als Dummy-Variable mit der Frage "Sehen sie eine Möglichkeit, ihre berufliche Stellung zu verbessern?".

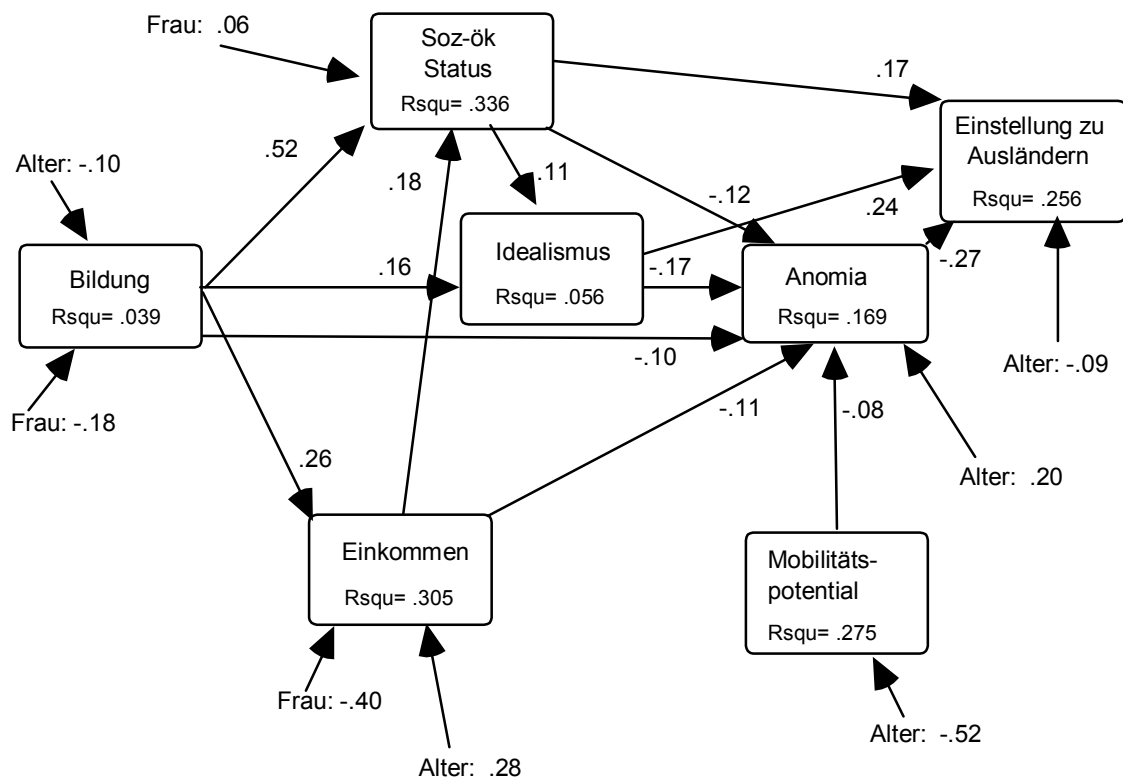
¹⁵³ Strukturdefinition von Peter Heintz.

¹⁵⁴ Im Sinne der Option, temporär für einen Lebensabschnitt anderen Werten den Vorzug zu geben.

sozialer Akteure. Die Wertewandelforschung befindet sich dann, folgt man dieser These, in einer ähnlich misslichen Situation wie die Ungleichheitsforschung, die sich mit dem zunehmenden Bedeutungsverlust sozialer Kategorien wie Klasse und Schicht bei konstanten Ungleichheitsrelationen konfrontiert sieht.» (Lau, 1988: S. 218)¹⁵⁵

Zuerst wird die Pfadanalyse mit der Werthaltung als intervenierender Variablen präsentiert. Diesem Modell liegt damit die Annahme der Wertpräferenz zu Grunde. Idealismus¹⁵⁶ wäre dabei eine Ausprägung auf einer Werteskala.¹⁵⁷

Grafik 13.4a: Pfadanalyse mit Werthaltung "Idealismus" als intervenierender Variable



¹⁵⁵ Betonungen eingefügt.

¹⁵⁶ Als Idealisten werden jene Fälle bestimmt, die im 2-Cluster-Modell dem ersten Cluster (positive Ladung auf dem Idealismus-Faktor, negative auf allen übrigen) zugerechnet werden. Die Dummy-Variable "Idealisten" weist also die beiden Ausprägungen "Idealisten" und "Nicht-Idealisten" auf.

¹⁵⁷ In Wahrheit stehen hinter den Wertvorstellungen mehrere Faktoren (siehe Faktoranalyse). Rechtfertigen lässt sich dieses Modell mit der nicht sehr deutlichen Abgrenzung der Cluster im Faktorraum, die sich als pragmatisches "mehr oder weniger" (entsprechend einer Werteskala) im Gegensatz zum "entweder oder" (entsprechend den voneinander unabhängigen Faktoren) interpretieren lassen. Oder einfacher ausgedrückt: Die Idealisten lassen sich kaum identifizieren, die Individuen nehmen mehr oder weniger Anteil an diesem Wert. Das korrespondiert mit der relativ niedrigen Ladung des "Idealisten-Clusters" auf seinem Faktor (.428) und der hohen Zahl der ihm zugeordneten Fälle (891).

Tabelle 13.4b: Matrix der einfachen Korrelationen

	1	2	3	4	5	6	7	8
	EA	Anomia	Mobpot.	Ideal	SES	Eink.	Bildung	Alter
1 Einstellung zu Ausländern								
2 Anomia	-.40							
3 Mobilitätspotential	.18	-.22						
4 Idealismus	.35	-.25	.09					
5 Sozio-ökonomischer Status	.29	-.25	.11	.20				
6 Einkommen	.03	-.11	-.03	.04	.30			
7 Bildung	.24	-.26	.16	.22	.56	.30		
8 Alter	-.20	.24	-.51	-.09	-.03	.27	-.09	

N=878¹⁵⁸

Die Präferenz für Idealismus hat einen eigenen, nicht von den Statusvariablen herrührenden negativen Einfluss auf den Grad der Anomia.¹⁵⁹ Was umgekehrt heisst, dass Nicht-Idealisten – unabhängig von den Statusvariablen – stärker von Anomia betroffen sind als Idealisten.

Was ist der Grund für dieses Mehr an Anomia?

Erinnern wir uns an das Anomie/Anomia-Modell: Theoretisch gesehen hat mit der Pluralisierung der Werte die Systemanomie – die Delegitimation eindeutig verbindlicher Normen – zugenommen. Nun wird behauptet, dass sich im Zuge der damit einhergehenden Differenzierung dieses Mehr an Anomie nur bei einem eingeschränkten Gesellschaftssegment in stärkerer Anomia – Orientierungsdefizit – niederschlägt. In eben jenem Segment, welches sich an den traditionellen, nunmehr ihrer Monopolstellung enthobenen Werten orientiert. Die "Nicht-Idealisten" können als Teilmenge jenes Segmentes bezeichnet werden.¹⁶⁰

Zudem könnten diese "Nicht-Idealisten" – bei absolut gesehen gleichen Statuspositionen – stärker von relativer Deprivation betroffen sein, da sie die Bedeutung des (ökonomischen) Erfolgs höher einschätzen und damit empfindlicher auf Rangspannung reagieren – was auch dem Modell entspricht (Orientierung an hierarchischen Ordnungsprinzipien, im Unterschied zu struktureller Segmentierung).¹⁶¹

¹⁵⁸ Die Missingwerte wurden, wie in den folgenden Pfadanalysen, listenweise ausgeschlossen. Deshalb die tiefe Zahl der Fälle.

¹⁵⁹ Im Modell fällt ohnehin die relative Unabhängigkeit der Wertepräferenz von der Sozialstruktur auf. Lediglich 5,6% der Varianz erklären die strukturellen und demographischen Variablen.

¹⁶⁰ Ein Blick auf die Tabelle 13.3c zeigt, dass sie sich durch eine starke Ablehnung von idealistischen Werten, sowie mässig bis erheblicher Akzeptanz von materialistischen, hedonistischen und traditionalistischen Werten auszeichnen.

¹⁶¹ Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass "Nicht-Idealisten" Eigenschaften aufweisen, die mit der Werthaltung korrelieren und ihrerseits den Grad der Anomia (Orientierungsunsicherheit) beeinflussen;

Zu anderen Aspekten dieses Pfadmodells: Eingezeichnet sind nur auf dem 95%-Niveau signifikante Pfade.¹⁶² So fällt auf, dass in diesem Modell die Bildung keinen direkten Einfluss auf die Einstellung zu Ausländern (EA) hat. Dagegen führt ein Pfad vom Berufsprestige zur EA. Zudem ist der Korrelationskoeffizient zwischen SES und EA etwas höher als das r zwischen Bildung und EA. Gleichwohl beeinflusst Bildung die EA (indirekt) stärker als das Berufsprestige selbst, da die Bildung hoch mit dem SES korreliert. So die kausalen Zusammenhänge¹⁶³ im Pfadmodell als theoretisch gerechtfertigt betrachtet werden, weisen die quadrierten Part Correlation Coefficients (PCC)¹⁶⁴ folgende Werte auf: Bildung .048, SES .035. Mit dem Einbezug von Bildung (an dieser Stelle der Kausalkette) werden also 4.8 Prozent der Varianz von EA mehr erklärt, während das Berufsprestige selbst zusätzlich 3.5 Prozent zum multiplen R^2 beiträgt. Die dritte strukturelle Variable, das Einkommen, weist keine zusätzliche Varianzerklärungskraft bezüglich EA auf.

Beachtlich ist schliesslich der direkte Einfluss des Idealismus auf die Einstellung zu Ausländern, mit einem quadrierten PCC von .074.

Soweit in aller Kürze dieses eine mögliche Modell unter Berücksichtigung der Werthaltung. Im folgenden wird auf das zweite, dem Konzept der Wertepluralisierung besser entsprechende, eingegangen. Dafür werden einander zwei identische Pfadmodelle gegenübergestellt, das erste mit den Fällen der Idealisten (im Zwei-Cluster-Modell) gerechnet, das zweite mit den Nicht-Idealisten.

Die vorgehend dichotome Variable "Idealisten" wird also als Kriterium zum Splitting der Stichprobe verwendet. Zu erwarten ist eine "Entstrukturierung" im Modell der Idealisten, also tiefere Werte der Pfadkoeffizienten, geringere erklärte Varianz der abhängigen Variablen.

etwa psychologische Faktoren wie Ängstlichkeit, Unsicherheit, die sie eher traditionellen Werten empfänglich machen. Dabei würde sich jedoch die Frage der Kausalität stellen – macht Ängstlichkeit anomisch, oder Anomia ängstlich?

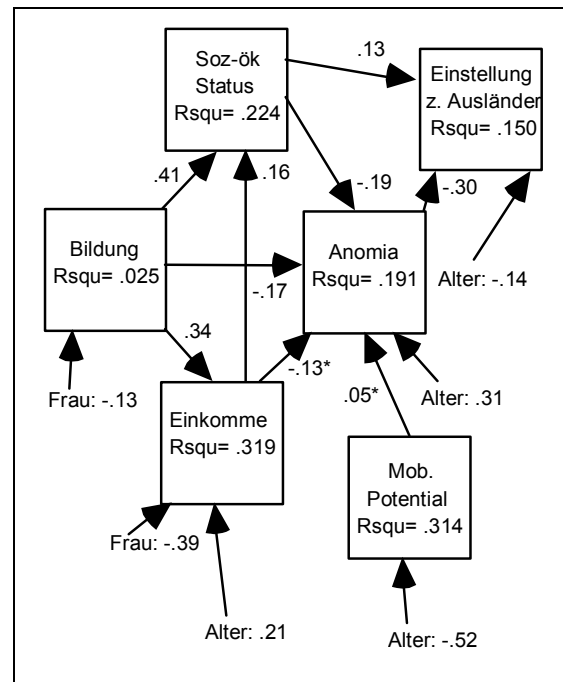
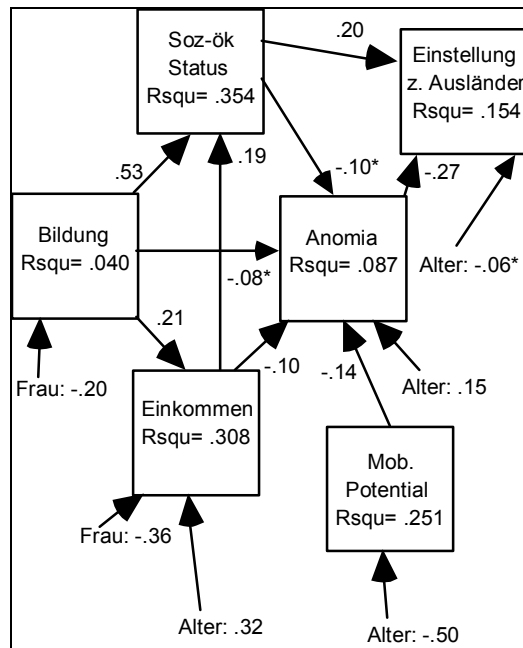
¹⁶²Dabei muss nochmals darauf hingewiesen werden, dass Signifikanzrechnungen bei Verletzungen der Regressions-Modellannahmen problematisch sind.

¹⁶³Die Variablen in der Regression von EA wurden – dem Pfadmodell entsprechend – in folgender Reihenfolge eingegeben: Enter Alter, Sex / enter Bildung / enter Einkommen / enter SES / enter Idealismus / enter Mobilitätspotential / enter Anomia.

¹⁶⁴Auch semipartielle Korrelation genannt. Der quadrierte Part Correlation Coefficient gibt den Zuwachs in der Erklärung von y wieder, den man erzielt, wenn man x_j zusätzlich zu den vorhergehenden unabhängigen Variablen berücksichtigt. Der quadrierte Part Correlation Coefficient (die zusätzliche Erklärungskraft von x_j bezüglich y) und der quadrierte Korrelationskoeffizient r (die gesamte Erklärungskraft von x_j bezüglich y) sind die beiden wichtigsten Informationen im Pfadmodell neben dem Beta (der direkte, prognostische Effekt von x_j). Die Interpretation von $\beta_j r_j$ als Beitrag von x_j zum multiplen R^2 ist aus mathematischen Überlegungen abzulehnen ($\beta_j r_j$ kann einen negativen Wert annehmen).

Grafik 13.4c: Pfadanalyse im Cluster der Idealisten

Grafik 13.4d: Pfadanalyse i. Cl. der Nicht-Idealisten



*: Pfadkoeffizient nicht signifikant.

Tabelle 13.4e: Matrix der einfachen Korrelationen im Cluster Idealisten

	EA	Anomia	Mobpot.	SES	Eink.	Bildung	Alter
1 Einstellung zu Ausländern							
2 Anomia	-.33						
3 Mobilitätspotential	.15	-.22					
4 Sozio-ökonomischer Statu	.26	-.17	.04				
5 Einkommen	.01	-.08	-.10	.31			
6 Bildung	.21	-.18	.11	.58	.27		
7 Alter	-.15	.19	-.50	-.02	.33	-.06	
8 Geschlecht (Frau)	-.01	.05	-.06	-.13	-.42	-.20	-.06

N = 596

Tabelle 13.4f: Matrix der einfachen Korrelationen im Cluster der Nicht-Idealisten

	1	2	3	4	5	6	7
	EA	Anomia	Mobpot.	SES	Eink.	Bildung	Alter
1 Einstellung zu Ausländern							
2 Anomia	-.37						
3 Mobilitätspotential	.17	-.19					
4 Sozio-ökonomischer Statu	.21	-.31	.22				
5 Einkommen	.03	-.16	.11	.27			
6 Bildung	.12	-.32	.24	.47	.37		
7 Alter	-.25	.29	-.52	-.07	.15	-.12	
8 Geschlecht (Frau)	-.03	.02	-.11	-.04	-.43	-.13	.03

N = 282

Was zeigt dieser Vergleich?

- Die zentrale Variable Anomia wird bei den Idealisten weniger als halb so stark von strukturellen Variablen determiniert wie bei den Nicht-Idealisten, entsprechend der "Entstrukturierungshypothese". Nicht-Idealisten setzen wie vermutet Deprivation stärker in Anomia um.¹⁶⁵
- Die Einstellung zu Ausländern wird hingegen in beiden Modellen annähernd gleich gut prognostiziert. Insbesondere zeigen sich im Einfluss der Anomia auf die EA kaum Unterschiede. Die Präsenz von Anomie auf der Ebene des Individuums wird also bei den Idealisten weniger gut erklärt; ihre Folgen für die Einstellung gegenüber Ausländern sind aber ähnlich.
- Anomia und EA werden bei den Nicht-Idealisten stärker (direkt) vom Alter beeinflusst. Das spricht für eine Aufweichung des lebenszyklischen Effektes bezüglich dieser Variablen bei den Idealisten.
- Das Mobilitätspotenzial – seinerseits stark vom Alter abhängig – hat bei den Nicht-Idealisten keinen signifikanten¹⁶⁶ Einfluss auf die Anomia; bei den Idealisten ist es mit der stärkste Prädiktor. Das widerspricht auf den ersten Blick der Entstrukturierungsthese: Obwohl bei den Nicht-Idealisten SES und Einkommen einen grösseren Einfluss auf die Anomia haben, wirken sich mögliche Verbesserungen dieser Statuspositionen nicht aus. Eine Interpretation: Idealisten sind weniger kontextgebunden, flexibler, haben einen "weiteren Horizont". Antizipationen sind für sie schon Teil der Gegenwart. Nicht-Idealisten bauen auf

¹⁶⁵ Hier wird bewusst nicht von *relativer* Deprivation gesprochen, da diese beiden Gruppen der Theorie nach unterschiedliche Sättigungs- bzw. Aspirationsgrenzen haben. Bei Besetzung derselben Statuspositionen ist bei den Nicht-Idealisten mit einer stärkeren relativen Deprivation zu rechnen, da ökonomischer Erfolg und Ansehen Teil ihrer zentralen Werte sind. Entsprechend dürfte der Einfluss der Statusvariablen im Modell statistisch unterschätzt werden.

¹⁶⁶ Aufgrund der unterschiedlichen Fallzahl ist die Signifikanzfrage im direkten Vergleich unerheblich; vom bekannten Problem der Signifikanzrechnungen bei Modellverletzungen ganz abgesehen.

Bestehendes, Sicheres, brauchen eben ihren Platz im Gesellschaftsgefüge. Auf mögliche, auch positive Veränderungen der Struktur wird dann eingegangen, wenn sie sich manifestieren.

- Die Bildung ist bei den Idealisten ein besserer Prädiktor für SES und ein schlechterer für Einkommen als bei den Nicht-Idealisten – mehr Prestige und weniger materielle Sicherheit. Von "Entstrukturierung" kann hier jedoch keine Rede sein; die Höhe des Einkommens ist bei den Idealisten ähnlich stark determiniert, da das Geschlecht und insbesondere das Alter die Höhe der materiellen Gratifikation stark mitbestimmen.

Fazit

Die werttypenspezifische Auswertung stützt die These der segmentären Umsetzung von relativer Deprivation und Anomie in Anomia. So scheint die Wertepluralisierung tatsächlich zur Entstrukturierung der Gesellschaft beizutragen. Inwieweit sie fortgeschritten ist und entsprechend die traditionellen Werte an Dominanz und Terrain eingebüsst haben, bleibt aber offen.¹⁶⁷ Jedenfalls werden damit Zweifel an der Instrumentalisierung von Anomia zur Messung von Anomie geweckt – zumindest in pluralistischen, individualistischen Gesellschaften.

¹⁶⁷ Im oben verwendeten Zwei-Cluster-Modell ist die Gruppe der Idealisten doppelt so gross wie jene der Nicht-Idealisten. Nun kann wohl kaum behauptet werden, dass in Zürich die "Idealisten" im engeren Sinne in der Mehrheit sind. Insbesondere ist es nicht zulässig, hier von "Postmaterialisten" zu sprechen; die beiden Cluster unterscheiden sich im Materialismusfaktor kaum. Vielmehr besteht in einem grossen Segment der befragten Bevölkerung offenbar ein Konsens über die Bedeutung von Werten wie Toleranz und der Hilfe für Randgruppen – Bedingungen für Wertepluralisierung in einer funktionierenden Gesellschaft.

14. Zweite Zwischenbilanz

Halten wir fest: Der Mensch ist ein "Mängelwesen"; ihm geht mangels Instinkten die Verhaltenssicherheit ab; entsprechend fehlt ihm in der Interaktion mit anderen auch die Erwartungssicherheit. Diese Defizite gleicht die Gesellschaft aus: Normen legen fest, was von Ego erwartet wird und was Ego von Anderen erwarten kann.

Normen finden ihre Legitimation in allgemein geteilten Vorstellungen des Wünschenswerten und bilden sich konkret durch Habitualisierungen. Dadurch entwickeln sich Interaktionsmuster: typische, situativ erwartbare Handlungen – oder anders ausgedrückt: Strukturen. Die Stabilität dieser Struktur wird mit der Verbindlichkeit der Normen gewährleistet; die Gesellschaft sanktioniert diese, differenziert nach ihrer Bedeutung für das geordnete Zusammenleben.

Die Erosion dieser Verbindlichkeit wird "Anomie" genannt. Anomie ist somit eine Eigenschaft eines sozialen Systems. Mit "Anomia" wird der damit einhergehende Verlust der Orientierungssicherheit von Individuen bezeichnet. Anomia kann aber auch auftreten, wenn das Individuum eine Position im System einnimmt, in der Kultur und Struktur dissonant sind: Positionen ohne hinreichenden Zugang zu Ressourcen, welche es dem Individuum erlauben würden, die kulturell vorgegebenen Ziele in Übereinstimmung mit den Normen zu erreichen. Das Orientierungsdefizit bezieht sich hier auf die Unvereinbarkeit von Normen und Zielen bei gegebenen Mitteln.

Folgende Ursachen von Anomie sind theoretisch plausibel:

- Ein abrupter Wandel in der kulturellen Sphäre, womit die bestehenden Normen durch den Verlust der traditionellen Werte delegitimiert werden, während sich Normen auf der Grundlage der neuen Werte erst allmählich etablieren.
- Ein rascher Wandel in der Struktur selbst, etwa bei enormem Wirtschaftswachstum, unvermittelter Depression, Unter- oder Überschichtung durch massive Einwanderung, Schichterosion durch merkmalspezifische Abwanderung, womit jeweils das Positionsgefüge destabilisiert wird.
- Eine Pluralisierung der Werte, in deren Folge sich ein Spektrum an möglichen erstrebenswerten Zielen und koexistierender Normen eröffnet. Die traditionellen Werte mit ihren Zielen und abgeleiteten Normen werden nicht aufgelöst, verlieren aber ihren alleingültigen Charakter, womit diese an Verbindlichkeit einbüßen.
- Der ähnliche Prozess der Individualisierung, welche die Positionen aus ihrer festen Verankerung löst und mit der funktionalen Differenzierung dem Individuum sowohl segmentär als auch zyklisch die Wahlmöglichkeit bzw. den Zwang zur Wahl eröffnet – das

Individuum muss sich seinen eigenen Lebensstil suchen, da weder die Anordnung noch die Abfolge von Lebenslagen zwingend vorgegeben sind.

- Die relative Deprivation, die sich bei den betroffenen Individuen in Anomia äussern kann. Orientieren sich diese eher an den Zielen als an den Normen, induziert das in ihrem Umfeld Anomie, d.h. die beobachtete, erlebte Vernachlässigung von Normen wird als deren Verbindlichkeitsverlust verstanden.

Anomia ist damit nicht bloss Reaktion auf Anomie, sondern als Folge von relativer Deprivation selbst Ursache für Anomie.

Anomia als Reaktion auf Anomie betrifft nicht alle Mitglieder des anomischen Systems. Manche Segmente bilden eigene, teilautonome Normsysteme aus oder verfügen über geeignete Ressourcen, die mit dem Normenzerfall gestiegene Komplexität zu bewältigen.

Mit der Wertepluralisierung und der primären Orientierung an und Interaktion mit der eigenen Referenzgruppe¹⁶⁸, deren Mitglieder für gewöhnlich dieselben sozioökonomischen Merkmale aufweisen, ergibt sich eine Dynamik, die je nach Referenzgruppe eine Verstärkung des Gefühls von Anomie oder eine Immunisierung gegenüber Anomie mit sich bringt. Typischerweise finden sich die am stärksten von Anomie Betroffenen in jenen statusniederen Segmenten, die auch relativ depriviert und damit noch anfälliger auf Anomia sind.

Generell kann aber davon ausgegangen werden, dass die strukturellen Variablen bei einer relativ stabilen Gesellschaft mehr zur Varianzerklärung von Anomia beitragen als in einer Gesellschaft im Wandel. Im ersteren Fall wird Anomie durch Anomia auf statusniederen Positionen induziert, im letzteren ist die Anomie im System selbst latent. Wohl äussert sich diese Anomie auch vorwiegend auf statusniederen Positionen in Anomia, doch der erwartete Zusammenhang ist weniger stringent.

Soweit die Zusammenfassung der theoretischen Analyse. Was bedeutet das für die Praxis?

Anomie ist ein rein theoretisches Konstrukt. Anomie kann weder beobachtet noch gemessen werden. Anomie ist ein latenter Faktor, von dem behauptet wird, dass er die beobachtbaren bzw. erfragbaren Reaktionen der Individuen verursache. So sind diese Reaktionen Indikatoren für Anomie, wobei deren Funktion als Indikator jeweils mehr oder weniger plausibel, immer aber theoretischer Natur ist, da Anomie selbst eben nicht gemessen werden und somit kein objektiver Bezug etabliert werden kann.

Der Hauptindikator ist Anomia. Wie hier theoretisch argumentiert wurde, besteht Anlass zum Zweifel, ob die erhobene Anomia zumindest in einer wertepluralistischen Gesellschaft wie der

¹⁶⁸ Und sei es die sehr lockere Referenzgruppe der Individualisten, die sich in Beobachtung anderer

Schweiz ein verlässlicher Indikator für den Grad der Anomie ist. Dieser Zweifel ist allerdings insofern ohne grosse praktische Relevanz, als in empirischen Untersuchungen de facto nicht die Anomie, sondern die Anomischen Gegenstand der Analyse sind. Gemessen wird Anomia. Die Befragten Individuen werden entsprechend der Antworten kategorisiert, oder ihnen wird ein Wert auf einer Anomia-Skala zugeteilt. Anomia wird dann als intervenierende oder unabhängige Variable verwendet, mit der ein soziales Phänomen erklärt werden soll.

Konzentrieren wir uns auf das empirisch Relevante, die Anomia. Wie kann gemessen werden, ob jemand von Anomie betroffen ist? Die Operationalisierung folgt zumeist mit den Items von Srole (1956)¹⁶⁹, mit denen offensichtlich Anomia im engeren Sinne erhoben wird – also ob der Befragte Vertrauen in die Struktur hat. Daneben werden aber in Befragungen auch Aussagen integriert, die weniger auf Orientierungssicherheit denn auf Aspiration bzw. Internalisierung der Ziele abzielen, was wohl auf Mertons Adaptionstypologie zurückzuführen ist.

Die Frage stellt sich, ob damit tatsächlich Anomia gemessen wird. Vergleichen wir die folgenden Aussagen, mit denen in Zürich, Australien, China respektive Bulgarien jeweils "Anomie" gemessen wurde:

Tabellen 14a: Anomieskalen-Items

Zürich (Anomia)		Zustimmung
1	Alles ist heute so unsicher und wechselt so schnell, dass man häufig nicht mehr weiss, wonach man sich richten soll.	51.4%
2	Das Schlimme an der heutigen Zeit ist, dass den Leuten die alten Traditionen und Gewohnheiten gar nichts mehr bedeuten.	39.0%
3	Es hat keinen Sinn, mit den Behörden Kontakt aufzunehmen, weil diese interessieren sich ja doch nicht für die Probleme des Durchschnittsbürgers.	32.6%
4	Früher sind die Leute besser dran gewesen, weil jeder gewusst hat, was er zu tun hat.	24.4%
5	Wenn man die Ereignisse von den letzten Jahren betrachtet, wird man richtig unsicher.	53.7%

individueller Lebensstile in der Legitimität des eigenen, autonomen Wegs bestärkt fühlen.

¹⁶⁹ 1) perception that community leaders are indifferent to one's needs.

2) perception that little can be accomplished in the society which is seen as unpredictable and lacking order.

3) perception that life-goals are receding rather than being realized.

4) sense of futility.

5) conviction that one cannot count on personal associates for social and psychological support.

Queensland (MOS)¹⁷⁰		Zustimmung¹⁷¹
1	I feel alone these days	11.6%
2	No matter how hard people try in life it doesn't make any difference	8.2%
3	I feel discriminated against	11.0%
4	My whole world feels like falling apart	5.1%
5	I wish I were someone important	8.4%
6	It is hard for me to tell what is right and wrong these days	7.3%
7	I don't like to live by society's rules	17.1%

China (individual anomie)		Zustimmung¹⁷²
1	Means justify the ends as long as we can solve the problems.	25.0%
2	Making money overrides everything, even over a good education.	8.2%
3	Policies and reforms are beyond our ordinary citizens. It is useless to be part of it.	30.0%
4	Things are changed so fast. It is hard to tell right from wrong these days.	32.6%
5	Enjoy life while you can and tomorrow will take care of itself.	14.0%
6	Each one sweeps the snow from his own doorstep and doesn't bother about the frost on his neighbour's roof.	11.4%

Bulgarien¹⁷³		Zustimmung¹⁷⁴
1	All means are good to an end; what is important is success.	72.6%
2	Making money is the most important thing.	75.8%
3	Today everyone should be concerned just about their own problems.	48.4%
4	Live for the moment, here and now, take pleasure from life; the future is something distant and ambiguous.	40.9%

Jede dieser Aussagenbatterien wurde in der jeweiligen Umfrage zur Erhebung von Anomie

¹⁷⁰ "Margins of Society"

¹⁷¹ In der Befragung wurden fünf Antwortmöglichkeiten zur Auswahl gestellt: "strongly disagree", "disagree", "neither agree nor disagree", "agree", "strongly agree". In ihrem Bericht schlagen Western/Lanyon (1999) in der bivariaten Recodierung "neither...nor" der Kategorie "agree" zu. Die hier präsentierten Daten umfassen nur die Werte "agree" und "strongly agree".

¹⁷² Analog zur Queensland-Befragung wurden fünf Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Der Prozentsatz der Zustimmung umfasst die Antworten "agree" und "strongly agree".

¹⁷³ Eine "inoffizielle" Anomieskala, da sie in der Auswertung nicht verwendet wurde. Die Aussagen entsprechen jedoch in etwa jenen der Umfrage in China.

¹⁷⁴ Hier wurden vier Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Als Zustimmung wurden die Antworten "I agree" und "I partly agree" recodiert.

bzw. Anomia auf der individuellen Ebene verwendet (mit der Ausnahme Bulgariens, wo diese Aussagen nicht zur Konstruktion einer Anomie-Skala verwendet wurden). Jeweils zusammengefasst, ist denn auch jede Skala monofaktoriell.

In Zürich standen offensichtlich Durkheim und Srole Pate bei der Operationalisierung. Alle Aussagen beziehen sich auf das (schwindende) Vertrauen in die Gesellschaftsstruktur. Zu einer Skala zusammengefasst, lässt ein hoher Wert der Zustimmung auf ein Orientierungsdefizit schliessen.

Bei den MOS-Skalen in Queensland ist die Interpretation weniger eindeutig. Ihre Bezeichnung als "Margins of society" trifft den dahinter liegenden, mit den Aussagen zu identifizierenden Faktor am besten, doch wird MOS in der Queensland-Befragung zur Erhebung individueller Anomie verwendet (vgl. Western/Lanyon 1999, p. 89 ff.). Wer diesen Aussagen zustimmt, fühlt sich nicht in die Gesellschaft integriert und perspektivenlos – was in Mertons Typologie der Kategorie des "Retreatism" entspricht. In ihrer Gesamtheit erfasst man mit dieser Skala somit einen kleinen Teil der Anomischen; jenes Segment, das sich weder an Normen orientieren kann/will noch das Gefühl hat, die gesellschaftlich erwünschten Ziele erreichen zu können.¹⁷⁵ De facto wurden – wie üblich – Zustimmungen zu einer Aussage oder einigen Aussagen zu einer Skala aufaddiert.¹⁷⁶ Wie erwähnt ist auch diese Skala monofaktoriell.¹⁷⁷ Der latente Faktor kann wohl am besten mit "Desintegration" bezeichnet werden. Ein Hinweis darauf, dass die Bindung an Normen wie die Verpflichtung auf Ziele von den Individuen ähnlich erlebt werden?

Jedenfalls stellt sich die Frage, ob "Desintegration" mit "Orientierungsunsicherheit" (Anomia) gleichgesetzt werden kann. Die beiden Begriffe bezeichnen einen ähnlichen Sachverhalt unterschiedlichen Grades; "Desintegration" könnte als "Orientierungsunsicherheit" in fortgeschrittenem Stadium bezeichnet werden.

Zwei Argumente zu dieser These: Interpretativ wirken die Aussagen der MOS-Skala absoluter: «It is hard for me to tell what is right and wrong these days» impliziert eine Unsicherheit gegenüber stark gewichteten, je nach Interpretation auch rechtlichen Normen, während «Alles ist heute so unsicher und wechselt so schnell, dass man häufig nicht mehr weiss, wonach man sich richten soll» unverbindlicher gefasst ist. «My whole world feels like falling apart» ist emotional stärker konnotiert als etwa «Wenn man die Ereignisse von den letzten Jahren betrachtet, wird man richtig unsicher».

Empirisch fällt der enorme Unterschied in der Zustimmung zu den Aussagen auf. Während in

¹⁷⁵ In der Tat ist der Grad der Zustimmung zu diesen Aussagen sehr gering. Bei einem N von 1347 existiert 1 (!) Fall, der bei allen sieben Aussagen "agree" oder "strongly agree" entgegnet hat.

¹⁷⁶ Wobei lediglich 40% bei einer oder mehreren dieser Aussagen mit "agree" oder "strongly agree" geantwortet haben.

¹⁷⁷ Mit 52% der erklärten Varianz und einem KMO-Wert von .897 ein bemerkenswert starker Faktor.

der Zürcher Befragung die Spannweite der Zustimmung zu den fünf Fragen von 24.4% bis 53.7% reicht, liegen diese Werte in Queensland bei lediglich 5.1% bis 17.1%. Allerdings kann dieser beträchtliche Unterschied nicht allein durch die höhere Schwelle des Faktors in der australischen Befragung erklärt werden. Entweder ist das Zürcher Sample schlicht anomischer, oder signifikant unterschiedliche kulturelle Randbedingungen verzerren das Resultat. Eine dritter Erklärungsansatz ist methodologischer Natur: Während die Aussagen in der Zürcher Befragung in der dritten Person («man») formuliert sind, steht in der australischen die erste Person («I»). Möglich, dass die Befragten in Zürich die Aussagen nicht auf ihr persönliches Befinden bezogen, sondern allgemein zum Zustand der Gesellschaft trafen. Allerdings haben einige Aussagen ein wertendes Element¹⁷⁸, was persönliche Betroffenheit suggeriert.

Die Befragung in China unterscheidet sich bezüglich ihrer Anomia-Skala beträchtlich von den beiden genannten Beispielen.¹⁷⁹ Mit den hier verwendeten Aussagen wird primär die Internalisierung des Meta-Zieles "persönlicher Erfolg" operationalisiert, wobei die Aussagen drei und vier ein Element von Orientierungsunsicherheit einbringen. Wie die Analyse zeigt, ist der Faktor hinter dieser Skala am engsten mit den beiden letzten Aussagen assoziiert. Entsprechend schwierig ist er zu interpretieren. Er weist auf eine Loslösung von der Struktur hin, auf einen verstärkten Individualismus auf der Suche nach dem individuellen Erfolg – und entspricht damit in etwa dem, was vorgängig als "Deprivationsanomia" bezeichnet wurde. Die Monofaktorialität unter Einbezug der Aussagen drei und vier, die eher "Orientierungsanomia" entsprechen, stützt die oben getroffene Vermutung, dass "Deprivationsanomia" und "Orientierungsanomia" analytisch nicht zu trennen sind.

In Bulgarien wurde nicht mit einer eigentlichen Anomie-Skala gearbeitet, jedoch einige Variablen analog jenen in China erhoben. Diese ad-hoc-Skala misst noch eindeutiger als jene in China die empfundene Bedeutung persönlichen Erfolgs. Ein eigentliches Orientierungsdefizit wird hier nicht erhoben, damit entspricht diese Skala ziemlich genau einer Operationalisierung der Adaptionform "Innovation" – und wäre damit bestenfalls ein Indikator für Anomia, aber keine geeignete Operationalisierung.

Somit wurden in vier Untersuchungen mit vier ziemlich unterschiedlichen Skalen gearbeitet. Doch damit beginnen die Probleme erst.

¹⁷⁸ Z.B. "Das Schlimme ist..."

¹⁷⁹ Diese Befragung hat ein bemerkenswertes Design: Mit "Unzufriedenheit", "Misstrauen" und "Pessimismus" wurden drei der Anomia verwandten Faktoren erhoben und im Modell mit Anomia in einem "Instabilitäts"-Block zusammengefasst. Ein Instrument, das theoretisches und analytisches Entwicklungspotenzial aufweist.

15. Strukturelle Bedingungen von Anomia im internationalen Vergleich

Ganz offensichtlich macht es wenig Sinn, die Daten direkt miteinander zu vergleichen. Zu unterschiedlich sind die Aussagebatterien, zu verschieden der kulturelle Kontext, der offenbar eine gewichtige Rolle spielt. Wie verschieden die jeweiligen Anomia-Skalen ausfallen, zeigen folgende Tabellen:

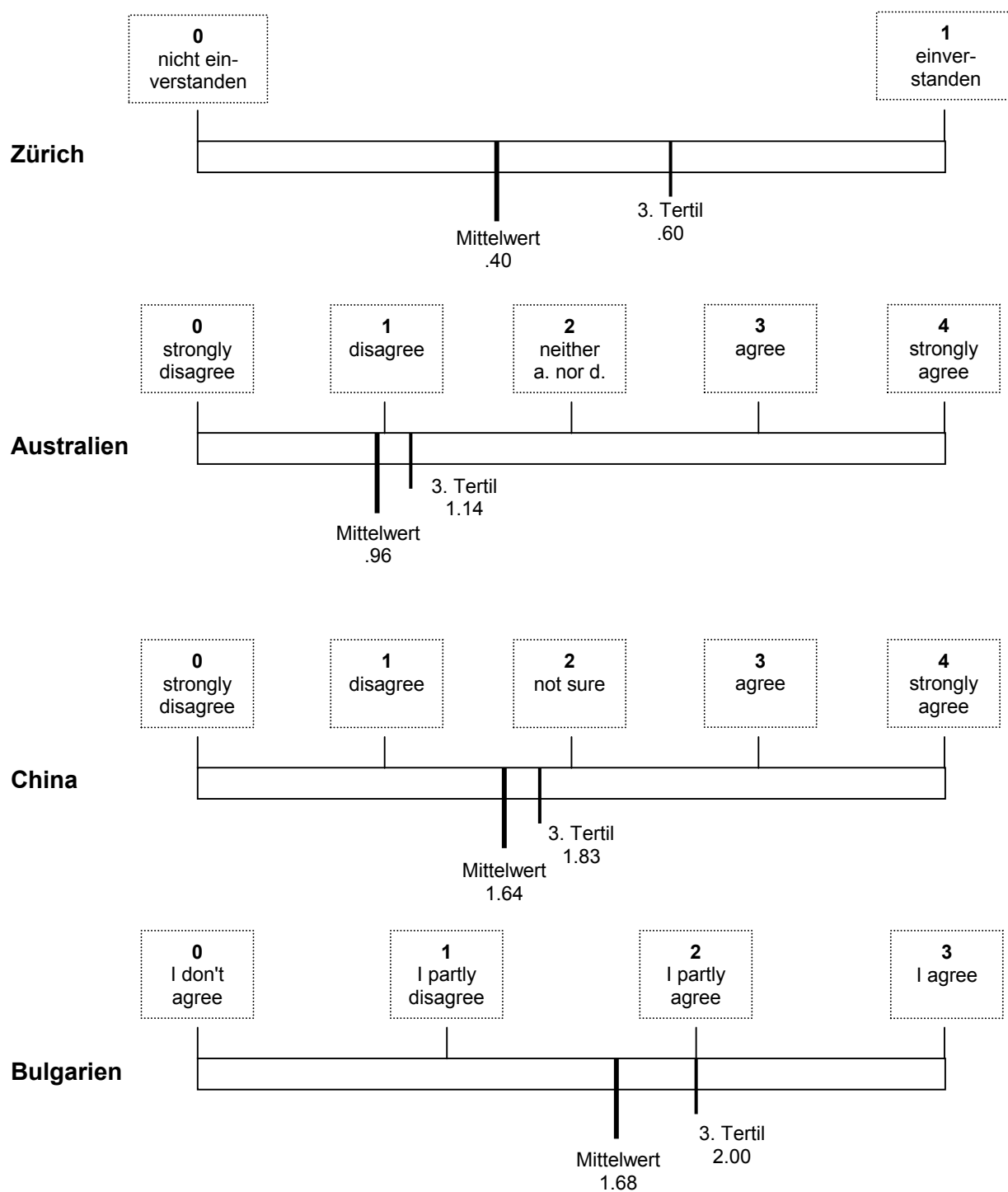
Tabelle 15.a: Zustimmungen zu anomiaspezifischen Aussagen im Vergleich

	CH	AUS	CHN	BUL
Durchschnittliche Zustimmung zu den Einzelaussagen ¹⁸⁰	40.2%	9.8%	20.2%	59.3%
Prozentsatz jener, die allen Aussagen zustimmen	6.7%	0.1%	0.8%	22.0%
Prozentsatz jener, die keiner Aussage zustimmen	19.3%	46.9%	5.9%	8.3%
N	1265	1272	3997	1188

Die folgenden Grafiken zeigen die Mittelwerte der Anomieskalen sowie den Beginn des obersten Tertils (das nach einer Trichotomisierung für Gewöhnlich mit dem Label "Anomie hoch" bezeichnet wird), recodiert auf die Spannweite der Antworten, um die Unterschiede grafisch zu veranschaulichen.

¹⁸⁰ Als Zustimmung wurden die Aussagen "strongly agree", "agree", "partly agree" recodiert, nicht aber "neither agree nor disagree".

Grafik 15b: Anomieskalen im Vergleich



	CH	AUS	CHN	BUL
Anzahl Aussagen	5	7	6	4
Spannweite Antworten	0-1	0-4	0-4	0-3
Mittelwert	0.40	0.96	1.64	1.68
Standardabweichung	0.30	0.57	0.62	0.71
Beginn oberes Tertil	0.60	1.14	1.83	2.00

Fünf sich gegenseitig teilweise ausschliessende Behauptungen zu diesen Skalen:

- a) Sie messen alle Anomia, wobei Anomia ein eindeutiges Konzept ist.
- b) Sie messen nicht alle Anomia
- c) Sie messen Anomia in unterschiedlicher Intensität
- d) Anomia ist empirisch multidimensional; die Skalen messen nicht alle denselben Aspekt.
- e) Anomia ist ein kulturell spezifischer Zustand.

Für Annahme a) spricht wenig. Es erscheint nicht plausibel, dass in der Schweiz bedeutend mehr Anomische zu finden sind als im einigermaßen vergleichbaren Australien oder dem im Wandel begriffenen China.

Annahme b) könnte bei Bulgarien zutreffen – hier wurde ohnehin keine eigentliche Anomia-Skala erhoben, sondern lediglich einige Fragen aus der China-Untersuchung übernommen.

Die Annahme c) dürfte zutreffen; schon linguistisch ist es so gut wie unmöglich, Wertungen in derselben Prägnanz in verschiedenen Sprachen zu vermitteln, von den kulturellen Randbedingungen – siehe e) – ganz abgesehen.

Auch Annahme d) lässt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Selbst wenn hier theoretisch argumentiert wurde, dass Deprivations- und Orientierungsanomia analytisch wohl kaum zu trennen sind, legt die Aussagebatterie in China doch die Vermutung nahe, dass hier einseitig die Zielfixierung als "Anomia" definiert wurde, wobei unklar bleibt, ob Fragen wie in Zürich auf demselben Faktor laden würden.

Annahme e) schliesslich ist insofern evident, als Anomia per Definition einen engen Bezug zur Kultur hat. Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob Individuen in verschiedenen kulturellen Kontexten in ihrer Toleranz gegenüber Anomie differieren.

Der Realität am nächsten dürfte eine Kombination der genannten Faktoren kommen. Jedenfalls erübrigt sich ein direkter Vergleich der Daten. Die Frage "Wer ist anomischer..." kann so nicht beantwortet werden.

Untersucht werden soll vielmehr analog zum ersten Teil dieser Arbeit, inwiefern die jeweils gemessene "Anomia" strukturell bedingt ist, und welche Randbedingungen das Ergebnis beeinflusst haben könnten.

15.1 Australien

Die Befragung fand Mitte der 90er Jahre in Südost-Queensland statt, ist also nicht repräsentativ für Australien. SE-Queensland ist ein urbanes, nach Brisbane orientiertes, rund 2 Mio. Einwohner umfassendes Gebiet, welches das höchste Bevölkerungswachstum Australiens aufweist.¹⁸¹ Es handelt sich dabei um eine "boomende" Region.

Die ökonomische Situation Australiens generell war zu Beginn der 90er nicht besonders rosig. Die Arbeitslosenquote stieg 1994 auf ein Rekordhoch von 11 Prozent, fiel im folgenden Jahr jedoch gegen 9 Prozent.

Australien war und ist ein Einwanderungsland. Netto wuchs Australien 1995 innerhalb eines Jahres um rund 0.5% aufgrund von Überseemigration¹⁸² (vgl. Western/Lanyon, 1999). Waren die Migranten bis in die 60er Jahre vor allem europäischen Ursprungs, ist in den vergangenen Jahrzehnten ein erheblicher Anstieg des Anteils an Einwanderern aus dem umliegenden asiatischen Raum feststellbar.

Kulturell gesehen ist Australien "europäischer" als etwa die USA, geprägt durch seine Wurzeln im britischen Commonwealth und das Erbe seiner Einwanderer. Die relative geopolitische Isolation, der hohe Urbanisierungsgrad, die unermessliche Weite des weitgehend öden Kontinents haben ihre Spuren hinterlassen, aber generell kann Australien als "normale", liberale Demokratie bezeichnet werden, in welcher der ökonomische Erfolg und der Konsum keine geringere Rolle spielen als in anderen Gesellschaften westlichen Zuschnitts.

Was lässt diese knappe Skizze im Bezug auf Anomie/Anomia erwarten? SE Queensland ist eine Region, die aufgrund von Migration und Urbanisierung einer gewissen Dynamik ausgesetzt ist, von abruptem Wandel wie etwa in China kann aber keine Rede sein. Die hohe, wenn auch tendenziell abnehmende Arbeitslosenquote deutet auf eine erhebliche relative Deprivation im System hin. Es darf also erwartet werden, dass die strukturellen Spannungen in ähnlichem, wenn nicht stärkerem Mass wie in Zürich den Grad der Anomia bestimmen.

Nun ist das berichtete Niveau von Anomia wie gesehen erstaunlich gering.¹⁸³ Ohne mit einer eigentlichen "Einheit" von Anomia arbeiten zu können, wird doch deutlich, dass in Zürich die

¹⁸¹ V.a. Binnen- und internationale Migration.

¹⁸² Plus rund 0.7% aufgrund von Geburtenüberschuss.

¹⁸³ Mögliche Gründe dafür wurden schon angesprochen: Die etwas andere Formulierung mit der expliziten Verwendung des Pronomens "I"; die Fächerung der Antwortkategorien mit der Möglichkeit, sich nicht zu entscheiden (wobei diese Kategorie je nach Aussage nur 2.8% bis 12.3% der Antworten ausmacht). Der Individualismus mag eine grössere Rolle spielen.

Tabelle 15.1a: Bildung und Anomia in SE Queensland I

Tabelle 15.1b: Bildung und Anomia in SE Queensland II

Bildung hat in Queensland einen signifikant negativen Einfluss auf Anomia. Damit entspricht das Resultat den Erwartungen und dem Zürcher Ergebnis, wenn es auch im Vergleich zu jenem weniger deutlich ausfällt.

¹⁸⁵ "Agree" und "strongly agree" als Zustimmung, alle anderen als Nicht-Zustimmung.

Tabelle 15.1c: Einkommen und Anomia in SE Queensland

	EINKOMMEN			total
	tief	mittel	hoch	
ANOMIA				
Nein	54.9%	55.7%	67.3%	59.7%
Ja	45.1%	44.3%	32.7%	40.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	319	361	395	1075
Gamma = -.18 p < .001				

Das Einkommen hat in Queensland ebenfalls einen signifikant negativen Einfluss auf die Anomia, in etwa demselben Ausmass wie die Bildung, dies im Unterschied zur Zürcher Untersuchung, wo der Einfluss bloss kategorienpezifisch und tendenziell schwach ausfiel.

Tabelle 15.1d: Berufsstatus und Anomia in SE Queensland

	Berufsstatus			total
	tief	mittel	hoch	
ANOMIA				
Nein	57.3%	62.7%	72.2%	63.4%
Ja	42.7%	37.3%	27.8%	36.6%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	307	233	234	774
Gamma = -.21 p < .001				

Auch der Berufsstatus weist die erwartete, signifikant negative Beziehung zu Anomia auf.

Nun liegt es nahe, das Modell analog zur Zürcher Untersuchung mittels multipler Regression zu überprüfen. Dabei kann allerdings der Berufsstatus nicht miteinbezogen werden, da er in Queensland nur als rein ordinale Variable vorliegt und nicht, wie in Zürich, durch ein rating mehr oder minder auf das metrische Niveau erhoben wurde.

Zum Vergleich zuerst die Regression in der Zürcher Untersuchung mit den Strukturvariablen Geschlecht, Alter, Einkommen und Bildung:

Tabelle 15.1e: Zürich: Regression mit Anomia als abhängiger Variable

Variablen	Beta	p
Alter	.25	.000
Geschlecht (Frau)	-.02	.627
Bildung	-.21	.000
Einkommen	-.12	.001
Adj R ² = .131		N = 952

Tabelle 15.1f: Queensland: Regression mit Anomia¹⁸⁶ als abhängiger Variable

Variablen	Beta	p
Alter	-.12	.000
Geschlecht (Frau)	-.06	.087
Bildung	-.14	.000
Einkommen	-.11	.002
Adj R ² = .042		N = 1072

Drei Unterschiede sind augenfällig:

- Die Erklärung der Varianz von Anomia durch die Strukturvariablen ist in Queensland bedeutend geringer.
- Bildung erklärt nicht bedeutend mehr als Einkommen.
- Das Alter hat in Queensland einen mässig negativen Einfluss auf die Anomia, während es in Zürich stark positiv korreliert.

Die Hypothese, wonach in Queensland die Strukturvariablen einen ähnlich starken Einfluss auf die Anomia aufweisen wie in Zürich, wird nicht bestätigt. Wie bereits die Kreuztabellierung andeutete, weisen Bildung wie Einkommen den erwartet signifikant negativen Einfluss auf. Erklärungsbedürftig ist der negative Einfluss des Alters: In Queensland sind Ältere weniger anomisch, ganz im Gegensatz zu Zürich. Worauf kann dies zurückgeführt werden?

¹⁸⁶ Die Anomiaskala in Australien erfüllt die Bedingungen für eine Normalverteilung nicht ganz, ist aber mit einem Mittelwert von 0.96, Median von 1.00 sowie Modus von 1.00 sowie einer Schiefe von .417 sowie einer Kurtosis von .684 vom Ideal nicht weiter entfernt als etwa die Anomia-Skala in der Züricher Untersuchung.

Tabelle 15.1g: Alter und Anomia in Queensland

	ALTER					total
	bis 27	28-35	36-43	44-53	54 +	
ANOMIA						
Nein	50.9%	58.8%	65.3%	61.0%	62.6%	59.7%
Ja	49.1%	41.2%	34.7%	39.0%	37.4%	40.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	218	211	222	218	206	1075

Der Einfluss ist nicht linear. Die Jüngsten sind überdurchschnittlich anomisch, jene im besten Erwerbsalter unterdurchschnittlich, die anderen Altersgruppen entsprechen in etwa dem Durchschnitt. Offensichtlich existiert (zumindest) ein Faktor, der die Unter-30-jährigen anfälliger auf Anomia macht.

Einer dieser Faktoren ist der Zivilstand: In der Zürcher Untersuchung ist er ohne signifikanten Einfluss auf die Varianz von Anomia; ganz anders in Queensland:

Tabelle 15.1h: Regression inklusive Zivilstand

Variablen	Beta	p
Alter	-.10	.001
Geschlecht (Frau)	-.05	.098
verheiratet	-.15	.000
Bildung	-.14	.000
Einkommen	-.11	.002
Adj R ² = .065		N = 1070

Hier ist der Zivilstand im Modell die einflussreichste Variable. Anders als in Zürich trägt die Präsenz eines Gatten bzw. einer Gattin zur Orientierungssicherheit bei.

Da Jüngere seltener verheiratet sind, erklärt der Zivilstand einen Teil des negativen Einflusses von Alter. Über andere Faktoren kann nur spekuliert werden. Möglicherweise hat sie die schlechte Konjunktur zum Eintritt in das Erwerbsleben geprägt und verunsichert.

Tabelle 15.1i: Statusinkonsistenz in Queensland I

	BILDUNG / EINKOMMEN		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
ANOMIA			
Nein	58.3%	62.1%	59.7%
Ja	41.7%	37.9%	40.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	674	398	1072
p = .23			

Zur Überprüfung der Statusinkonsistenz-Hypothese wird die einfachste und anschaulichste Modellierung herangezogen. Bildung und Einkommen werden jeweils dichotomisiert. Ein Blick auf die Tabelle zeigt, dass die Inkonsistenz – analog zur Zürcher Untersuchung – keinen eigenen signifikanten Einfluss auf Anomia aufweist.

In der Detailbetrachtung zeigt sich aber ein deutlich anderes Bild als in Zürich.

Tabelle 15.1j: Statusinkonsistenz in Queensland II

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich	
ANOMIA					
Nein	53.0%	65.1%	58.0%	66.8%	59.7%
Ja	47.0%	34.9%	42.0%	33.2%	40.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	415	229	169	259	1072
p = .001					

Zum Vergleich nochmals die entsprechende Tabelle in der Zürcher Untersuchung:

Tabelle 15.1k: Statusinkonsistenz in Zürich

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich	
ANOMIE					
tief	32.7%	36.1%	54.4%	54.7%	43.8%
mittel	21.1%	28.3%	25.4%	21.6%	23.4%
hoch	46.2%	35.6%	20.2%	23.7%	32.8%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	318	180	169	287	954
p < .001					

Im Vergleich zu Zürich sind in Queensland die Rollen von Bildung und Einkommen invers. Hier hat hohes Einkommen bei tiefer formaler Bildung eine unterdurchschnittliche Tendenz zu Anomia zur Folge. Wie die Regression gezeigt hat, ist der Einfluss von Bildung und Einkommen jeweils etwa gleich gross. So lässt diese Tabelle vermuten, dass Statusinkonsistenz doch eine gewisse Wirkung hat, allerdings eine asymmetrische.

Fazit

Das Auffallendste an der Queensland-Anomiaskala ist der geringe Anteil der zustimmenden Aussagen. Das mag zum Teil mit der inhaltlich höheren Schwelle erklärbar sein. Eine Zustimmung ist hier eher als Folge von Desintegration zu interpretieren, im Unterschied zur niederschwelligeren Orientierungsunsicherheit in Zürich. Ein kleiner Teil des unterschiedlichen Antwortverhaltens ist auch auf die Operationalisierung zurückzuführen, stand den Befragten in Queensland doch eine neutrale Antwort offen. Dennoch besteht Grund für die Vermutung, dass in diesem urbanen Teil von Queensland tatsächlich weniger Individuen von Anomia betroffen sind als in Zürich.

Die Gesellschaft in SE Queensland dürfte kaum stabiler, von weniger wandlungs- und mobilitätsinduzierter Anomie betroffen sein. Eine gesamthaft geringere relative Deprivation im System ist ebensowenig plausibel. Ein möglicher Faktor wäre ein höheres Mass an Individualisierung. Ein Indikator dafür ist die hohe Mobilitätsrate in dieser stark wachsenden Region.¹⁸⁷

Ein hohes Mass an Individualisierung würde auch dazu beitragen, den geringen Zusammenhang zwischen den Strukturvariablen und Anomia zu erklären. Bildung, Einkommen

¹⁸⁷ Der Zuwachs durch Migration in SE-Queensland beträgt rund 45'000 Personen pro Jahr; die Bevölkerung wird sich Prognosen zu Folge innert 30 Jahren verdoppeln, womit SE Queensland eine der zehn am schnellsten wachsenden urbanen Regionen in industrialisierten Ländern ist (vgl. Western/Lanyon, 1999).

und Berufsstatus weisen erwartungsgemäss einen jeweils negativen Einfluss auf Anomia aus, wobei der Beitrag zur Varianzerklärung bescheiden bleibt.

Anders als in der Zürcher Untersuchung ist der Zusammenhang zwischen Alter und Anomia ebenfalls negativ, wobei vor allem die Unter-30-jährigen überdurchschnittlich häufig anomisch sind. Zudem weist der Zivilstand einen signifikant Einfluss auf Anomia auf.

15.2 China

Das Sample der Untersuchung in China bilden rund 4000 Befragte aus urbanen Gebieten. Die 1996 durchgeführte Befragung ist somit nur beschränkt repräsentativ für die Nation.

China war und ist geprägt durch das "System der zwei Wege": ökonomische Öffnung unter offizieller Beibehaltung der kommunistischen Ideologie. Ungeachtet des inhärenten Widerspruches zwischen freier Marktwirtschaft und Marxismus versucht das offizielle China, dem Schicksal anderer kommunistischer Regimes zu entgehen, indem das ökonomische Wachstum gefördert und der individuelle Erfolg als Wert etabliert wird, ohne den allumfassenden Machtanspruch der Partei anzutasten.

Erstaunlicherweise funktioniert dieses Experiment bis anhin. Das ökonomische Wachstum ist enorm, die kommunistische Partei noch fest im Sattel, wobei sie freilich wenig Skrupel bei der Verteidigung ihrer Machtposition zeigt.

Theoretisch gesehen könnte dieses Szenario als Mutter aller anomischen Systeme bezeichnet werden, von vollständigen Zusammenbrüchen wie in Somalia vielleicht abgesehen. Die rasche Öffnung der ökonomischen Sphäre, die Forderung nach und Förderung von Einzelinitiative nach Jahrzehnten der Bevormundung, die Propagierung von materiellem Erfolg bei gleichzeitiger Unterdrückung politischer Emanzipation müsste den Individuen an sich ein hohes Mass an Orientierungsunsicherheit bescheren. Die Normen der politischen und der ökonomischen Sphäre sind kaum in Einklang zu bringen, zudem ist die Erfahrung mit der freien Marktwirtschaft noch relativ gering, deren Strukturen noch nicht gefestigt. Mit der nunmehr hohen Wertung persönlichen Erfolges dürfte auch relative Deprivation ihren Beitrag zur Verbreitung von Anomia unter den Individuen beitragen.

Es wäre in der Tat interessant, hier die Reaktionen auf die Srole-Skala zu analysieren. Doch in der Befragung wurden Items verwendet, die in erster Linie die Internalisierung des Erfolges als Mass aller Dinge reflektieren. Der Aussage mit dem semantisch engsten Bezug zur Orientierungssicherheit, "Things are changed so fast. It is hard to tell right from wrong these days", stimmten rund ein Drittel der Befragten zu. In Zürich bejahte mehr als die Hälfte eine inhaltlich ähnliche Aussage, "Alles ist heute so unsicher und wechselt so schnell, dass man häufig nicht mehr weiss, wonach man sich richten soll". Ein erstaunlicher Unterschied.

Ansonsten sind die Skalen kaum vergleichbar, es sei denn, man akzeptiere die theoretische Implikation, wonach mit der Verinnerlichung des Erfolgs eine Indifferenz gegenüber den Normen einhergeht und mit diesen Aussagen deswegen auch Anomia im engeren Sinne gemessen wird. Hier wird der Standpunkt vertreten, dass mit dieser oder einer ähnlichen Skala nicht Anomia im engeren Sinne gemessen wird, also nicht Orientierungsunsicherheit, sondern mit der Betonung individuellen Erfolges ein Teilaspekt dieses Komplexes.

Fakt bleibt aber, dass die Skala auch unter Berücksichtigung dieses Orientierungs-Items monofaktoriell ist. Ob dieser Faktor jenem der Zürcher Untersuchung entspricht, bleibt zweifelhaft; er dürfte ihm aber zumindest ähnlich sein bzw. in Teilen übereinstimmen. Ein direkter Vergleich der Ergebnisse ist jedenfalls nicht vorgesehen.

Methodologisch von Bedeutung ist auch hier die Fächerung der Antwortvorgaben, mit einem neutralen Element als Option. Dieses wurde von den Befragten, im Vergleich zur analogen Anordnung in Queensland, häufig gewählt: Im Durchschnitt der sechs Items wählten 31.4% jeweils die Option "not sure". Damit wollte sich rund jeder Dritte nicht festlegen, während sich in Queensland im Schnitt bloss jeder Zwanzigste nicht entscheiden mochte. Dieser enorme Unterschied mag zumindest teilweise in der generell eher mässigen Entscheidungsfreudigkeit der chinesischen Befragten begründet sein; auch in anderen Aussagebatterien sind die Unentschlossenen zahlreich, bisweilen bilden sie gar die stärkste Gruppe – ein weiteres Indiz dafür, wie schwierig Umfrageergebnisse über kulturelle Grenzen hinweg zu interpretieren sind.

Auch hier stellt sich das Problem der Kategorisierung von Anomia für die Kreuztabellierungen. Eine Dicho- oder Trichotomisierung ist aufgrund der geringen Zustimmung zu den Items interpretativ unzulässig – zumindest in ihren klassischen Formen: Bei einer Trichotomisierung und der Benennung der Tertile in "tief", "mittel" und "hoch", wie etwa in Zürich, würden auch Fälle zu den mittel Anomischen geschlagen, die bei keiner einzigen Aussage "agree" oder "strongly agree" geantwortet haben, sondern bloss ihre Unentschlossenheit und/oder mässige Ablehnung zum Ausdruck gebracht haben.

Um diesem Fehlschluss zu entgehen, aber dennoch mit Kategorien arbeiten zu können, werden die Tertile interpretativ adäquater benannt: "nicht anomisch", "kaum anomisch", "tendenziell anomisch".

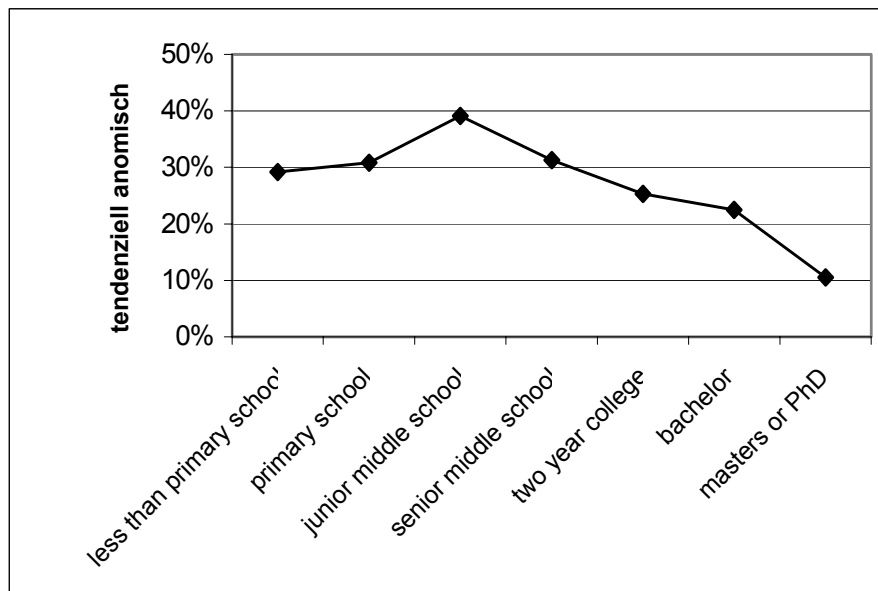
Tabelle 15.2a: Bildung und Anomia in China

	zuletzt abgeschlossene Ausbildung							total
	less than primary school	primary school	junior middle school	senior middle school	two year college	bachelor	masters or PhD	
anomisch								
nicht	37.5%	33.1%	32.5%	38.6%	44.1%	49.8%	54.4%	38.9%
kaum	33.3%	36.1%	28.4%	30.1%	30.6%	27.7%	35.1%	29.9%
tendenziell	29.2%	30.8%	39.1%	31.3%	25.3%	22.5%	10.5%	31.2%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	24	172	1115	1493	811	307	57	3979
Gamma = -.16 p < .001								

Bildung hat auch in der chinesischen Untersuchung einen signifikant negativen Einfluss auf

Anomia.¹⁸⁸ Allerdings ist der Zusammenhang nicht linear. Ein Blick auf die Grafik verdeutlicht dies: Die besser Gebildeten sind stark unterdurchschnittlich "tendenziell anomisch", dieser Anteil steigt bis zu den "jms"-Absolventen an und sinkt bei den tiefsten Bildungsstufen wieder knapp unter den Durchschnittswert.

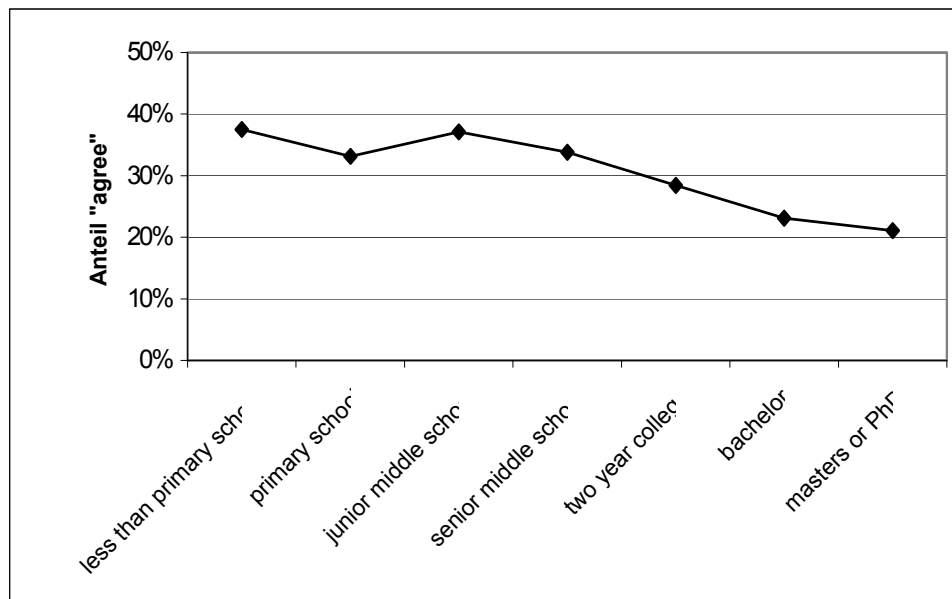
Grafik 15.2b: Bildung und tendenzielle Anomia



Wie bereits erwähnt, unterscheidet sich die Anomia-Skala dieser Untersuchung beträchtlich von jener in Zürich, da sie in erster Linie die Betonung persönlichen Erfolgs misst. Die einzige Aussage mit einem engeren Bezug zu Sroles ursprünglicher Skala, "Nowadays things change so fast that It is hard to tell right from wrong", zeigt jedoch eine ähnliche Verteilung:

¹⁸⁸ Kurze Anmerkung: Die ersten Auswertungen ergaben erstaunlicherweise das inverse Ergebnis, i.e. Bildung und Anomia in einem positiven Zusammenhang. Die weiteren Analysen und Recherchen ergaben jedoch, dass es sich dabei um einen Codierungsfehler im Datenfile handelte.

Tabelle 15.2c: Anteil Zustimmung zur Aussage "... hard to tell wrong from right"



In dieser der Orientierungsanomia am besten entsprechenden Teilfrage ist ebenfalls eine klare, signifikante Tendenz entsprechend der Haupthypothese zu erkennen; besser Gebildete haben weniger Mühe, "right from wrong" zu unterscheiden. Wobei auch hier konstatiert werden muss, dass der Einfluss der Bildung nicht völlig linear ist.

Der anomiareduzierende Einfluss von Bildung entspricht zwar der Leithypothese, ist aber insofern nicht selbstverständlich, als der Widerspruch zwischen ökonomischem Aufbruch und politischer Stagnation die besser Gebildeten überdurchschnittlich verunsichern könnte.

Betrachten wir, wie das System in Bezug auf seine demokratischen Elemente eingeschätzt wird:

Tabelle 15.2d: Einschätzung der demokratischen Verhältnisse und Bildung

Aussage: "There is no such thing as democracy or a legal system in our country"

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	less than primary school	primary school	junior middle school	senior middle school	two year college	bachelor	masters or PhD	
no democracy								
not true	20.8%	26.7%	23.8%	22.2%	16.2%	11.7%	8.8%	20.6%
not sure	54.2%	40.2%	37.8%	41.4%	39.4%	39.8%	40.3%	39.9%
true	25.0%	33.1%	38.4%	36.4%	44.4%	48.5%	50.9%	39.5%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	24	172	1115	1493	811	307	57	3979
Phi = .12 p < .001								

Besser Gebildete halten das politische System für bedeutend demokratischer als weniger Gebildete. Angenommen ein demokratisches System sei wünschenswert, liegt in diesem Befund ein Spannungspotenzial. Die Einschätzung der demokratischen Verhältnisse und Anomia sind denn auch signifikant miteinander verknüpft:

Tabelle 15.2e: Anomia und Einschätzung der demokratischen Verhältnisse:

	Kein demokratisches System			total
	not true	not sure	true	
anomisch				
nicht	48.7%	39.7%	32.8%	38.8%
kaum	29.4%	29.4%	30.6%	29.9%
tendenziell	21.9%	30.9%	36.6%	31.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	826	1589	1582	3997
Phi = .14 p < .001				

Das mag wohl den Zusammenhang zwischen Bildung und Anomia abschwächen, reicht aber nicht für eine Trendumkehr der Wirkungsrichtung von Bildung aus. In anderen Fragen zur Gesellschaft zeigt die Bildung im Übrigen keinen signifikanten Einfluss. Hingegen fällt der hohe Konsens um die Lamentabilität der soziopolitischen Verhältnisse auf:

Tabelle 15.2f: Ansichten zum soziopolitischen Klima in China

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	less than primary school	primary school	junior middle school	senior middle school	two year college	bachelor	masters or PhD	
The gap between the rich and the poor in our country is widening to an unfair extent								
true	79.2%	74.6%	81.3%	82.0%	79.5%	83.1%	75.4%	81.0%
Inflation in our country is going up out of control								
true	58.3%	69.8%	72.3%	66.9%	66.4%	69.0%	64.9%	68.5%
The present political corruption is becoming a social epidemic								
true	70.9%	81.4%	85.4%	82.1%	82.9%	84.3%	86.0%	83.3%
It is hard to find a crime-free place to live								
true	70.9%	72.1%	78.4%	76.3%	78.0%	76.6%	80.8%	77.1%
Nowadays there are no clear moral standards in the society								
true	50.0%	47.6%	54.8%	53.5%	57.2%	57.4%	59.7%	54.7%
The social order is increasingly unstable								
true	62.5%	51.1%	50.1%	52.1%	53.3%	56.7%	59.7%	52.4%
Our society has a low tolerance for dissenting opinions and behaviors								
true	37.5%	38.4%	36.1%	34.0%	37.2%	28.7%	19.3%	34.9%
N	24	172	1115	1493	811	307	57	3979

Der Einfluss der Bildung auf diese Aussagen erreicht in der Kreuztabellierung in keinem Fall das 1%-Signifikanzniveau.

Allerdings sehen die besser Gebildeten der Zukunft signifikant optimistischer entgegen:

Tabelle 15.2g: Einschätzung der Zukunft des Landes und Bildung

Aussage: "I don't feel optimistic about the directions we are going."

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	less than primary school	primary school	junior middle school	senior middle school	two year college	bachelor	masters or PhD	
no future								
not true	66.7%	50.0%	48.0%	53.4%	55.7%	67.1%	73.7%	53.6%
not sure	20.8%	32.6%	31.3%	32.1%	34.1%	27.0%	21.0%	31.7%
true	12.5%	17.4%	20.7%	14.5%	10.2%	5.9%	5.3%	14.7%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	24	172	1115	1493	811	307	57	3979
Phi = .15 p < .001								

Ähnlich, und auch mit vergleichbaren Alinearitäten, verhält sich die Einschätzung der persönlichen Zukunft:

Tabelle 15.2h: Einschätzung der persönlichen Zukunft und Bildung

Aussage: "Personally, I don't see any future for myself"

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG							total
	less than primary school	primary school	junior middle school	senior middle school	two year college	bachelor	masters or PhD	
no own future								
not true	25.0%	17.4%	18.6%	21.4%	24.2%	27.0%	24.6%	21.5%
not sure	62.5%	44.2%	43.4%	48.4%	51.6%	54.4%	54.3%	48.1%
true	12.5%	38.4%	38.0%	30.2%	24.2%	18.6%	21.1%	30.4%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	24	172	1115	1493	811	307	57	3979
Phi = .141 p < .001								

Bildung korreliert somit mit einer allgemein optimistischeren Einschätzung des Kommenden – was sich anomiereduzierend auswirkt. Das Erkennen des aktuellen Demokratiedefizits mag diese Tendenz abschwächen, invertiert sie aber nicht.

Wie steht es um das Verhältnis von Einkommen und Anomia?

Tabelle 15.2i: Einkommen und Anomia in China

	EINKOMMEN			total
	tief	mittel	hoch	
anomisch				
nicht	33.5%	40.7%	43.5%	38.8%
kaum	30.2%	30.4%	28.6%	29.9%
tendenziell	36.3%	28.9%	27.9%	31.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	1431	1551	1015	3997
Gamma = -.12				p < .001

Dieses Ergebnis entspricht wieder der Theorie; die Höhe des Einkommens hat einen signifikant negativen Einfluss auf die Tendenz zur Anomia.

Zur Operationalisierung des Sozio-ökonomischen Status bietet sich in der chinesischen Untersuchung die Selbsteinschätzung bezüglich der Schichtzugehörigkeit an:

Tabelle 15.2j: Schichtzugehörigkeit und Anomia in China

	Eigeneinschätzung der Schichtzugehörigkeit					total
	lower	lower-middle	middle	upper-middle	upper	
anomisch						
nicht	28.6%	35.0%	41.9%	49.0%	75.0%	38.8%
kaum	22.7%	31.5%	29.9%	32.2%	6.2%	29.9%
tendenziell	48.7%	33.5%	28.2%	18.8%	18.8%	31.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	353	1450	1917	261	16	3997
Gamma = .19					p < .001	

Der Zusammenhang zwischen selbst berichteter Schichtzugehörigkeit und der Tendenz zur Anomia ist eindeutig und verläuft in der erwarteten Richtung.

Dieser Sozio-ökonomische Status in Form berichteter Schichtzugehörigkeit kann nicht in das Regressionsmodell aufgenommen werden; diese Variable ist rein ordinal. Mit den verbleibenden Strukturvariablen zeigt sich in der Regressionsrechnung folgendes Bild:

Tabelle 15.2k: Regression mit Anomia als abhängiger Variable

Variablen	Beta	p
Alter	-.08	.000
Geschlecht (Frau)	.04	.006
Bildung	-.12	.000
Einkommen	-.05	.001
Adj R ² = .031		N = 3979

Alle vier Variablen weisen einen hochsignifikanten Zusammenhang aus, doch die erklärte Varianz von Anomia ist mit 3.1% noch geringer als in der Queensland-Befragung.¹⁸⁹ Relativ gesehen ist auch hier der Einfluss der Bildung am stärksten. Jener des Einkommens fällt eher marginal aus; das Alter ist, analog zu Queensland, signifikant negativ mit Anomia assoziiert. Erstmals zeigt auch das Geschlecht einen signifikanten, wenn auch nicht sonderlich relevanten Einfluss; Frauen sind stärker von Anomia betroffen als Männer.

In Queensland leistete der Zivilstand einen vergleichsweise grossen Beitrag zur Varianzerklärung von Anomia, zumindest erklärt dort der Umstand, ob die Befragten verheiratet sind oder nicht, mehr als alle anderen Strukturvariablen. Anders in China:

Tabelle 15.2l: Regression inklusive Zivilstand

Variablen	Beta	p
Alter	-.10	.000
Geschlecht (Frau)	.04	.010
verheiratet	.05	.006
Bildung	-.12	.000
Einkommen	-.06	.001
Adj R ² = .032		N = 3979

Der Zivilstand¹⁹⁰ ist in Bezug auf Anomia wohl signifikant, mit einem Beta von .05 jedoch nicht sonderlich relevant. Allerdings ist die Richtung des Einflusses interessant: Der Umstand, verheiratet zu sein, hat eine positive Wirkung auf Anomia: verheiratete sind anomischer, im Unterschied zum Ergebnis in Queensland. Das mag mit der erstaunlich hohen Quote Verheirateter zusammenhängen: bloss 9.4% der Befragten in den chinesischen Städten waren Single, geschieden oder verwitwet; nicht unwahrscheinlich, dass nicht alle übrigen 90.6%

¹⁸⁹ Nimmt man die berichtete Schichtzugehörigkeit ins Modell auf und betrachtet damit die Abstufung – ungerechtfertigterweise – als metrisch, werden insgesamt 4.2% der Varianz erklärt, wobei in diesem Modell das Einkommen keinen signifikanten Erklärungsbeitrag mehr leistet.

¹⁹⁰ Verwitwete und Geschiedene wurden in dieser dichotomen Variable in "nicht verheiratet" recodiert.

glücklich verheiratet sind, sondern kultureller Konventionen wegen eine Ehe schlossen, die nicht zu ihrem persönlichen Glück beiträgt bzw. die Partnerschaft formell aufrecht erhalten.

Mit lediglich 3.1% erklärter Varianz ist dieses strukturbasierte Modell nicht sonderlich effektiv in der Deutung der Ursachen von Anomia. In der chinesischen Untersuchung wurden neben individueller Anomie drei verwandte Konzepte in die Untersuchung miteinbezogen: Pessimismus, Unzufriedenheit und Misstrauen. Im Design von Li, Atteslander, Tanur und Wang werden diese vier Skalen in einem "Instabilitäts-Block" zusammengefasst. Dabei stellt sich das Problem, welche kausale Verkettung modelliert werden soll. In ihrem Bericht wird diese Frage nicht abschliessend beantwortet, wobei eine eindeutige Antwort theoretisch auch kaum gegeben werden kann. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Pessimismus-Skala¹⁹¹ hoch mit der Anomia-Skala korreliert. Der Pearson-Koeffizient beträgt .354.¹⁹² Der Zusammenhang zwischen der Anomia-Skala und der Einschätzung der zukünftigen Entwicklung des Landes – als Einzelaussage Teil der Pessimismus-Skala – beträgt gar annähernd .5. In das Regressionsmodell aufnehmen lässt sich Pessimismus allerdings nicht; es spricht theoretisch wenig dafür, Pessimismus und Anomia die abhängige oder die unabhängige Rolle zuzuweisen.

Statusinkonsistenz spielt auch in China keine Rolle bezüglich Anomia:

Tabelle 15.2m: Statusinkonsistenz in China I

	BILDUNG / EINKOMMEN		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
anomisch			
nicht	38.9%	38.8%	38.8%
kaum	30.6%	29.3%	29.9%
tendenziell	30.5%	31.9%	31.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	1648	2349	3997
Phi = .017			p = .552

¹⁹¹ Gebildet aus den Antworten zu den Aussagen "Personally I don't see any future for myself", "I don't feel optimistic about the direction of the country", "In our country, opportunity is not always available to those who try to strive ahead."

¹⁹² Der Wert wäre bedeutend höher ohne die opportunity-Frage bei der Pessimismus-Skala, die wohl mit den anderen beiden Aussagen korreliert und in der Faktoranalyse auch auf demselben Faktor lädt, aber invers zur Erwartung; d.h. die bezüglich der eigenen und nationalen Zukunft Pessimistischen glauben sehr wohl, dass den Tüchtigen Möglichkeiten zum Vorankommen offen stehen.

Tabelle 15.2n: Statusinkonsistenz in China II

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (trichotom)					total
	tief gleich	mittel gleich	hoch gleich	Bildung höher	Einkommen höher	
anomisch						
nicht	30.0%	37.8%	51.1%	39.2%	38.5%	38.9%
kaum	32.0%	31.4%	28.2%	27.7%	30.9%	29.9%
tendenziell	38.0%	30.8%	20.8%	33.1%	30.6%	31.2%
total	100.0%	100.0%	100.1%	100.0%	100.0%	100.0%
N	576	600	472	1137	1194	3979
Phi = .123					p < .001	

Die Inkonsistenten, ob mit Bildungs- oder Einkommensdefizit, liegen anteilmässig ziemlich genau im Bereich des jeweiligen Gruppendurchschnitts, während die Konsistenten gemäss ihres Statusranges signifikant vom Mittelwert abweichen. Die Befragten mit Bildungsüberschuss sind minim anomischer als jene mit Einkommensüberschuss, obwohl doch die Regression gezeigt hat, dass die Bildung in Bezug auf den Grad der Anomia relevanter ist. So kann auch hier ein gewisser, richtungsabhängiger Effekt der Inkonsistenz vermutet werden, der allerdings unterhalb der Signifikanzgrenze liegt.

Fazit

Die Resultate der Befragung in China folgen dem Muster jener in Queensland, obwohl die aktuellen politischen, kulturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen völlig anders geartet sind und die Anomiaskala inhaltlich differiert. Bildung, Einkommen und Sozio-ökonomischer Status haben einen in der erwarteten Richtung signifikanten Einfluss auf die Tendenz zur Anomia. Allerdings erklären die Strukturvariablen bloss einen geringen Teil der Varianz. Alter und Anomia stehen in China in einem zur Zürcher Untersuchung inversen, wenn auch nicht sonderlich engen Zusammenhang. Von ebenso geringer Relevanz sind Zivilstand und Geschlecht, wenngleich deren Beiträge die Signifikanzgrenze erreichen. Statusinkonsistenz wird auch in China nicht in Anomia umgesetzt.

Aufgrund der unterschiedlichen Aussagenbatterie und dem womöglich kulturspezifischen, die neutrale Antwortkategorie bevorzugenden Aussageverhalten kann das absolute Ausmass von Anomia bzw. Anomie nicht auch nur annähernd mit jenem der anderen Länder verglichen werden. Die für einmal deutliche Meinungsäusserungen zum bedenklichen Zustand des sozioökonomischen Systems lassen jedoch vermuten, dass das System selbst von einem grossen Teil der Bevölkerung als anomisch erlebt wird.

15.3 Bulgarien

Die strukturellen Bedingungen von Anomia in Bulgarien können hier nur unter Vorbehalten analysiert werden. In der Befragung, die repräsentativ für das ganze Land ist, wurden wohl Aussagen einbezogen, die jenen der Untersuchung in China ähnlich sind, doch wurden sie nicht zu einer eigentlichen Anomia-Skala zusammengezogen.¹⁹³ Zudem fehlt jedes Element der ursprünglichen Srole-Skala, d.h. die Aussagen beziehen sich einzig auf die Verinnerlichung des Stellenwertes von Erfolg; die Dimension der Orientierungssicherheit im Gesellschaftssystem fehlt. Zudem beziehen sich Vladimirov et al. (1999) auf eine etwas eigenwillige Definition von Anomie: «There is widespread *pessimism* but there are no *excessive forms of mass anomie on an individual level*, e.g. widespread alcoholism, suicide rates, drug abuse etc.» Die Autoren setzen also Anomia mit möglichen, theoretisch postulierten Folgen auf der Verhaltensebene gleich.

Dabei wäre Bulgarien ein faszinierendes Fallbeispiel für die Anomieforschung. Mit dem abrupten Wandel innerhalb weniger Monate im Winter 1989/90 trat jene Situation ein, die Durkheim modellhaft beschrieb: Ein vollkommener Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung, ohne dass sich in der kurzen Zeit ein adäquates neues Regime etablieren könnte, das bis in die Tiefen der Struktur vordringt.

In der Tat kam der Zusammenbruch in Bulgarien besonders unerwartet, da er sich – anders als etwa in Polen, Ungarn, Tschechien oder Rumänien – nicht durch eine Mobilisierung der Unzufriedenen ankündigte, keine Massenproteste das kommunistische Regime hinweg fegten. Den Wechsel wurde durch den Zusammenbruch des Ostblocks und das sich ankündigende Ende der Sowjetunion induziert und von einem reformwilligen Flügel der kommunistischen Partei initiiert. So sah sich das Volk relativ unerwartet mit Demokratie und liberaler Marktwirtschaft konfrontiert, zumindest formell. Die Ausgestaltung und Etablierung der neuen Institutionen und Normen braucht Zeit – in der Realität fand sich das bulgarische Volk in einem System wieder, dessen Normen und Institutionen bestenfalls formell legitimiert, aber im täglichen Miteinander noch nicht etabliert waren. Kurz: der idealtypischer Fall eines Systemkollapses. So kann davon ausgegangen werden, dass Bulgarien in enormen Masse von Anomie betroffen war und wohl noch immer ist.

Mit dieser Ausgangslage wäre es angezeigt gewesen, die Skala von Srole oder zumindest Elemente davon in die Umfrage miteinzubeziehen. Mit den verwendeten Fragen lässt sich wohl der Zustand der bulgarischen Gesellschaft beschreiben, aber keine der Theorie genügende

¹⁹³ Verwendung fanden Aussagen zum Vertrauen in demokratische Institutionen, erfahrene soziale Mobilität, Optimismus, Zufriedenheit mit der Arbeit und ähnliche Einstellungsfragen, die weitgehend deskriptiv ausgewertet wurden.

Bestimmung der Rolle von Anomie/Anomia treffen.¹⁹⁴ Es wurden wohl Fragen ähnlich jenen der chinesischen Anomiaskala erhoben, diese im Bericht jedoch nicht auf eine Skala reduziert. In der folgenden Auswertung wird dieser Schritt getan, immer mit dem Vorbehalt, dass es sich dabei nach Meinung des Autors um eine wenig geeignete Anomiaskala handelt¹⁹⁵. Zudem wurde das Einkommen nicht erhoben, lediglich eine Selbsteinschätzung des Haushalts-Einkommensstatus liegt vor.¹⁹⁶ Auch beim Sozio-ökonomischen Status ist die Variable mit der Einteilung in zehn Berufsgruppen wenig trennscharf.

Tabelle 15.3a: Anomia und Bildung

	zuletzt abgeschlossene AUSBILDUNG								total
	no formal education	elementary school	secondary school	vocational school	high school	technical school	college degree	university degree	
Anomia									
tief	22.2%	25.0%	29.4%	26.2%	35.5%	31.4%	50.0%	44.6%	34.2%
mittel	33.4%	40.6%	37.3%	48.4%	38.2%	42.2%	26.8%	36.0%	39.1%
hoch	44.4%	34.4%	33.3%	25.4%	26.3%	26.5%	23.2%	19.4%	26.7%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.1%	100.0%	100.0%	100.0%
N	9	64	201	122	217	306	82	186	1187
Gamma = -.146					p < .001				

Dasselbe Bild wie in den vorangehenden Auswertungen: Bildung hat einen signifikant negativen Einfluss auf die Anomia, der zudem annähernd linear ausfällt.

Die Operationalisierung des Einkommens genügt – wie angeführt – den bisher verwendeten Modellen nicht. Mit der Selbsteinschätzung der relativen Einkommensklasse wird lediglich ordinales Niveau erreicht; zudem entspricht diese subjektive Kategorisierung nicht zwingend der objektiven.

¹⁹⁴ Vladimirov et al. (1999) kamen zum Schluss, dass auf der Makroebene sehr wohl "anomische Prozesse" festzustellen sind (zunehmende Arbeitslosigkeit, höhere Kriminalitätsraten, politische Desillusionierung und ähnliches), auf der Mikroebene sich jedoch "versteckte" Strukturen gehalten haben, welche den Individuen eine gewisse Stabilität verleihen: «This is due to mainly to the survival practices of households, which use non-market mechanisms and support networks: the economy of self-sufficiency, increased inter-family aid; settled way of life so that one can use the neighbours' and friends' solidarity; increased scope of "grey" and "black" economy.» (p. 68).

¹⁹⁵ Die vier Aussagen mit jeweils vier Antwortvorgaben (I agree / I partly agree / I partly disagree / I disagree): "All means are good to an end; what is important is success", "Today most of the people get worse and not better", "Today everyone should be concerned just about their own problems", "Live for the moment, here and now, take pleasure from life; the future is something distant and ambivalent"

¹⁹⁶ "Rate the income of your household" (lowest / low / average / high / highest).

Tabelle 15.3b: Anomia und Selbsteinschätzung des Einkommensrangs

	Einschätzung des Einkommens					total
	lowest	low	average	high	highest	
Anomia						
tief	34.6%	33.7%	36.0%	32.5%	0.0%	34.3%
mittel	32.3%	44.0%	38.7%	31.2%	33.3%	38.7%
hoch	33.1%	22.3%	25.3%	36.4%	66.7%	27.0%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.1%	100.0%	100.0%
N	269	439	372	77	9	1166
Gamma = -.003					p .930	

Der subjektive Einkommensrang und Anomia weisen keinen signifikanten, oder genauer ordinal keinen signifikanten, linearen Zusammenhang auf. Rein nominal ist die Verteilung auf dem 1%-Niveau nichtzufällig. Betrachtet man bloss die Hochanomischen, fällt die kurvenförmige Verteilung auf, mit einem Tief bei der tiefen Einkommensklasse und dem anschliessenden exponentiellen Anstieg, wobei die tiefe Gruppenbesetzung bei der höchsten Einkommensklasse die statistische Aussagekraft relativiert. Generell bleibt das Einkommen ohne deutlichen Einfluss auf den Grad der Anomia, insbesondere ist keine anomiamässige Wirkung hohen Einkommens festzustellen.

Eine eigentliche Statuseinschätzung fand nicht Eingang in die Befragung. Hingegen wurde die Berufskategorie erhoben, die eine Annäherung an den SES erlaubt, wenngleich diese Skala bloss ansatzweise das ordinale Niveau erreicht und als Nominalskala behandelt werden muss.

Tabelle 15.3c: Berufskategorie und Anomia

	Berufsgruppe					
	worker	salesperson	craftsperson	agricultural worker	employee state admin.	employee plant / firm
Anomia						
tief	25.2%	25.5%	37.5%	45.3%	47.2%	32.0%
mittel	39.7%	47.6%	45.8%	36.8%	34.6%	46.7%
hoch	35.1%	26.9%	16.7%	17.9%	18.2%	21.3%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	353	145	24	106	231	75

	Berufsgruppe				total
	self employed	business person	technical intelligentsia	human services intelligentsia	
Anomia					
tief	39.3%	20.5%	40.7%	44.6%	34.7%
mittel	35.7%	40.9%	30.5%	34.6%	39.1%
hoch	25.0%	38.6%	28.8%	20.8%	26.2%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	28	44	59	101	1166
Phi = .235					p < .001

Die Verteilung weicht auf dem Nominalniveau signifikant von der Nullhypothese ab. Doch ist es schwierig, eine eindeutige Tendenz festzustellen. Die Berufsgruppen lassen sich nicht eindeutig ordinal ordnen. Der Unterschied zwischen einfachen Arbeitern (35.1% hochanomisch) und der "Intelligentsia" (20.8% bzw. 28.8%) entspricht den Erwartungen. Doch der tiefe Anteil Hochanomischer bei der nicht eben prestigeträchtigen Gruppe der Landarbeiter (17.9%) im Vergleich zum doppelt so hohen Wert bei den Businessleuten (38.6%) lässt darauf schließen, dass hier nicht Rangspannung entscheidend ist, sondern die gruppenspezifischen Probleme mit der unsicheren Entwicklung des Gesellschaftssystems.

In das folgende Regressionsmodell können das Einkommen¹⁹⁷ – und selbstredend auch der Berufsstatus – aufgrund verschiedener Modellverletzungen nicht aufgenommen werden. Es dient in erster Linie dazu, den Einfluss des Geschlechts und des Alters auf Anomia in Bulgarien abschätzen zu können.

Tabelle 15.3d: Regression mit Anomia als abhängiger Variable

Variablen	Beta	p
Alter	-.22	.000
Geschlecht (Frau)	-.03	.195
Bildung	-.18	.000
Adj R ² = .066		N = 1165

Das Alter hat einen signifikant negativen Einfluss auf Anomia; mit einem Beta von -.22 fällt die Wirkung zudem relativ stark aus. Damit bleibt Zürich die einzige Untersuchung, in der die Älteren anomischer sind als die Jugend. In dieser Analyse auf der Grundlage der bulgarischen Daten zeigt sich ansonsten das gewohnte Bild, mit einer deutlich negativen Wirkung von

¹⁹⁷ Nähme man das Einkommen in der vorliegenden Form als Einschätzung des Einkommensrang unbedacht der blossen Ordinalität doch auf, erreichte es ohnehin nicht einmal die 5%-Signifikanzgrenze.

Bildung, der Irrelevanz des Geschlechts und dem gesamthaft eher bescheidenen Beitrag des Strukturmodells zur Erklärung der Varianz von Anomia, wobei er hier mit 6.6% deutlich höher ausfällt als in China oder Queensland.

Die subjektive Einschätzung des Einkommensrangs reduziert die Validität der ohnehin problematischen Operationalisierung der Statusinkonsistenz. Gleichwohl soll hier die Hypothese mit den jeweils möglichst dichotomisierten Variablen geprüft werden:

Tabelle 15.3e: Statusinkonsistenz I

	BILDUNG / EINKOMMEN		total
	Gleichgewicht	Ungleichgewicht	
ANOMIA			
tief	33.7%	35.1%	34.3%
mittel	38.8%	39.4%	39.0%
hoch	27.5%	25.5%	26.7%
total	100.0%	100.0%	100.0%
N	744	444	1188
p = .746			

Tabelle 15.3f: Statusinkonsistenz II

	Verhältnis BILDUNG/EINKOMMEN (dichotom)				total
	tief gleich	Einkommen höher	Bildung höher	hoch gleich	
ANOMIA					
tief	31.2%	29.3%	38.6%	37.5%	34.2%
mittel	39.9%	37.6%	39.1%	37.3%	38.8%
hoch	28.9%	33.1%	22.3%	25.2%	27.0%
total	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%
N	443	157	264	301	165
p = .108					

Die Verteilung wird von der Statusinkonsistenz nicht signifikant beeinflusst. Betrachtet man die letzte Tabelle, fällt jedoch auf, dass der Tendenz nach Befragte mit Einkommensüberschuss anomischer sind als jene, die sich auf tiefem Niveau im Gleichgewicht befinden. Analog sind jene mit einem Bildungsüberschuss minim weniger anomisch als jene, die auf hohem Niveau ausgeglichen sind, was für einen tendenziell anomiefördernden Einfluss hohen Einkommens sprechen würde.

Fazit

Bei allen eingangs erwähnten Vorbehalten zur Validität der anomiaspezifischen Fragen zeigt sich in Bulgarien doch ein Bild, dass sich von den Ergebnissen in Queensland und China bloss graduell unterscheidet: Alter und Bildung wirken deutlich negativ auf den Grad der Anomia, Einkommen bleibt weitgehend ohne Einfluss. Insgesamt fällt der Beitrag der Strukturvariablen zur Varianzerklärung von Anomia bescheiden aus. Auffällig sind in dieser Untersuchung die nicht-linearen Zusammenhänge von Einkommen bzw. Berufsstatus und Anomia, die eine statusgruppenspezifische Konfrontation mit den anomischen Verhältnissen vermuten lassen.

16. Epilog

Was ist das Wesen systembedingter Spannungen? Wie und in welchem Masse werden strukturelle Spannungen auf die Positionsinhaber übertragen? Diese Kernfragen bilden das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit.

Die Modellierung führt über zwei analytische Leistungen im theoretischen Teil: Zuerst wird die soziale Struktur mit ihren Elementen aufgebaut, ausgehend vom sinnhaften Handeln. Qua dieser ontologischen Analyse soll die Beschaffenheit der strukturellen Spannungen im System aufgezeigt werden. Danach werden die diversen Anomie-Ansätze analysiert und integriert, um deren Bezug zu den strukturellen Spannungen stringent darlegen zu können.

Im empirischen Teil wird das Modell, so weit möglich, an aktuellem Datenmaterial geprüft.

Dabei zeigt sich die Kluft zwischen dem Anspruch der Theorie und der Möglichkeit der Empirie. Das Datenmaterial lässt aufgrund der unterschiedlichen Operationalisierung von Anomie nur einen beschränkten Vergleich zu. Zudem sind – wie im theoretischen Teil gezeigt wird – Anomia und Anomie zwei unterschiedliche, wenn auch interdependente Konzepte, was bislang in der Forschung kaum konsequent umgesetzt wurde.

Insofern liegt der Akzent der vorliegenden Arbeit eher auf den theoretischen Implikationen denn auf den empirischen Ergebnissen.

Letztere zeigen, dass Rangspannung grundsätzlich signifikant in anomische Spannung umgesetzt wird, wobei dem Bildungsstatus das Primat über den Einkommensstatus zukommt. Eine signifikante Umsetzung der Ungleichgewichtsspannung kann in keinem Sample festgestellt werden. Ein Ansatzpunkt zur Erweiterung der Theorie struktureller Spannungen ist die Berücksichtigung von Werttypen. Bei den Traditionalisten werden Rangspannungen in bedeutend grösserem Mass in anomische Spannung umgesetzt als in der Gesamtstichprobe.

Diese Beobachtung in der Zürcher Untersuchung stützt die These, wonach die strukturellen Spannungen in wohl signifikantem, aber mässig relevantem Ausmass in Anomia umgesetzt werden, weil im Zuge der Individualisierung und Differenzierung der Gesellschaft die Verbindlichkeit allgemeingültiger Normen und Ziele abnimmt.

17. Bibliographie

Aligisakis, Elisabetta P. (1991): Der Wandel in der sozialen und politischen Rolle der Frau. In: Melich, Anna (Hrsg.): *Die Werte der Schweizer*. Bern: Peter Lang.

Atteslander, Peter et al. (1999): Conclusions and Implications for Development Policies. In: Atteslander, Peter; Gransow, Bettina; Western, John: *Comparative Anomie Research*. Aldershot: Ashgate.

Backhaus, Klaus; Erichson, Bernd; Plinke, Wulff; Weiber, Rolf (1996): *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. Berlin, Heidelberg: Springer.

Bader, Veit-Michael und Benschop, Albert (1989): *Ungleichheiten. Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns* (Teil 1). Opladen: Leske+Budrich.

Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt: Sonderband 2). Göttingen: Schwartz.

Beck, Ulrich (1986) : *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benoit-Smullyan, Emile (1944): Status, Status Types, and Status Interrelations. In: *American Sociological Review*, Vol. 9, p. 151-161.

Berger, Peter A. und Hradil, Stefan (1990): Die Modernisierung sozialer Ungleichheit – und die Konturen ihrer Erforschung. In: Berger, Peter A. und Hradil, Stefan (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Soziale Welt: Sonderband 7). Göttingen: Schwartz.

Bohley, Peter (1991): *Statistik. Einführendes Lehrbuch für Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler*. München, Wien: Oldenburg.

Bornschier, Volker und Heintz, Peter (1977): Statusinkonsistenz und Schichtung: Eine Erweiterung der Statusinkonsistenztheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 6, Heft 1, S. 29-48.

Bornschier, Volker (1986): Social Structure and Status Inconsistency: A Research Note. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Bornschier, Volker (1986 a): Social stratification in six western countries: The general pattern and some differences. In: *Social Science Information*, Vol 25, Nr.4, p. 797–824.

Bornschier, Volker (1991): Zum Problem der sozialen Ungleichheit. In: Bornschier, Volker (Hrsg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.

Bornschier, Volker (1991 a): Soziale Schichtung im keynesianischen Gesellschaftsmodell. In: Bornschier, Volker (Hrsg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.

Bortz, Jürgen (1989): *Statistik für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.

Bottomore, Thomas B. (1976). Soziale Schichtung. In: König, René (Hrsg.): *Soziale Schichtung und Mobilität*. Stuttgart: Enke.

Brown, Wayne C., Cretser, Gary A. and Lasswell, Thomas E. (1986): Measuring Status

Inconsistency: More Trouble than it's Worth? In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Buchmann, Marlis (1991): Soziale Schichtung im Wandel. Zur Differenzierung der Struktur sozialer Ungleichheit in der Schweiz. In: Bornschie, Volker (Hrsg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.

Clinard, Marshall B. (1964): The Theoretical Implications of Anomie and Deviant Behavior. In: Clinard, Marshall B. (Ed.): *Anomie and Deviant Behavior. A discussion and critique*. New York: M.B.C.

Cohen, Albert K. (1968): *Abweichung und Kontrolle*. München: Juvena Verlag.

Cohen, Jacob und Cohen, Patricia (1975): *Applied Multiple Regression/Correlation Analysis for the Behavioral Sciences*. New York: Wiley & Sons.

Durkheim, Emile (1983): *Der Selbstmord*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Durkheim, Emile (1992): *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Engel, Uwe (1986): Methodological Problems and Strategies of Data Analysis in Status Inconsistency Research. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Faught, Jim (1986): The Relevance of Status Groups for a Theory of Status Inconsistency. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Fuchs, Dieter; Gerhards, Jürgen; Roller, Edeltraud (1993): Wir und die Anderen. Ethnozentrismus in den zwölf Ländern der europäischen Gemeinschaft. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 45. Jahrgang, S. 238–253.

Galtung, Johan (1995): Anomie/Atomie: On the Impact of Secularization. In: Atteslander, Peter: *International Journal of Sociology and Social Policy*, Vol 15, Nrs. 8-10

Gehlen, Arnold (1981): Das Bild des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie. In: Jonas, Friedrich: *Geschichte der Soziologie*. Band 2. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Gehlen, Arnold (1993): *Der Mensch: seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Frankfurt am Main: Klostermann.

Geissler, Rainer (1990): Schichten in der postindustriellen Gesellschaft. Die Bedeutung des Schichtbegriffs für die Analyse unserer Gesellschaft. In: Berger, Peter A. und Hradil, Stefan (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Soziale Welt: Sonderband 7). Göttingen: Schwartz.

Geschwender, James (1970): Status Discrepancy and Prejudice Reconsidered. In: *American Journal of Sociology*. Volume 75, Nr. 4, p. 863-865.

Haller, Max (1989): *Klassenstrukturen und Mobilität in fortgeschrittenen Gesellschaften*. Frankfurt, New York: Campus.

Hämmig, Oliver (2000): *Zwischen zwei Kulturen*. Opladen: Leske + Budrich.

Heintz, Peter (1968): *Einführung in die soziologische Theorie*. Stuttgart: Enke.

Heintz, Peter (1969): *Ein soziologisches Paradigma der Entwicklung*. Stuttgart: Enke.

Heintz, Peter (Hrsg.) (1972): *A Macrosociological Theory of Societal Systems. With Special Reference to the International System*, Bd.1. Bern, Stuttgart, Wien: Hans Huber.

Heintz, Peter; Held, Thomas; Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim und Levy, René (1978): Strukturelle Bedingungen von sozialen Vorurteilen. In: Karsten, Anita (Hg.): *Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Herbert, Willi (1992): Wertstrukturen 1979 und 1987: Ein Vergleich ihrer politischen Implikationen. In: Klages, Helmut; Hippler, Hans Jürgen und Herbert, Willi (Hrsg.): *Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition*. Frankfurt/Main und New York: Campus.

Hodge, Robert W. (1986): Frequencies and Variables of Status Inconsistency Research. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1970): *Migration. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung*. Stuttgart: Enke.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1973): *Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz*. Stuttgart: Enke.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1980): Ein theoretisches Modell gesellschaftlichen und familialen Wandels. In: Hirschier, Guido et al. (Hrsg.): *Weltgesellschaft und Sozialstruktur. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Heintz*. Diessenhofen: Rüegger.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1989): Der Prozess der Individualisierung. Ursachen und Konsequenzen. In: Habscheid, Walter J. et al. (Hrsg.): *Freiheit und Zwang. Rechtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Aspekte*. Bern: Stämpfli & Cie.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1992): *Chancen und Risiken multikultureller Einwanderungsgesellschaften*. Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat, forschungspolitische Früherkennung.

Hope, Keith (1975): Models of Status Inconsistency and Social Mobility Effects. In: *American Sociological Review*. Vol. 40, p. 322-343.

Hörning, Karl H. (1976): Struktur und Norm: das 'Soziale' an Ungleichheit und Schichtung. In: Hörning, Karl H. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit. Strukturen und Prozesse sozialer Schichtung*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.

Hörning, Karl H. und Michailow, Matthias (1990): Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration. In: Berger, Peter A. und Hradil, Stefan (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Soziale Welt: Sonderband 7). Göttingen: Schwartz.

Hornung, Carlton A. (1977): Social Status, Status Inconsistency and Psychological Stress. In: *American Sociological Review*. Vol. 42, p. 623-638.

Hradil, Stefan (1983): Zur Ungleichheit der "Sozialen Lage". In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt: Sonderband 2). Göttingen: Schwartz.

- Hradil, Stefan (1990): Zur empirischen Relevanz einer "modernen" Theorie sozialen Wandels. In: Berger, Peter A. und Hradil, Stefan (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Soziale Welt: Sonderband 7). Göttingen: Schwartz.
- Kassab, Suzanne Elizabeth (1991): *The Theory of Social Action in the Schutz-Parsons Debate*. Fribourg: Éditions Universitaires.
- Kerschke-Risch, Pamela (1990): Statusinkonsistenz. Ein neuer Ansatz für eine alte Theorie. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 19, Heft 3, S. 195-202.
- Klein, Markus (1995): Wieviel Platz bleibt im Prokrustesbett? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 47. Jg., S. 207-230.
- Kockläuner, Gerhard (1988): *Angewandte Regressionsanalyse mit SPSS*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn.
- Kreckel, Reinhard (1983): Soziale Ungleichheit und Arbeitsmarktsegmentierung. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt: Sonderband 2). Göttingen: Schwartz.
- Kreckel, Reinhard (1986): Status Inconsistency and Status Deficiency in Meritocratic Society: Stepping Stones for a Macro-Structural Theory. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.
- Lenski, Gerhard (1954): Status Crystallization: A non-vertical Dimension of Social Status. In: *American Sociological Review*. Bd. 19, p. 405-413.
- Lenski, Gerhard (1977): *Macht und Privileg. Eine Theorie der sozialen Schichtung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lamprecht, Markus und Graf, Martin (1991): Statuszuweisung in den siebziger und achtziger Jahren. In: Bornschie, Volker (Hrsg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.
- Lau, Christoph (1988): Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel. In: Luthe, Heinz Otto und Melulemann, Heiner (Hg.): *Wertwandel – Faktum oder Fiktion. Bestandsaufnahmen und Diagnosen aus kultursoziologischer Sicht*. Frankfurt: Campus.
- Li, Hanlin; Atteslander, Peter; Tanur, Judith; Wang, Qi (1999): Anomie Scales: Measuring Social Instability. In: Atteslander, Peter; Gransow, Bettina; Western, John (Hg.): *Comparative Anomie Research. Hidden barriers – hidden potential for social development*. Brookfield: Ashgate.
- Lockwood, David (1986): On the Incongruity of Power and Status in Industrial Society. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.
- Luckmann, Thomas (1992): *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Melich, Anna (Hg.) (1991): *Die Werte der Schweizer*. Bern: Peter Lang.
- Merton, Robert K. (1957): *Social Theory and Social Structure*. New York: The Free Press.
- Merton, Robert K. (1964): Anomie, Anomia and Social Interaction: Contexts of Deviant Behavior. In: Clinard, Marshall B. (Ed.): *Anomie and Deviant Behavior. A discussion and critique*. New York: M.B.C.
- Merton, Robert K. (1967): *Social Theory and Social Structure*. New York: The Free Press.

Meulemann, Heiner (1986): Status Inconsistency and Social Biography: A Research Perspective for the Analysis of the Multidimensionality of Modern Social Structures. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Mills, C.W. (1963): *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied: Luchterhand.

Müller, Hans-Peter (1986): Life Chances and Life Styles: Towards a Reformulation of the Theory of Status Inconsistency? In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Norusis, Marija J. (1988): The SPSS Guide to Data Analysis for SPSS^X. SPSS Inc.

Opp, Karl-Dieter und Wippler, Reinhard (Hg.) (1990): *Empirischer Theorievergleich. Erklärungen sozialen Verhaltens in Problemsituationen*. Darmstadt: Westdeutscher Verlag.

Parsons, Talcott (1952): *The Social System*. London: Tavistock.

Rawls, John (1975): *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rothenbuhler, Eric W (1986): Cracks in the Structure and Process of Society: Status Inconsistency as a Problem of Interpretation. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Runciman, Walter Garrison (1976): Zu einer Theorie sozialer Schichtung. In: Hörning, Karl H. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit. Strukturen und Prozesse sozialer Schichtung*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.

Ruschetti, Paul und Stamm, Hanspeter (1991) : Muster der Statusverknüpfung in sechs westlichen Ländern. In: Bornschie, Volker (Hrsg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.

Sacchi, Stefan (1992): Postmaterialismus in der Schweiz von 1972 bis 1990. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Vol. 18, S. 87-117.

Schelsky, Helmut (Hg.) (1970): *Zur Theorie der Institution*. Düsseldorf: Bertelsmann.

Schumm, Wilhelm (1986): Die Risikoproduktion kapitalistischer Industriegesellschaften. Zur These von der Risikogesellschaft. In: Erd, Rainer et al. (Hrsg.): *Strukturwandel in der Industriegesellschaft*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Schütz, Alfred und Parsons, Talcott (1977): *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schütz, Alfred (1993): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sieber, Martin (1985). Zur Verletzung von Modellannahmen in der Regressionsanalyse. In: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie*. Bd. 3, S. 515-529.

Srole Leo (1956): The Social Integration and Certain Corollaries: An Exploratory Study. In: *American Sociological Review*, 21, pp. 709-716.

Stehr, Nico (1971): Statuskonsistenz. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 23. Jahrgang, S. 34–54.

Treiman, Donald J. (1966): Status Discrepancy and Prejudice. In *American Journal of Sociology*. Vol. 71, p. 651-664.

Treiman, Donald J. (1970): Treiman Replies to Geschwender on "Status Discrepancy and Prejudice". In *American Journal of Sociology*. Vol. 76, p. 162-168.

Tumin, Melvin (1975): *Schichtung und Mobilität*. München: Juventa.

Vladimirov, Jelio et al. (1999): Bulgaria in the Circle of Anomie. In: Atteslander, Peter; Gransow, Bettina; Western, John (Hg.): *Comparative Anomie Research. Hidden barriers – hidden potential for social development*. Brookfield: Ashgate.

Weber, Max (1976): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Western, John; Lanyon, Andrea (1999): Anomie in the Asia Pacific Region: The Australian Study. In: Atteslander, Peter; Gransow, Bettina; Western, John (Hg.): *Comparative Anomie Research. Hidden barriers – hidden potential for social development*. Brookfield: Ashgate.

Williams, Robin M. Jr. (1975): Relative Deprivation. In: Coser, Lewis A. (Ed.): *The Idea of Social Structure. Papers in Honor of Robert K. Merton*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.

Wuggenig, Ulf (1986): A Dying Theory? A critical Assessment of Some Aspects of Status Inconsistency Research 1950-1983. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

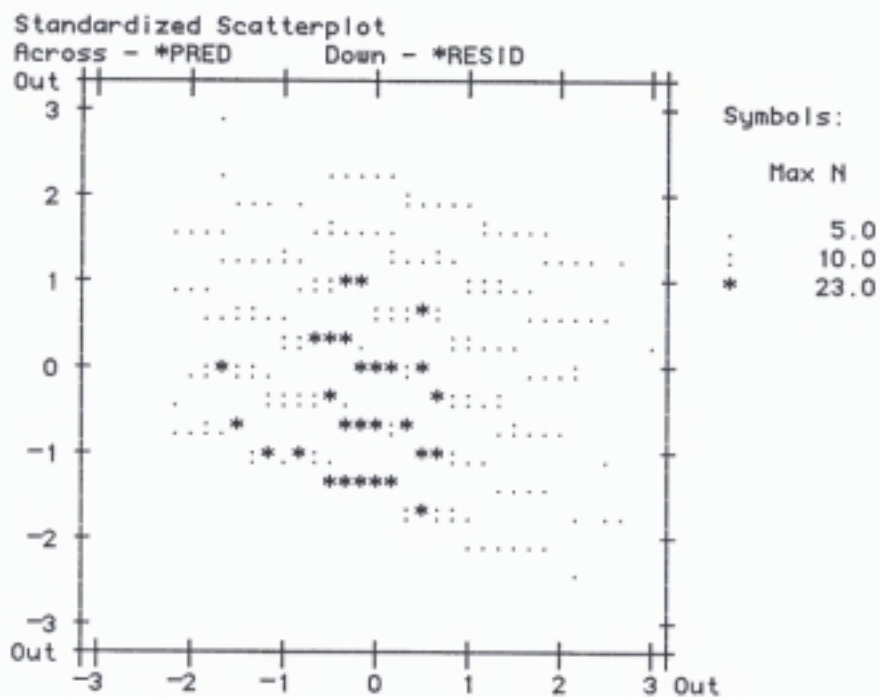
Wuggenig, Ulf (1990): Eine strukturelle Version der Theorie der Statusinkonsistenz. In: Opp, Karl-Dieter und Wippler, Reinhard (Hg.): *Empirischer Theorievergleich. Erklärungen sozialen Verhaltens in Problemsituationen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wuggenig, Ulf und Engel, Uwe (1990): Bildungskapital und Berufliche Position. Stress und Intrapunitivität als Reaktion auf Beschäftigungsprobleme. In: Opp, Karl-Dieter und Wippler, Reinhard (Hg.): *Empirischer Theorievergleich. Erklärungen sozialen Verhaltens in Problemsituationen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

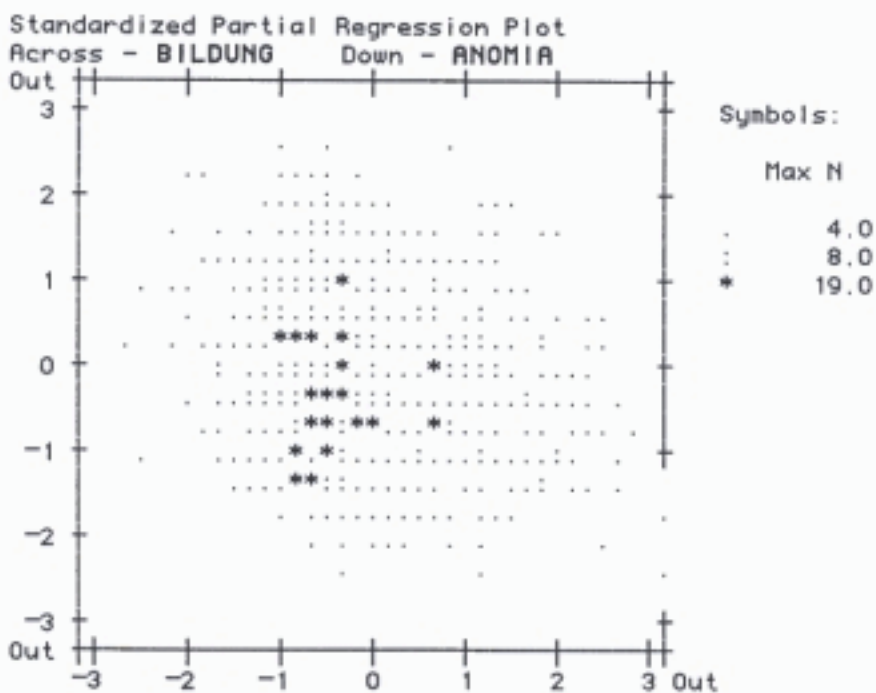
Zimmermann, Ekkart (1986): Almost All that You Wanted to Know about Status Inconsistency but Never Dared to Measure: theoretical deficits in Empirical Research on Status Inconsistency. In: Strasser, Hermann and Hodge, Robert W. (Hg.): *Status Inconsistency in Modern Societies*. Duisburg: Verlag der Sozialwissenschaftlichen Kooperative.

18. Anhang

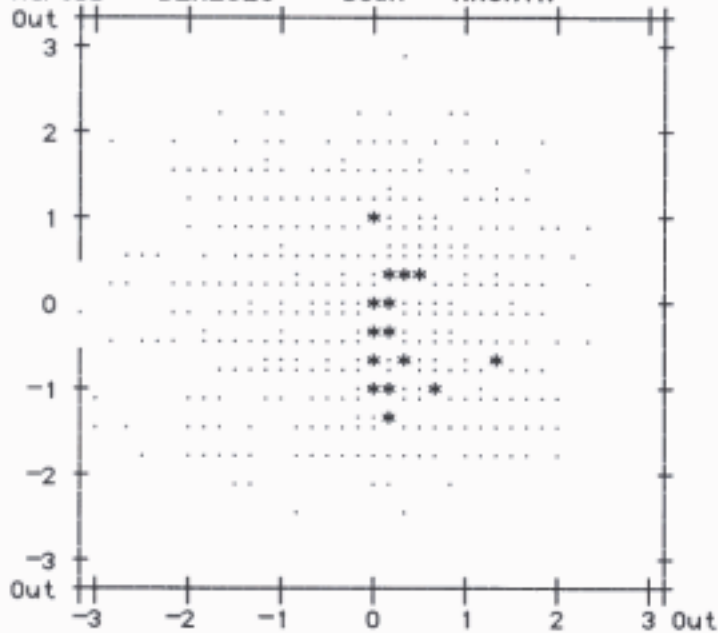
18.1 Residuendiagramme Linearität



UU: Bildung, Einkommen, SES, Alter. AU: Anomia



Standardized Partial Regression Plot
Across - BER2SES Down - ANOMIA

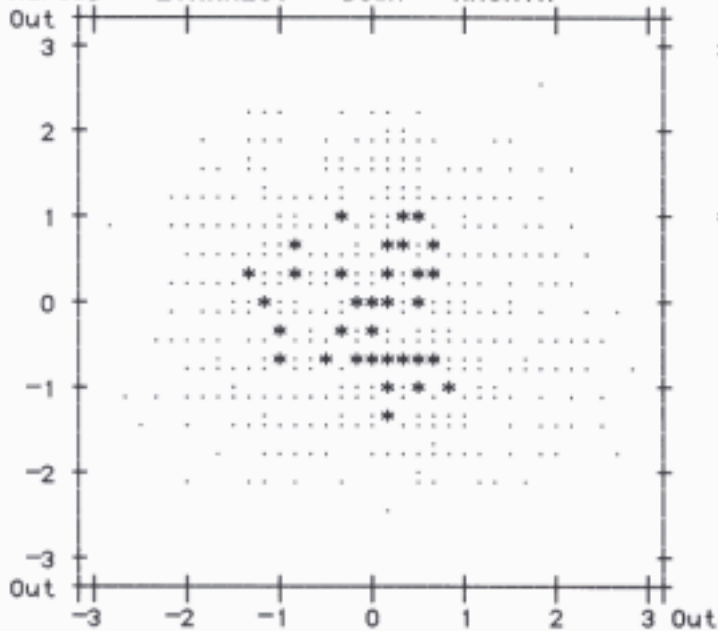


Symbols:

Max N

. 4.0
: 8.0
* 16.0

Standardized Partial Regression Plot
Across - EINKHEUT Down - ANOMIA



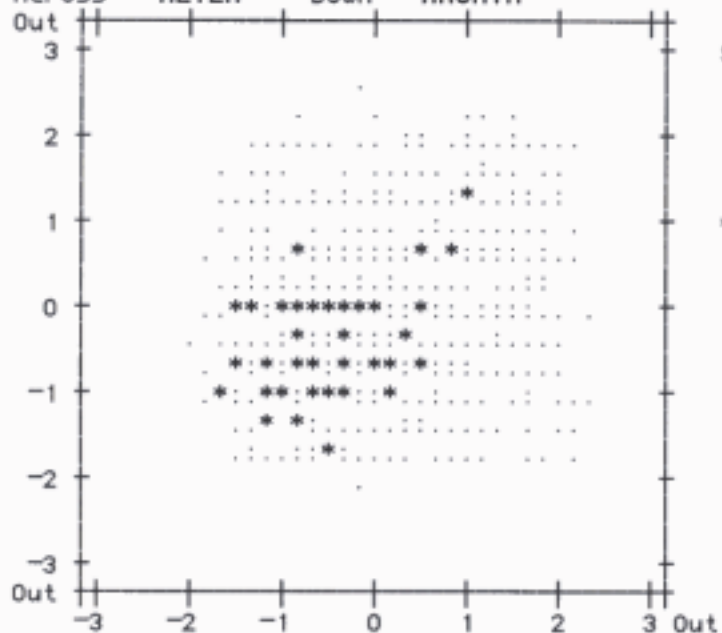
Symbols:

Max N

. 3.0
: 6.0
* 14.0

Standardized Partial Regression Plot

Across - ALTER Down - ANOMIA



Symbols:

Max N

. 3.0

: 6.0

* 15.0

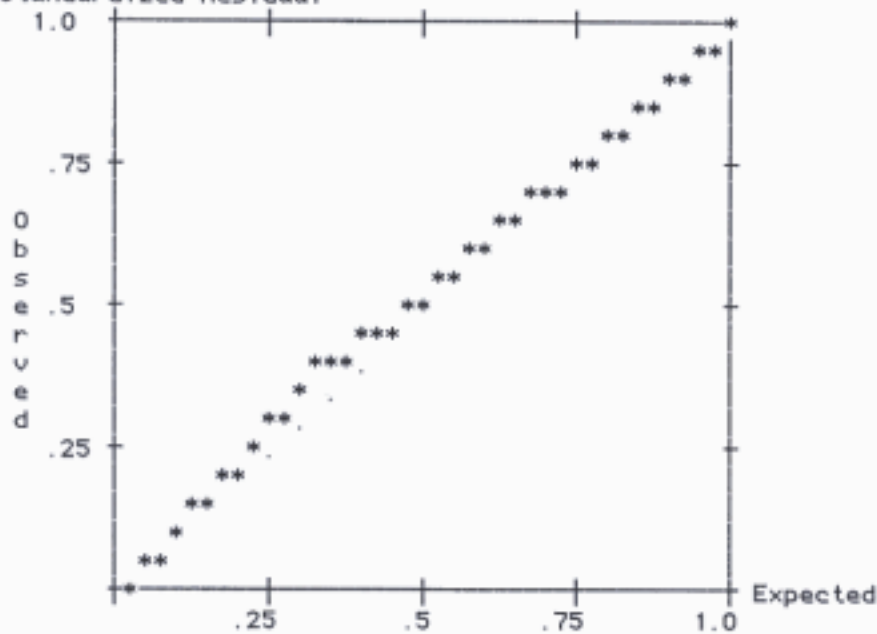
18.2 Residuendiagramme Normalverteilung

Histogram - Standardized Residual

N Exp N (* = 3 Cases, . : = Normal Curve)

0	.73	Out
1	1.45	3.00
0	3.71	2.67
9	8.47	2.33 **
27	17.32	2.00 *****
46	31.73	1.67 *****
52	52.07	1.33 *****
78	76.54	1.00 *****
83	100.79	.67 *****
100	118.89	.33 *****
119	125.62	.00 *****
94	118.89	-.33 *****
128	100.79	-.67 *****
89	76.54	-1.00 *****
73	52.07	-1.33 *****
38	31.73	-1.67 *****
11	17.32	-2.00 ****
1	8.47	-2.33
0	3.71	-2.67
0	1.45	-3.00
0	.73	Out

Normal Probability (P-P) Plot
Standardized Residual



18.3 Anomia-Skala (von Jörg Stolz und Andi Bösch konstruiert)

Anomia

1. Items

- ANOMIA1 „Alles ist heute so unsicher und wechselt so schnell, dass man häufig nicht mehr weiss, wonach man sich richten soll.“
- ANOMIA2 „Das Schlimme an der heutigen Zeit ist, dass den Leuten die alten Traditionen und Gewohnheiten gar nichts mehr bedeuten.“
- ANOMIA3 „Es hat keinen Sinn, mit den Behörden Kontakt aufzunehmen, weil diese interessieren sich ja doch nicht für die Probleme des Durchschnittsbürgers.“
- ANOMIA5 „Früher sind die Leute besser dran gewesen, weil jeder gewusst hat, was er zu tun hat.
- ANOMIA6 Wenn man die Ereignisse von den letzten Jahren betrachtet, wird man richtig unsicher.“

2. deskriptive Masse

ANOMIA1 alles ist unsicher

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
einverstanden	1	654	51.7	51.7	51.7
nicht einverstanden	2	611	48.3	48.3	100.0
		-----	-----	-----	
	Total	1265	100.0	100.0	

ANOMIA2 Verlust Traditionen und Gewohnheiten

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
einverstanden	1	496	39.2	39.2	39.2
nicht einverstanden	2	769	60.8	60.8	100.0
		-----	-----	-----	
	Total	1265	100.0	100.0	

ANOMIA3 Kontakt mit Behörden

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
einverstanden	1	415	32.8	32.8	32.8
nicht einverstanden	2	850	67.2	67.2	100.0
		-----	-----	-----	
	Total	1265	100.0	100.0	

ANOMIA5 früher war es besser

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
einverstanden	1	307	24.3	24.3	24.3
nicht einverstanden	2	958	75.7	75.7	100.0
		-----	-----	-----	
Total		1265	100.0	100.0	

ANOMIA6 Unsicherheit wegen Ereignissen der letzt

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
einverstanden	1	677	53.5	53.5	53.5
nicht einverstanden	2	588	46.5	46.5	100.0
		-----	-----	-----	
Total		1265	100.0	100.0	

Means

	Mean	Std Dev	Cases
1. ANOMIA1	1.4830	.4999	1265.0
2. ANOMIA2	1.6079	.4884	1265.0
3. ANOMIA3	1.6719	.4697	1265.0
4. ANOMIA5	1.7573	.4289	1265.0
5. ANOMIA6	1.4648	.4990	1265.0

Correlation Matrix

	ANOMIA1	ANOMIA2	ANOMIA3	ANOMIA5	ANOMIA6
ANOMIA1	1.0000				
ANOMIA2	.3129	1.0000			
ANOMIA3	.1363	.1527	1.0000		
ANOMIA5	.2335	.2554	.1582	1.0000	
ANOMIA6	.4313	.2518	.1853	.2873	1.0000

3. Reliabilität

RELIABILITY ANALYSIS - SCALE (ALPHA)

Item-total Statistics

	Scale Mean if Item Deleted	Scale Variance if Item Deleted	Corrected Item-Total Correlation	Squared Multiple Correlation	Alpha if Item Deleted
ANOMIA1	6.5020	1.4654	.4396	.2369	.5217
ANOMIA2	6.3771	1.5563	.3714	.1474	.5593
ANOMIA3	6.3130	1.7421	.2296	.0553	.6282
ANOMIA5	6.2277	1.6696	.3553	.1316	.5683
ANOMIA6	6.5202	1.4507	.4557	.2396	.5126

Reliability Coefficients 5 items

Alpha = .6148 Standardized item alpha = .6129

4. Dimensionalität (Hauptkomponentenanalyse)

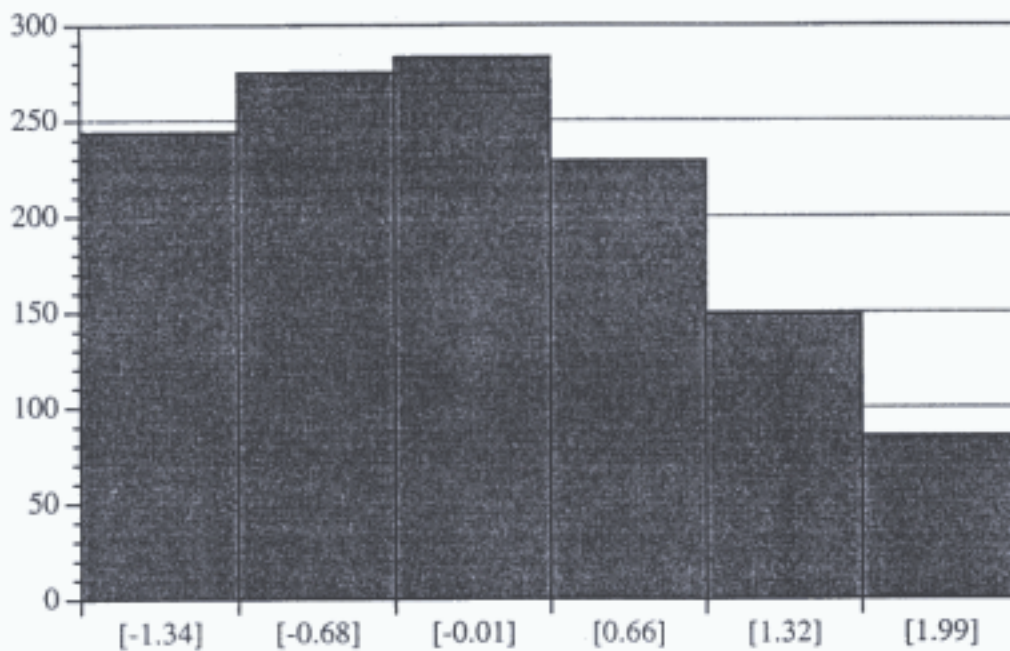
Die Hauptkomponentenanalyse ergibt 1 Dimension!

5. Skalenkonstruktion

Formel:

$$ANOMIA = -(z\text{-stand.}(ANOMIA1 + ANOMIA2 + ANOMIA3 + ANOMIA5 + ANOMIA6))$$

Verteilung Anomia:



18.4 EA-Skala (Einstellung gegenüber Ausländern, von Jörg Stolz und Andi Bösch konstruiert)

Einstellungen gegenüber Ausländern

1. Items

TYPGR04	„In unserer Gesellschaft gibt es verschiedene Gruppen, die manche als störend empfinden. Bitte sagen Sie mir, wie Sie die folgenden Gruppen im allgemeinen empfinden: Ausländer.“
UEBERFRE	„Man hört ab und zu, die Schweiz sei überfremdet. Ist das Ihrer Meinung nach richtig oder nicht?“
KULTAUS1	„Die Anwesenheit der Ausländer, die hier leben, bringt mehr Vorteile als Nachteile.“
KULTAUS3	„Ohne die vielen Ausländer wäre unsere Stadt viel weniger lebendig.“
KULTAUS5	„Es ist wichtig, die Ausländer die hier leben, so wie sie sind zu akzeptieren.“
KULTAUS6	„Die Ausländer sollten hier leben können, wie in ihrer Heimat.“
EIGENART	„Würden Sie Leute unterstützen, die sich zum Ziel setzen, die typisch schweizerische Eigenart vor dem Einfluss der Ausländern zu bewahren?“
AUSLBEST	„Sollte man nach Ihrer Meinung den Ausländerbestand verringern, so lassen wie er ist, oder sollte man auch eine Erhöhung zulassen?“

2. deskriptive Masse

TYPGR04 Ausländer

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
sehr störend	1	21	1.7	1.7	1.7
eher störend	2	100	8.1	8.1	9.8
wenig störend	3	541	43.7	43.7	53.4
gar nicht störend	4	577	46.6	46.6	100.0
		-----	-----	-----	
Total		1239	100.0	100.0	

UEBERFRE Ueberfremdung Schweiz

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
richtig	1	434	35.0	35.0	35.0
nicht richtig	2	805	65.0	65.0	100.0
		-----	-----	-----	
Total		1239	100.0	100.0	

KULTAUS1 Ausl mehr Vorteile als Nachteile

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
sehr einverstanden	1	306	24.7	24.7	24.7
eher einverstanden	2	582	47.0	47.0	71.7
eher nicht einverstan	3	270	21.8	21.8	93.5
gar nicht einverstan	4	81	6.5	6.5	100.0
		-----	-----	-----	
Total		1239	100.0	100.0	

KULTAUS3 lebendige Stadt durch Ausl

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
sehr einverstanden	1	593	47.9	47.9	47.9
eher einverstanden	2	418	33.7	33.7	81.6
eher nicht einversta	3	144	11.6	11.6	93.2
gar nicht einverstan	4	84	6.8	6.8	100.0
Total		1239	100.0	100.0	

KULTAUS5 Ausl akzeptieren

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
sehr einverstanden	1	587	47.4	47.4	47.4
eher einverstanden	2	469	37.9	37.9	85.2
eher nicht einversta	3	143	11.5	11.5	96.8
gar nicht einverstan	4	40	3.2	3.2	100.0
Total		1239	100.0	100.0	

KULTAUS6 Ausl leben wie in Heimat

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
sehr einverstanden	1	118	9.5	9.5	9.5
eher einverstanden	2	439	35.4	35.4	45.0
eher nicht einversta	3	480	38.7	38.7	83.7
gar nicht einverstan	4	202	16.3	16.3	100.0
Total		1239	100.0	100.0	

EIGENART Bewahrung CH Eigenart unterstuetzen

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja	1	286	23.1	23.1	23.1
nein	2	953	76.9	76.9	100.0
Total		1239	100.0	100.0	

AUSLBEST Meinung zu Ausländerbestand

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
verringern	1	281	22.7	22.7	22.7
belassen	2	658	53.1	53.1	75.8
Erhöhung zulassen	3	300	24.2	24.2	100.0
Total		1239	100.0	100.0	

Means

		Mean	Std Dev	Cases
1.	ZAUSLBES	.0000	1.0000	1239.0
2.	ZEIGENAR	.0000	1.0000	1239.0
3.	ZKULT1	.0000	1.0000	1239.0
4.	ZKULT3	.0000	1.0000	1239.0
5.	ZKULT5	.0000	1.0000	1239.0
6.	ZKULT6	.0000	1.0000	1239.0
7.	ZTYPGR04	.0000	1.0000	1239.0
8.	ZUEBERFR	.0000	1.0000	1239.0

Correlation Matrix

	ZAUSLBES	ZEIGENAR	ZKULT1	ZKULT3	ZKULT5	ZKULT6
ZAUSLBES	1.0000					
ZEIGENAR	.3956	1.0000				
ZKULT1	.5321	.3326	1.0000			
ZKULT3	.4254	.2990	.4593	1.0000		
ZKULT5	.3536	.2362	.3336	.3098	1.0000	
ZKULT6	.3720	.2212	.3377	.2842	.4869	1.0000
ZTYPGR04	.5003	.3346	.4740	.3820	.3886	.3664
ZUEBERFR	.5824	.3606	.4676	.3832	.3309	.3095
	ZTYPGR04	ZUEBERFR				
ZTYPGR04	1.0000					
ZUEBERFR	.4573	1.0000				

3. Reliabilität

Item-total Statistics

	Scale Mean if Item Deleted	Scale Variance if Item Deleted	Corrected Item- Total Correlation	Squared Multiple Correlation	Alpha if Item Deleted
ZAUSLBES	.0000	22.1102	.6723	.4868	.7973
ZEIGENAR	.0000	24.0734	.4443	.2117	.8274
ZKULT1	.0000	22.5594	.6183	.4065	.8047
ZKULT3	.0000	23.3469	.5263	.2930	.8169
ZKULT5	.0000	23.5537	.5027	.3123	.8199
ZKULT6	.0000	23.6772	.4887	.3020	.8217
ZTYPGR04	.0000	22.6263	.6104	.3789	.8057
ZUEBERFR	.0000	22.6500	.6075	.4122	.8061

Reliability Coefficients 8 items

Alpha = .8322 Standardized item alpha = .8322

4. Dimensionalität (Hauptkomponentenanalyse)

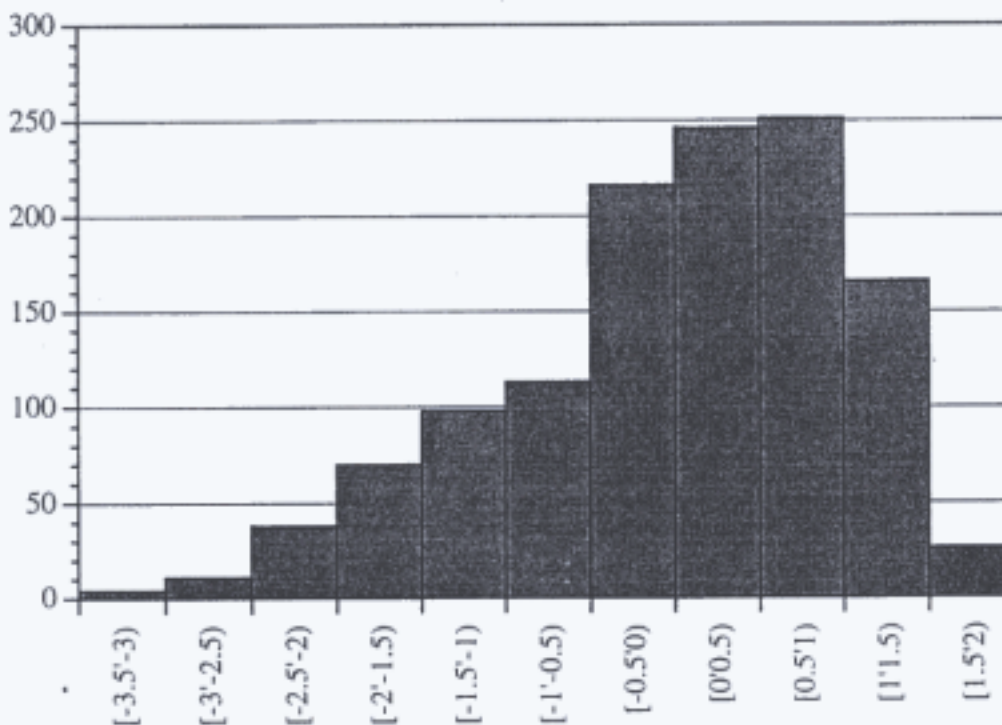
Die Hauptkomponentenanalyse ergibt 1 Dimension!

5. Skalenkonstruktion

Formel:

$EA_SCALE = z\text{-stand.}(+z\text{-stand.}(TYPGR04) + z\text{-stand.}(UEBERFRE) - z\text{-stand.}(KULTAUS1) - z\text{-stand.}(KULTAUS3) - z\text{-stand.}(KULTAUS5) - z\text{-stand.}(KULTAUS6) + z\text{-stand.}(EIGENART) + z\text{-stand.}(AUSLBEST))$

Verteilung Einstellung zu Ausländer:



18.5 Suppression

Regression von Anomie auf Alter und Einkommen

Multiple R	.30175		
R Square	.09105	R Square Change	.07772
Adjusted R Square	.08914	F Change	81.14039
Standard Error	.93541	Signif F Change	.0000

Analysis of Variance

	DF	Sum of Squares	Mean Square
Regression	2	83.17998	41.58999
Residual	949	830.36835	.87499

F = 47.53180 Signif F = .0000

----- Variables in the Equation -----

Variable	B	SE B	Beta	T	Sig T
EINKHEUT	-.078392	.013208	-.190165	-5.935	.0000
ALTER_1	.023906	.002654	.288607	9.008	.0000
(Constant)	-.604983	.117084		-5.167	.0000
End Block Number	2	All requested variables entered.			

Correlation:

	EINKHEUT	ALTER_1	ANOMIA
EINKHEUT	1.000	.259	-.115
ALTER_1	.259	1.000	.239
ANOMIA	-.115	.239	1.000

Suppression mit mehr als 2 unabhängigen Variablen ist schwierig nachzuvollziehen (vgl. Bortz, 1989). Bei zwei UV liegt Suppression vor, wenn die Ungleichung $b \cdot r > \text{squ}(r)$ erfüllt ist. Dies gilt für Alter wie für Einkommen, wie ein Blick auf die Korrelationsmatrix und die Regressionsparameter zeigt. Deshalb unterliegen Alter und Einkommen einer reziproken Suppression, was ihr jeweiliges Gewicht im Regressionsmodell erhöht.

18.6 Integrationsbereitschaft

1. Items

Frage: «Wenn sich jemand einbürgern lassen will, welche von den folgenden Voraussetzungen müsste er Ihrer persönlichen Meinung nach unbedingt erfüllen?»
(Antwortmöglichkeiten: Ja/Nein)

BUERGER1: Ein ehrliches, ernsthaftes Interesse haben, Schweizer zu werden.

BUERGER2: Die schweizerische Rechtsordnung anerkennen.

BUERGER3: Das Schweizervolk respektieren.

BUERGER4: Eine von den Landessprachen beherrschen.

BUERGER5: Einen ähnlichen Lebensstil haben wie die Schweizer.

BUERGER6: Seit mehr als 10 Jahren in der Schweiz leben.

BUERGER7: Mindestens ein Elternteil muss Schweizer sein.

BUERGER8: Aus einem Land mit christlicher Kultur kommen.

2. deskriptive Masse

BUERGER1 Interesse CH werden

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	996	74.4	75.2	75.2
nein, müsste nicht u	0	329	24.6	24.8	100.0
keine Antwort/verwei	99	13	1.0	Missing	
	Total	1338	100.0	100.0	

BUERGER2 Rechtsordnung anerkennen

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	1300	97.2	97.5	97.5
nein, müsste nicht u	0	33	2.5	2.5	100.0
keine Antwort/verwei	99	5	.4	Missing	
	Total	1338	100.0	100.0	

BUERGER3 Schweizervolk respektieren

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	1156	86.4	87.4	87.4
nein, müsste nicht u	0	166	12.4	12.6	100.0
keine Antwort/verwei	99	16	1.2	Missing	
	Total	1338	100.0	100.0	

BUERGER4 Landessprache beherrschen

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	1003	75.0	75.1	75.1
nein, müsste nicht u	0	332	24.8	24.9	100.0
keine Antwort/verwei	99	3	.2	Missing	
Total		1338	100.0	100.0	

BUERGER5 ähnlicher Lebensstil haben

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	350	26.2	26.3	26.3
nein, müsste nicht u	0	983	73.5	73.7	100.0
keine Antwort/verwei	99	5	.4	Missing	
Total		1338	100.0	100.0	

BUERGER6 10 Jahre in der CH wohnen

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	485	36.2	36.5	36.5
nein, müsste nicht u	0	845	63.2	63.5	100.0
keine Antwort/verwei	99	8	.6	Missing	
Total		1338	100.0	100.0	

BUERGER7 Elternteil muss CH sein

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	65	4.9	4.9	4.9
nein, müsste nicht u	0	1270	94.9	95.1	100.0
keine Antwort/verwei	99	3	.2	Missing	
Total		1338	100.0	100.0	

BUERGER8 christliche Kultur

Value Label	Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
ja, müsste unbedingt	1	105	7.8	7.9	7.9
nein, müsste nicht u	0	1228	91.8	92.1	100.0
keine Antwort/verwei	99	5	.4	Missing	
Total		1338	100.0	100.0	

3. Linearkombination + Trichotomisierung

BUERGER

Value	Frequency	Percent	Valid Percent	Cum Percent
.00	6	.4	.4	.4
1.00	22	1.6	1.6	2.1
2.00	145	10.8	10.9	12.9
3.00	299	22.3	22.4	35.3
4.00	363	27.1	27.2	62.5
5.00	298	22.3	22.3	84.8
6.00	134	10.0	10.0	94.8
7.00	47	3.5	3.5	98.4
8.00	22	1.6	1.6	100.0
.	2	.1	Missing	
<hr/>				
Total	1338	100.0	100.0	

Buerger = (0 bis 3): Integrationsbereitschaft hoch

Buerger = (4): Integrationsbereitschaft mittel

Buerger = (5 bis 8): Integrationsbereitschaft tief

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Felix Fischer
Adresse: Schaffhauserstr. 286
8057 Zürich
E-Mail: felixfischer@bluemail.ch
Geburtstag: 28. April 1970
Geburtsort: Meisterschwanden/AG
Familienstand: ledig



Schulbildung

1977 - 1986 Primar und Bezirksschule Sarmenstorf und Fahrwangen
1986 - 1990 Gymnasium Wohlen/AG, Typus C

Studium

1990 / 91 Studienbeginn in Ökonomie, Uni Zürich; abgebrochen im 2. Semester

1991 - 1998 Studium Phil I, Universität Zürich.

Hauptfach: **Soziologie**. Schwerpunkte: Migration, abweichendes Verhalten, Familiensoziologie. Lizentiatsarbeit im Rahmen eines NF-Projektes in der Stadt Zürich zum Thema 'Einstellungen gegenüber Ausländern'.

Erstes Nebenfach: **Publizistik**. Schwerpunkte: Medienwirkungsforschung, Public Relations, Systemtheorie der Massenkommunikation. Projektarbeit zur Personalisierung im Vorfeld der EWR-Abstimmung.

Zweites Nebenfach: **Politikwissenschaft**. Schwerpunkte: Internationale Beziehungen, Konfliktforschung.

1999 - 2002 **Dissertation** am Soziologischen Institut der Uni Zürich. Thema: Strukturelle Bedingungen von Anomia. Sechsmonatige Studienarbeit in Australien und Kanada.
Abgeschlossen und angenommen im Juli 2002.

Zürich, im Dezember 2002